

	<p>Clive Cussler Paul Kemprecos</p> <p>Tödliche Beute</p> <p>scanned by ut corrected by ab</p>
<p>Ein Schiff von radikalen Umweltschützern rammt im Nordmeer ein dänisches Schiff und versenkt es mitsamt Mannschaft. In einer dramatischen Rettungsaktion versuchen Kurt Austin und die NUMA-Crew die Seeleute zu bergen. Da tauchen feindselig gesonnene Eskimos vom Stamm der Kiolyas auf und mit ihnen ihr Anführer Toonook, ein Genforscher, der aus purer Geldgier Lachse in Monster verwandeln will. Der Ernst der Lage wird schlagartig klar, als das Numa-Boot explodiert. Knapp dem Tod entronnen, sind Kurt und seine Leute entschlossen, den Eskimos das Handwerk zu legen</p>	

ISBN: 3-442-36068-4

Original: White Death – A Novel from the NUMA Files

Thomas Haufschild

Verlag: Wilhelm Goldmann Verlag

Erscheinungsjahr: 2004

Umschlaggestaltung: Design Team München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Kurt Austin, der Leiter eines Spezialeinsatzteams der NUMA (National Underwater & Marine Agency), und sein Partner Joe Zavala halten sich mit ihrer Crew in der Barentssee auf, um dort ein neues U-Boot zu testen, als ein Hilferuf sie erreicht. Bei den Färöer-Inseln im Nordmeer hat es einen Zwischenfall gegeben: Ein Schiff radikaler Umweltschützer hat ein dänisches Boot gerammt und versenkt. Die Mannschaft ist noch an Bord – in einem luftdichten Raum. Russland stellt Transportflugzeuge zur Verfügung, so dass Kurt und Joe mitsamt ihrem U-Boot tatsächlich rechtzeitig vor Ort sind und die Dänen lebend bergen. Dabei werden sie auf die Oceanus Corporation aufmerksam, eine Organisation, die riesige, offenbar illegale Fischzucht-Farmen unterhält. Als Schutztruppe hat man Eskimos vom Stamm der Kiolya angeheuert. Deren Anführer, der albinohafte Toonook, ist ein ebenso wahnsinniger wie gefährlicher Genforscher. Sein unfassbarer Plan ist es, Lachse in piranhaähnliche Raubfische zu verwandeln, die dann die internationalen Fischbestände dezimieren sollen. Er strebt ein weltweites Fischmonopol an. Da Kurt seine Absichten durchschaut und das Unternehmen gefährdet, werden Anschläge auf sein Leben verübt. Doch umso furchtloser nimmt er den Kampf gegen die skrupellose Verbrecherbande auf ...

Autoren

Clive Cussler ist Stammgast auf der Bestsellerliste der New York Times, seit er 1973 seinen ersten Helden Dirk Pitt erfand. Ansonsten fahndet er nach verschollenen Flugzeugen und leitet Suchexpeditionen nach berühmten Schiffswracks. Cussler genießt Weltruf als Sammler von klassischen Automobilen. Er lebt in der Wüste von Arizona und in den Bergen Colorados.

Paul Kemprecos, Co-Autor von Clive Cussler, war bereits als Journalist, Kolumnist und Herausgeber tätig. Der leidenschaftliche Taucher schrieb mehrere Unterwasser-Kriminalromane und lebt in Massachusetts, U.S.A.

PROLOG I

Westlich der Britischen Inseln, 1515

Diego Aguirrez erwachte aus unruhigem Schlaf und hatte den Eindruck, eine Ratte sei ihm über das Gesicht gehuscht. Auf seiner breiten Stirn stand kalter Schweiß, sein Herz hämmerte wie wild, und eine unbestimmte Panik nagte hungrig an seinen Eingeweiden. Er lauschte auf das gedämpfte Schnarchen seiner schlafenden Mannschaft und das Glucksen und Plätschern kleiner Wellen, die an den hölzernen Rumpf schlugen. Alles wirkte normal, und dennoch konnte er sich nicht des bedrückenden Gefühls erwehren, dass irgendwo im Schatten eine unsichtbare Gefahr lauerte.

Er rollte sich leise aus der Hängematte, wickelte sich eine dicke Wolldecke um die muskulösen Schultern und stieg die Kajüsttreppe zum nebelverhangenen Deck hinauf. Im diffusen Mondschein glänzte die stabil gebaute Karavelle, als wäre sie aus Spinnweben zusammengesetzt. Aguirrez hielt auf eine Gestalt zu, die neben einer gelb schimmernden Öllampe kauerte.

»Guten Abend, Kapitän«, begrüßte ihn der Mann.

»Guten Abend«, erwiderte Aguirrez zufrieden, weil der Posten wach und auf der Hut war. »Alles in Ordnung?«

»Ja, Sir. Allerdings haben wir immer noch keinen Wind.«

Aguirrez blickte zu den gespenstischen Masten und Segeln empor. »Bald kommt eine Brise auf. Ich kann es riechen.«

»Aye, Kapitän«, sagte der Mann und unterdrückte ein

Gähnen.

»Geh nach unten, und schlaf ein wenig. Ich löse dich ab.«

»Es ist noch nicht an der Zeit. Meine Wache endet erst, wenn das Stundenglas abgelaufen ist.«

Der Kapitän nahm die Sanduhr, die neben der Lampe stand, und drehte sie um. »So«, sagte er. »*Jetzt* ist es an der Zeit.«

Der Mann bedankte sich und schlurfte ins Mannschaftsquartier, während der Kapitän auf dem hohen quadratischen Achterkastell Position bezog. Er blickte nach Süden und starrte in die dunstigen Nebelschwaden, die wie Dampf aus der spiegelglatten See aufstiegen. Bei Sonnenaufgang befand er sich immer noch auf seinem Posten. Seine olivschwarzen Augen waren inzwischen rot gerändert und brannten vor Müdigkeit, und die Decke hatte sich mit Feuchtigkeit voll gesogen, doch Aguirrez blieb eigensinnig wie immer, ignorierte die Unannehmlichkeiten und lief wie ein Tiger im Käfig auf und ab.

Der Kapitän war Baske, kam also aus der zerklüfteten Bergregion zwischen Spanien und Frankreich, und seine durch Jahre auf See geschärften Instinkte funktionierten verlässlich. Die Basken galten als die besten Seeleute der Welt, und Männer wie Aguirrez stießen häufig in Regionen vor, die von furchtsameren Zeitgenossen als Reich der Seeschlangen und Mahlströme angesehen wurden. Der Kapitän hatte die für seine Volksgruppe typischen dichten Augenbrauen, große abstehende Ohren, eine lange gerade Nase und ein Kinn wie ein Felsvorsprung. In ferner Zukunft würden manche Wissenschaftler behaupten, die Basken mit ihren prägnanten Gesichtszügen stammten in direkter Linie von

den Cromagnonmenschen ab.

Im grauen Licht des frühen Morgens tauchten nun die Matrosen gähmend an Deck auf, reckten sich und gingen dann an die Arbeit. Der Kapitän ließ sich immer noch nicht ablösen, und etwas später wurde seine Ausdauer belohnt.

Aus blutunterlaufenen Augen erspähte er einen Lichtpunkt im dichten Dunst. Das schnelle nervöse Flackern hielt nur einen kurzen Moment an, aber es erfüllte Aguirrez mit einer seltsamen Mischung aus Erleichterung und Angst.

Sein Herzschlag beschleunigte sich. Aguirrez nahm das Messingfernrohr, das an einer Schnur um seinen Hals hing, zog es zu voller Länge auseinander und schaute hindurch. Zuerst sah er nur eine einheitlich graue Wand, wo die Nebelbank mit dem Wasser verschmolz. Er wischte sich mit dem Ärmel über die Augen, blinzelte mehrmals, um den Blick zu klären, und hob das Fernrohr erneut. Auch diesmal sah er nichts. Vielleicht hatte er sich alles nur eingebildet.

Plötzlich aber bemerkte er eine Bewegung. Aus den Dunstschwaden stach wie der Schnabel eines Raubvogels ein spitzer Bug hervor. Dann kam das Schiff vollständig in Sicht. Der schmale schwarze Rumpf schoss voran, glitt ein paar Sekunden und bekam sogleich einen neuen Schub. Dicht dahinter folgten zwei weitere Schiffe und sausten wie riesige Wasserinsekten über die glatte Oberfläche. Aguirrez fluchte leise.

Kriegsgaleeren.

Das Sonnenlicht spiegelte sich in den nassen Ruderblättern, die in gleichmäßigem Rhythmus ins Wasser eintauchten und den Abstand zwischen den drei schlanken Kampfschiffen und der Karavelle zusehends

verringerten.

Der Kapitän nahm die Neuankömmlinge mit dem Blick des geübten Schiffbauers ruhig in Augenschein und bewunderte die klaren zweckbetonten Linien. Diese regelrechten Windhunde der Meere, die kurzfristig sehr hohe Geschwindigkeiten erreichten, waren ursprünglich in Venedig entwickelt worden und fanden mittlerweile bei einem Dutzend Staaten Europas Verwendung.

Jede Galeere wurde durch hundertfünfzig Ruder angetrieben, pro Seite aufgeteilt in drei Reihen zu je fünfundzwanzig. Das flache, gerade Profil war mit seiner Stromlinienform der Zeit weit voraus und schwang sich am Heck elegant zur überhängenden Kapitänskajüte auf. Der Bug war nach vorn verlängert, fungierte aber nicht mehr wie in früheren Zeiten als Rammsporn, sondern als Artillerieplattform.

An dem einzelnen Mast in der Nähe des Achterschiffs hing ein kleines dreieckiges Lateinsegel, aber die Schnelligkeit und Wendigkeit der Galeere basierte allein auf menschlicher Muskelkraft. Das spanische Strafsystem sorgte für einen stetigen Nachschub an Häftlingen, die bis zu ihrem Tod die neun Meter langen Riemen bedienen mussten. Von der *corsia* aus, einem schmalen, längsschiffs verlaufenden Mittelgang, zwangen brutale Aufseher die Ruderer mit Drohungen und Peitschenhieben zum Gehorsam.

Aguirrez wusste, dass die gegen sein Schiff aufgebotene Feuerkraft beträchtlich sein würde. Die Galeeren waren fast doppelt so lang wie seine rundliche, vierundzwanzig Meter messende Karavelle und verfügten normalerweise über jeweils fünfzig Arkebusen, einschüssige Vorderlader mit glattem Innenlauf. Die schwerste Waffe, ein gusseiserner Mörser namens Bombarde, war auf der Bugplattform untergebracht. Diese Position an der rechten

Vorderseite ging noch auf die früher bei Seegefechten übliche Taktik zurück, den Gegner frontal zu rammen.

Während die Galeere an das robuste griechische Gefährt erinnerte, mit dem Odysseus von Circe zu Polyphem gereist war, gehörte der Karavelle die Zukunft. Sie war für ihre Zeit schnell und wendig, konnte alle Gewässer der Erde befahren und vereinte die Takelage der südlichen Länder mit dem stabilen Rumpf der nördlichen Gefilde, der aus stumpf aufeinander stoßenden Planken bestand. Gelenkt wurde die Karavelle mit einem modernen Rudergestänge, und die einfach zu handhabenden Lateinsegel, übernommen von der arabischen Dau, verschafften ihr große Vorteile gegenüber jedem anderen zeitgenössischen Segler, sobald sie dicht am Wind fuhr.

Leider hingen diese so wunderbar effizienten Segel gegenwärtig schlaff an den beiden Masten, und solange kein Windhauch die Leinwand blähte, handelte es sich lediglich um nutzlose Stofffetzen. Die in eine Flaute geratene Karavelle war wie ein Flaschenschiff an Ort und Stelle gefangen.

Aguirrez musterte das reglose Tuch und verfluchte die Elemente, die sich gegen ihn verschworen hatten. Es war kurzsichtig und arrogant gewesen, nicht weit draußen auf See zu bleiben, sondern alle Vorahnungen zu ignorieren. Mit ihrem geringen Freibord waren die Galeeren nicht für offene Gewässer geeignet und hätten der Karavelle nur schwerlich folgen können. Doch er hatte eine direktere Route gewählt und war bis dicht an die Küste gesegelt, weil ihn bei günstigem Wind kein anderes Schiff einholen konnte. Er hatte weder mit einer Flaute gerechnet noch damit, dass die Galeeren ihn so mühelos finden würden.

Aber für Selbstvorwürfe und Vermutungen war auch später noch Zeit genug. Er schleuderte die Decke von sich, als wäre es das Cape eines Matadors, stieg aufs Deck

hinunter und brüllte Befehle. Die laute Stimme des Kapitäns versetzte die Männer von vorn bis achtern in rege Betriebsamkeit. Innerhalb weniger Sekunden glich das Deck einem aufgeschreckten Ameisenhügel.

»Lasst die Boote zu Wasser!« Aguirrez deutete auf die nahenden Kriegsschiffe. »Haltet euch ran, Jungs, oder die Henker werden mit uns ein paar Tage und Nächte zu tun haben.«

Sie machten sich mit rasender Geschwindigkeit an die Arbeit. Alle an Bord wussten, dass ihnen die Qualen der Folter und ein Tod auf dem Scheiterhaufen bevorstanden, falls die Feinde sie zu fassen bekamen. Binnen einiger Minuten lagen alle drei Beiboote im Wasser und waren mit den stärksten Ruderern bemannt. Die Schlepptaue spannten sich, doch die Karavelle rührte sich hartnäckig nicht vom Fleck. Aguirrez schrie seine Männer an, sie sollten sich mehr ins Zeug legen. Mit allen nur denkbaren Flüchen appellierte er an ihre Baskenehre, und die Luft über seinem Kopf schien beinahe Funken zu schlagen.

»Zuuuuu-gleich!«, rief der Kapitän mit loderndem Blick.

»Ihr rudert wie ein Haufen spanischer Huren.«

Die Riemen verwandelten das ruhige Wasser in weißen Schaum. Das Schiff erbebte knarrend und setzte sich endlich langsam in Bewegung. Aguirrez feuerte die Leute weiter an, rannte zurück zum Heck, stützte sich auf die Reling und hob die Linse ans Auge. Auf der Bugplattform der vorderen Galeere entdeckte er einen hoch gewachsenen schlanken Mann, der ihn ebenfalls mit einem Fernrohr musterte.

»*El Brasero*«, flüsterte Aguirrez mit unverhohlener Verachtung.

Ignatius Martinez sah, dass Aguirrez ihn beobachtete, und

schürzte die dicken, lüsternen Lippen zu einem triumphierenden Grinsen. In seinen tief liegenden gelben Augen brannte ein fanatisches, mitleidloses Feuer. Die lange, aristokratische Nase hob sich, als sei ihr ein übler Geruch begegnet.

»Kapitän Blackthorne«, wandte er sich blasiert an den rotbärtigen Mann, der neben ihm stand. »Teilen Sie den Ruderern mit, dass sie frei sein werden, falls wir unsere Beute erwischen.«

Der Kapitän zuckte die Achseln und führte den Befehl aus, obwohl er wusste, dass Martinez nicht die Absicht hatte, dieses Versprechen zu halten. Es war bloß ein grausamer Betrug.

El Brasero war das spanische Wort für Kohlenpfanne. Martinez hatte sich diesen Spitznamen dadurch verdient, dass er mit Inbrunst Ketzer beim Autodafe, einem öffentlichen Spektakel, rösten ließ. Am *quemardo*, der Stätte der Verbrennung, war er ein vertrauter Gast, und er nutzte alle Mittel, darunter auch Bestechungsgelder, um sicherzustellen, dass ihm die Ehre zuteil wurde, den Scheiterhaufen zu entzünden. Wenngleich sein offizieller Titel Öffentlicher Ankläger und Ratgeber der Inquisition lautete, hatte er seine Vorgesetzten davon überzeugen können, ihn zum leitenden Inquisitor des Baskenlandes zu ernennen. Es war ein überaus profitables Amt. Die Inquisition beschlagnahmte unverzüglich den gesamten Besitz eines Angeklagten und finanzierte damit ihre Gefängnisse und Folterkammern, ihre Geheimpolizei und Truppen sowie die Verwaltung. Auch die Inquisitoren wurden reich.

Die Basken hatten sowohl die Kunst der Navigation als auch den Schiffbau zu ungeahnter Bravour verfeinert. Aguirrez war schon Dutzende Male zu geheimen Fischgründen jenseits der Westlichen See gesegelt, um

dort Wale oder Dorsche zu fangen, und da Basken von Natur aus als geschäftstüchtig galten, hatte er – so wie viele seiner Landsleute – mit dem Verkauf ein Vermögen gemacht. Seine stets ausgelastete Werft am Nervion baute Schiffe aller Typen und Größen. Die Inquisition und ihre Exzesse waren Aguirrez durchaus ein Begriff, doch er hatte so viel mit seinen diversen Unternehmungen und den raren Stunden in Gesellschaft seiner wunderschönen Frau und der beiden Kinder zu tun, dass er kaum einen Gedanken daran verschwendete. Bei der Rückkehr von einer seiner Fahrten erfuhr er schließlich am eigenen Leib, dass Martinez und die Inquisition bössartige Mächte waren, die man nicht unterschätzen durfte.

Als die schwer mit Fisch beladenen Schiffe eines Tages am Kai festmachten, um ihren Fang zu löschen, wartete bereits eine wütende Menge auf sie. Die Leute riefen nach Aguirrez und baten ihn um Hilfe. Wie sich herausstellte, hatte die Inquisition mehrere ortsansässige Frauen verhaftet und der Hexerei bezichtigt. Auch seine Frau zählte zu den Opfern. Sie und die anderen waren für schuldig befunden worden und sollten bald vom Gefängnis zur Hinrichtungsstätte gebracht werden.

Aguirrez beruhigte die Menge und reiste sofort in die Provinzhauptstadt, doch obwohl er einigen Einfluss besaß, stieß sein Gnadengesuch auf taube Ohren. Die Beamten sagten, sie könnten nichts tun, denn dies sei keine Angelegenheit des Staates, sondern eine der Kirche. Hinter vorgehaltener Hand gaben einige von ihnen zu, dass sie selbst um Leben und Besitz fürchten müssten, falls sie sich gegen die Anweisungen des Heiligen Offiziums stellten. »*El Brasero*«, flüsterten sie voller Angst.

Daraufhin schritt Aguirrez zur Tat und rief hundert seiner Männer zusammen. Sie überfielen den bewachten

Transport, der die angeblichen Hexen zum Scheiterhaufen befördern sollte, und befreiten die Gefangenen, ohne einen einzigen Schuss abzugeben. Schon als er seine Frau wieder in die Arme schloss, wusste der Kapitän, dass *El Braseiro* die Festnahmen und Hexenprozesse inszeniert hatte, um ihn und seinen Besitz in die gierigen Finger zu bekommen.

Aguirrez vermutete, dass die Inquisition noch aus einem anderen Grund auf ihn aufmerksam geworden war. Im Vorjahr hatte ein Ältestenrat die heiligsten Reliquien des Baskenlandes in seine Obhut gegeben. Eines zukünftigen Tages sollten sie dazu dienen, die Basken zu einem Unabhängigkeitskampf gegen Spanien zu mobilisieren. Vorläufig lagen sie in einer Truhe, die in einer geheimen Kammer von Aguirrez' prunkvollem Haus versteckt war. Vielleicht hatte Martinez von den Artefakten erfahren, denn er verfügte in der Region über zahlreiche Informanten. Ihm würde sogleich klar sein, dass man mit geheiligten Relikten dem Fanatismus Vorschub zu leisten vermochte; immerhin hatte der Heilige Gral die blutigen Kreuzzüge eingeleitet. Was auch immer die Basken vereinen konnte – die Inquisition musste es als Bedrohung empfinden.

Martinez reagierte anfangs nicht auf die Befreiung der Frauen, doch Aguirrez war kein Narr. Er wusste, dass der Inquisitor erst zuschlagen würde, wenn er jeden auch noch so kleinen belastenden Beweis gesammelt hatte. Der Kapitän nutzte die Zeit, um Vorkehrungen zu treffen. Als Erstes schickte er die schnellste Karavelle seiner Flotte nach San Sebastian, als müsse sie dort repariert werden. Dann investierte er beträchtliche Summen in den Aufbau eines eigenen Spionagenetzes, das bis in die Umgebung des Anklägers reichte, und versprach die größte Belohnung demjenigen, der ihn rechtzeitig vor der

Verhaftung warnen würde. Danach widmete er sich wieder den üblichen Geschäften und wartete ab, entfernte sich jedoch nie weit von zu Hause, wo er ständig von Wachen umgeben war, allesamt erfahrene Kämpfer.

Mehrere Monate vergingen ohne jeden Zwischenfall. Dann kam eines Nachts einer seiner Spione – ein Mann, der direkt im Büro der Inquisition arbeitete – atemlos zu Aguirrez' Villa galoppiert und hämmerte an die Tür. Martinez war mit einem Trupp Soldaten aufgebrochen, um den Kapitän festzunehmen. Aguirrez bezahlte den Informanten und machte sich an die Ausführung des längst vorbereiteten Plans. Zunächst verabschiedete er sich von Frau und Kindern und versprach, so bald wie möglich am vereinbarten Treffpunkt in Portugal zu ihnen zu stoßen. Während seine Familie mit dem Großteil ihres Vermögens auf einem Bauernkarren entkam, fuhr gleichzeitig eine zweite Gruppe los, deren einziger Zweck es war, die Soldaten abzulenken und sich eine Weile quer durch die Landschaft verfolgen zu lassen. Aguirrez brach in Begleitung seiner bewaffneten Eskorte zur Küste auf. Im Schutz der Dunkelheit verließ die Karavelle den Hafen, hisste die Segel und steuerte nach Norden.

Als am nächsten Tag die Sonne aufging, kamen aus dem Morgennebel plötzlich mehrere Kampfgaleeren zum Vorschein und versuchten, der Karavelle den Weg abzuschneiden. Dank seiner überragenden Segelkünste konnte Aguirrez den Verfolgern entweichen und ließ sich von der steifen Brise entlang der französischen Küste in Richtung Norden tragen. Er setzte einen Kurs nach Dänemark, wo er nach Westen abbiegen und auf Island, Grönland und das Große Land dahinter zusteuern wollte. Dann aber verebbte vor den Britischen Inseln der Wind, und das Schiff verlor immer mehr an Fahrt, bis Aguirrez und seine Männer schließlich in einer totalen Flaute

festsaßen ...

Nun, im Angesicht der drei todbringenden Galeeren, war Aguirrez zwar entschlossen, notfalls bis zum Ende zu kämpfen, wollte zuvor aber nichts unversucht lassen, um am Leben zu bleiben. Er befahl seinen Schützen, sich kampfbereit zu machen. Bei der Bewaffnung der Karavelle hatte er zugunsten von Geschwindigkeit und Wendigkeit auf einen Teil der möglichen Panzerung und Feuerkraft verzichtet.

Die gewöhnliche Arkebuse war ein unhandlicher Vorderlader mit Luntenschloss, der auf eine tragbare Stütze aufgelegt und von zwei Männern bedient werden musste. Die Mannschaft der Karavelle war mit einer kleineren und leichteren Version ausgestattet, die sich jeweils von nur einer Person handhaben ließ. Zudem handelte es sich bei den Matrosen um ausgezeichnete Schützen, die jede Kugel ins Ziel lenken würden. Als Artillerie hatte Aguirrez zwei Bronzekanonen an Bord, die auf ihren fahrbaren Lafetten frei umherbewegt werden konnten. Die Geschützmannschaften hatten den Umgang damit gründlich geübt, so dass das Laden, Zielen und Feuern inzwischen mit der Präzision eines Uhrwerks und schneller als auf den meisten anderen Schiffen vonstatten ging.

Die Ruderer waren bereits sichtlich erschöpft, und das Schiff glich einer Fliege, die durch Sirup krabbelte. Die Galeeren befanden sich beinahe in Feuerreichweite. Bald würden ihre Scharfschützen die Matrosen mit Leichtigkeit abschießen können. Aguirrez entschied, die Leute trotzdem an ihren Plätzen zu belassen, denn solange die Karavelle sich bewegte, blieb ihm ein minimaler Handlungsspielraum. Er schrie den Männern zu, sie sollten sich weiter anstrengen, und wollte sich gerade den

Schützen zuwenden, als seine geschärften Sinne eine leichte Temperaturveränderung wahrnahmen, was normalerweise auf eine bevorstehende Brise hindeutete. Das kleinere Lateinsegel flatterte kurz wie die Schwinge eines verletzten Vogels. Dann war alles wieder still.

Als der Kapitän die Meeresoberfläche nach einer Windkräuselung absuchte, hörte er das unverkennbare Grollen einer Bombarde. Der großkalibrige Mörser war in eine stationäre Lafette eingehängt und konnte weder horizontal noch vertikal ausgerichtet werden. Die Ladung platschte etwa hundert Meter neben dem Heck der Karavelle ins Wasser. Aguirrez lachte. Ein direkter Treffer war mit einer Bombarde fast unmöglich, nicht einmal bei einem so langsamen Ziel wie der Karavelle.

Die drei Galeeren fuhren nun Seite an Seite. Noch während die Wolke aus Pulverdampf über dem Wasser schwebte, erhöhten die beiden flankierenden Schiffe ihr Tempo, überholten das mittlere Boot und setzten sich genau hinter das Heck des Gegners. Das Manöver war eine Finte, denn gleich darauf wendeten beide Galeeren nach links, und eine übernahm die Führung. Ihre Bestückung konzentrierte sich auf den rechten vorderen Bereich, und sobald sie die Karavelle passierten, konnten sie das Deck und die Takelage mit leichten und mittelschweren Waffen unter Beschuss nehmen.

Aguirrez hatte mit dieser Taktik gerechnet, beide Kanonen dicht nebeneinander auf der Backbordseite platziert und ihre Mündungen mit schwarzem Stoff verhängt. Der Feind würde annehmen, dass die Karavelle ebenfalls nur über wirkungslose Bombarden verfügte und ihre Flanken daher nahezu ungeschützt wären.

Der Kapitän suchte mit dem Fernrohr die gegnerische Artillerieplattform ab und fluchte unwillkürlich, als er dort einen seiner früheren Matrosen entdeckte, der ihn auf

vielen Fahrten begleitet hatte. Der Mann kannte den Kurs, auf dem Aguirrez in die Westliche See gelangen wollte. Höchstwahrscheinlich bedrohte die Inquisition seine Familie, um ihn gefügig zu machen.

Aguirrez überprüfte die Richthöhe der beiden Kanonen. Dann zog er das schwarze Tuch beiseite und visierte durch die Schießscharten einen imaginären Punkt auf See an. Da die Karavelle bisher keine Gegenwehr geleistet hatte, wagte die erste Galeere sich dicht heran – und Aguirrez gab den Feuerbefehl. Beide Kanonen donnerten los. Der erste Schuss war übereilt und riss der Galeere den Rammsporn weg, aber die zweite Kugel schlug mitten in die Artillerieplattform ein.

Der Bug explodierte in einem Feuerball. Wasser drang in den aufgerissenen Rumpf ein, noch zusätzlich verstärkt durch die schnelle Vorwärtsbewegung der Galeere. Das Schiff glitt unter die Oberfläche und sank binnen weniger Augenblicke. Aguirrez verspürte Mitleid mit den Ruderern, die an ihre Bänke gekettet waren und nicht fliehen konnten, doch verglichen mit den Wochen und Monaten voller Leiden würde ihr Tod eine gnädige Erlösung sein.

Die Besatzung der zweiten Galeere sah das Schicksal ihrer Kameraden und vollführte ein Manöver, das die berühmte Wendigkeit der Triremen eindrucksvoll zur Schau stellte: Das Schiff drehte sofort von der Karavelle ab und kehrte im Bogen zu Martinez zurück, der sich vorsichtig im Hintergrund gehalten hatte.

Aguirrez vermutete, dass die Galeeren sich trennen, sein Schiff außerhalb der Kanonenreichweite beidseits weiträumig umrunden und dann die ungeschützten Ruderboote angreifen würden. Und als hätte Martinez seine Gedanken gelesen, beschrieb jede der beiden Galeeren einen weiten Halbkreis um die Karavelle – wie

wachsamen Hyänen, die ihre Beute belauerten.

Der Kapitän vernahm einen Knall über seinem Kopf, hervorgerufen durch ein kurzes Flattern des Großsegels. Er hielt den Atem an und fragte sich, ob auch dies nur ein vereinzelter Hauch bleiben würde. Dann flatterte das Segel abermals, blähte sich, und die Masten knarrten. Er lief zum Bug, beugte sich über die Reling und rief den Männern an Deck zu, sie sollten die Ruderer zurück an Bord holen.

Zu spät.

Die Galeeren hatten ihren lang gestreckten Rundkurs unverzüglich verlassen und hielten nun wieder direkt auf die Karavelle zu. Das rechte Schiff schwenkte herum und präsentierte seine Breitseite, so dass die Scharfschützen das wehrlose Beiboot anvisieren konnten. Eine vernichtende Salve brach über die Ruderer herein.

Ermutigt versuchte die zweite Galeere das gleiche Manöver an Backbord. Die Schützen der Karavelle hatten den ersten Schreck überwunden und konzentrierten ihr Feuer auf die Artillerieplattform, auf der Aguirrez den Inquisitor gesehen hatte. *El Braseiro* verbarg sich zweifellos hinter dickem Holz, doch er würde die Botschaft verstehen.

Die Salve traf die Plattform wie eine Faust aus Blei. Sobald einer der Schützen gefeuert hatte, nahm er die nächste Waffe und schoss erneut, während hinter ihm die Matrosen fieberhaft nachluden. Auf diese Weise dauerte der tödliche Geschosshagel permanent an. Die Galeere hielt dem schließlich nicht länger stand und drehte ab. Ihr Rumpf war an vielen Stellen zersplittert, und einige Riemen hingen in Fetzen.

Die Besatzung der Karavelle holte daraufhin die Kameraden an Bord. Das erste Boot hatte es schlimm

erwischt; die Hälfte der Ruderer war tot. Aguirrez schrie seinen Kanonieren neue Befehle zu, lief zum Ruder und packte das Steuerrad. Die Mannschaften schoben die schweren Kanonen zu den Schießscharten am Bug. Andere Matrosen stellten die Takelage neu ein, um die auffrischende Brise bestmöglich auszunutzen.

Die Karavelle nahm Fahrt auf, und in ihrem Kielwasser brach sich die Gischt. Der Kapitän hielt auf die Galeere zu, die ihnen so blutige Verluste beigebracht hatte. Das Schiff versuchte zu fliehen, aber Aguirrez manövrierte es mit Leichtigkeit aus, bis der Abstand nur noch fünfzig Meter betrug. Die Arkebusiere des Gegners schossen auf den Verfolger, richteten aber kaum Schaden an.

Die Kanonen spuckten Feuer und Rauch. Beide Kugeln trafen die überdachte Kapitänskajüte am Heck und zerlegten sie in tausend kleine Fetzen. Wenig später waren die Geschütze wieder geladen und auf die Wasserlinie der Galeere ausgerichtet. Sie rissen zwei große Löcher in den Rumpf. Das mit Männern und Ausrüstung schwer beladene Schiff sank sehr schnell, und zurück blieben nur ein paar Luftblasen, hölzerne Wrackteile und einige glücklose Schwimmer.

Der Kapitän wandte sich der dritten Galeere zu.

Martinez hatte nach dem eindrucksvollen Beschuss seines Schiffes sofort wie ein verschrecktes Kaninchen die Flucht ergriffen und befand sich mittlerweile weit im Süden. Die flinke Karavelle wendete und nahm die Verfolgung auf. Die Aussicht, *El Braseros* Feuer zu löschen, spornte Aguirrez zusätzlich an.

Es sollte nicht sein. Die Brise war immer noch nicht allzu kräftig, so dass es der Karavelle nicht gelingen würde, die fliehende Galeere einzuholen. Dort hatte man die beschädigten Riemen längst ausgetauscht, und die

Sträflinge ruderten um ihr Leben. Schon bald war die Galeere nur noch ein dunkler Punkt auf dem Ozean.

Der Kapitän hätte Martinez bis ans Ende der Welt gehetzt, aber er sah Segel am Horizont und vermutete, es könne sich womöglich um Verstärkungen des Feindes handeln. Der Arm der Inquisition reichte weit. Aguirrez dachte an das Versprechen, das er seiner Frau und den Kindern gegeben hatte, und an seine Verantwortung gegenüber dem baskischen Volk. Widerwillig ließ er wenden und setzte einen nördlichen Kurs nach Dänemark. Er machte sich keine Illusionen über seinen Feind. Martinez mochte ein Feigling sein, doch er war geduldig und ausdauernd.

Ihr nächstes Zusammentreffen war nur eine Frage der Zeit.

PROLOG II

Deutschland, 1935

Es war kurz nach Mitternacht, irgendwo auf dem flachen Land zwischen Hamburg und der Nordsee. Hunde fingen an zu heulen und starteten mit heraushängenden Zungen und zitternden Flanken verängstigt in den schwarzen mondlosen Himmel. Ihr scharfes Gehör hatte ein Geräusch vernommen, das den Menschen dort unten verborgen blieb: das leise Surren der Maschinen des riesigen silberhätigen Torpedos, der sich hoch oben durch die dichte Wolkendecke schob.

An der Unterseite des rund zweihundertvierzig Meter langen Luftschiffs hingen in stromlinienförmigen Motorgondeln vier Maybach-Zwölfzylinder, ein Paar auf jeder Seite. Die übergroßen Fenster der weit vorn angebrachten Steuergondel waren erleuchtet. Die lange schmale Kabine war wie das Ruderhaus eines Schiffs aufgebaut, einschließlich Kompass und Speichenrädern für die Seiten- und Höhensteuerung.

Neben dem Steuermann stand breitbeinig, kerzengerade und mit hinter dem Rücken verschränkten Armen Kapitän Heinrich Braun in seiner makellosen dunkelblauen Uniform mit der hohen Schirmmütze. Trotz der Heizung war Kälte in die Kabine eingedrungen, und so trug er unter seiner Jacke einen dicken Rollkragenpullover. Brauns selbstbewusstes Profil wirkte wie aus Granit gemeißelt. Seine stocksteife Haltung, das militärisch kurze silbrige Haar und das leicht nach oben gereckte vorspringende Kinn gemahnten an seine Zeit als preußischer Marineoffizier.

Er überprüfte den Kompasskurs und wandte sich dann einem beleibten Mann mittleren Alters zu, dessen buschiger, nach oben gewirbelter Schnurrbart ihn wie ein gutmütiges Walross aussehen ließ.

»So, Herr Lutz, die erste Etappe unserer historischen Reise haben wir soeben erfolgreich bewältigt.« Braun sprach in einem sehr gewählten, anachronistischen Tonfall. »Wir halten konstant eine Geschwindigkeit von einhundertzwanzig Kilometern pro Stunde. Ungeachtet des leichten Gegenwinds liegt unser Treibstoffverbrauch exakt auf dem vorausberechneten Wert. Mein Kompliment, Herr Professor.«

Hermann Lutz mochte äußerlich dem Zapfer in einem Münchener Bierkeller ähneln, doch er war einer der erfahrensten Luftfahrtingenieure Europas. Im Anschluss an seine Pensionierung hatte Braun in einem Buch vorgeschlagen, quer über den Pol eine Luftschifflinie nach Nordamerika einzurichten. Während der Lesereise war er mit Lutz zusammengetroffen, der sich zu jener Zeit bemühte, Investoren für eine Polarexpedition zu gewinnen. Die beiden Männer einte der feste Glaube, dass Luftschiffe sich nutzbringend auf die internationale Zusammenarbeit auswirken könnten.

Lutz' blaue Augen funkelten aufgeregt. »Und ich gratuliere *Ihnen*, Kapitän Braun. Gemeinsam wird es uns gelingen, den glorreichen Gedanken des Weltfriedens zu fördern.«

»Ich bin sicher, Sie meinen den glorreichen Gedanken an die Größe *Deutschlands*«, spottete Gerhardt Heinz, ein kleiner, schwächlicher Mann, der hinter den anderen gestanden und jedes Wort mitgehört hatte. Mit theatralischer Geste zündete er sich eine Zigarette an.

»Herr Heinz, haben Sie etwa vergessen, dass sich über

unseren Köpfen Tausende Kubikmeter leicht entzündlichen Wasserstoffs befinden?«, fragte Braun ihn frostig.

»Rauchen ist nur in dem eigens ausgewiesenen Bereich der Mannschaftsunterkünfte gestattet.«

Heinz murmelte etwas Unverständliches und drückte die Zigarette mit den Fingern aus. Um nicht als Unterlegener dazustehen, reckte er sich wie ein eingebildeter Gockel. Sein Kopf war vollständig kahl geschoren, und wegen seiner Kurzsichtigkeit trug er ein Pincenez zur Schau. Das blasse Haupt saß auf schmalen Schultern, und obwohl er einschüchternd wirken wollte, fiel das Ergebnis eher grotesk aus.

Lutz fand, dass Heinz mit seinem engen schwarzen Ledermantel einer Made glich, die aus der Puppe schaute, behielt den Gedanken aber wohlweislich für sich. Heinz' Anwesenheit war der Preis, den Braun und er hatten zahlen müssen, um diese Fahrt überhaupt zu ermöglichen. Das und der Name des Luftschiffs: *Nietzsche*, nach dem deutschen Philosophen. Deutschland mühte sich, dem finanziellen und psychologischen Joch des Versailler Vertrags zu entrinnen. Als Lutz vorgeschlagen hatte, mit einem Luftschiff zum Nordpol zu reisen, war das öffentliche Echo sehr positiv ausgefallen, aber das Projekt geriet ins Stocken.

Eine Gruppe von Industriellen trat in aller Stille mit einem neuen Vorschlag an ihn heran: Sie würden mit Unterstützung des Militärs eine geheime Luftschiffreise zum Nordpol finanzieren. Falls die Mission ein Erfolg war, wollte man sie der Öffentlichkeit präsentieren, und die Alliierten sähen sich vollendeten Tatsachen gegenüber, die eindeutig die Überlegenheit der deutschen Luftfahrttechnik demonstrierten. Einen Fehlschlag würde man geheim halten, um keinen Makel davonzutragen. Der

Bau des Luftschiffs, als dessen Vorbild Lutz sich die gewaltige *Graf Zeppelin* nahm, fand hinter verschlossenen Türen statt. Ferner gehörte zu der Abmachung, dass Heinz als Interessenvertreter der Industriellen an der Expedition teilnehmen würde.

»Kapitän, könnten Sie uns den derzeitigen Stand bitte etwas genauer erläutern?«, fragte Lutz.

Braun ging zu einem Kartentisch. »Das hier ist unsere Position. Wir werden dem Kurs folgen, den die *Norge* und die *Italia* nach Spitzbergen genommen haben. Von dort aus stoßen wir dann zum Pol vor. Ich rechne damit, dass die letzte Etappe etwa fünfzehn Stunden dauern wird, aber das hängt vom Wetter ab.«

»Hoffentlich haben wir mehr Glück als die Italiener«, sagte Heinz und spielte damit auf frühere Luftschifffahrten zum Pol an. 1926 hatten der norwegische Forscher Amundsen und ein italienischer Ingenieur namens Umberto Nobile in dem lenkbaren Luftschiff *Norge* den Pol erreicht und umkreist. Nobiles zweite Expedition im Schwesterschiff *Italia* war angeblich am Pol gelandet, strandete jedoch auf dem Rückweg. Im Verlauf der Rettungsaktion ging Amundsen bei einem Flug verloren und galt seitdem als verschollen. Nobile und einige seiner Männer konnten am Ende geborgen werden.

»Das ist keine Frage des Glücks«, erwiderte Lutz. »Unser Luftschiff wurde speziell für diese Mission konstruiert, und zwar unter Berücksichtigung der von den anderen begangenen Fehler. Es ist stabiler, wesentlich wetterfester und mit zusätzlichen Kommunikationssystemen ausgestattet. Durch die Verwendung von Blaugas haben wir das Schiff stets besser unter Kontrolle, denn wir müssen keinen Wasserstoff als Ballast ablassen. Unsere Steuerung lässt sich enteisen, und die Maschinen sind auf den Betrieb bei

arktischen Minustemperaturen ausgelegt. Es ist das schnellste Luftschiff aller Zeiten, und zahlreiche Flugzeuge und Schiffe halten sich zur Verfügung, um uns sofort zu helfen, falls es Probleme gibt.

Unsere meteorologischen Messinstrumente sind unübertroffen.«

»Ich habe zu Ihnen und dem Schiff absolutes Vertrauen«, sagte Heinz mit öligem Lächeln. Er neigte von Natur aus dazu, sich bei anderen anzubiedern.

»Gut. Wir sollten alle etwas schlafen, bevor wir Spitzbergen erreichen. Dort nehmen wir Treibstoff auf und setzen unsere Reise zum Pol fort.«

Der Flug nach Spitzbergen verlief ohne Zwischenfälle. Die über Funk benachrichtigte Betankungsmannschaft stand schon bereit, und innerhalb weniger Stunden befand die *Nietzsche* sich auf dem Weg nach Norden und passierte Franz-Joseph-Land.

Im trübgrauen Meer unter ihnen trieben Eisschollen, die allmählich immer größer wurden und schließlich eine weitgehend geschlossene Decke bildeten, nur hier und da durchbrochen von dunklen Wasserrinnen. In der Nähe des Pols verwandelte sich das Eis in eine riesige, monotone Fläche. Aus dreihundert Metern Höhe wirkte die blauweiße Oberfläche vollkommen eben, doch frühere Forscher hatten am Boden auf schmerzvolle Weise erfahren müssen, dass sie kreuz und quer von Graten und Hügeln durchzogen war.

»Gute Neuigkeiten«, verkündete Braun fröhlich. »Wir befinden uns bei fünfundachtzig Grad Nord und erreichen bald unser Ziel. Die Wetterbedingungen sind ideal. Kein Wind. Klarer Himmel.«

Die Spannung wuchs, und sogar diejenigen, die dienstfrei hatten, drängten sich in die Steuergondel und

schaute zu den großen Fenstern hinaus, als hofften sie, einen hohen gestreiften Pfahl zu entdecken, der den Punkt bei neunzig Grad nördlicher Breite markierte.

»Kapitän«, rief einer der Beobachter. »Ich glaube, da unten ist etwas auf dem Eis.«

Braun nahm die betreffende Stelle durch sein Fernglas in Augenschein.

»Höchst interessant.« Er reichte den Feldstecher an Lutz weiter.

»Das ist ein Boot«, sagte der Professor.

Braun nickte zustimmend und befahl dem Steuermann, den Kurs zu ändern.

»Was machen Sie da?«, fragte Heinz.

Braun gab ihm das Fernglas. »Sehen Sie selbst«, erwiderte er wortkarg.

Heinz nahm umständlich das Fernglas ab und blickte durch das Okular. »Ich sehe nichts«, erklärte er kategorisch.

Die Antwort überraschte den Kapitän nicht. Dieser Mann war stockblind. »Gleichwohl liegt dort ein Boot auf dem Eis.«

»Was hat denn ein *Boot* hier verloren?«, fragte Heinz blinzelnd. »Ich habe von keiner anderen Expedition zum Pol gehört. Nehmen Sie sofort wieder den ursprünglichen Kurs auf!«

»Mit welcher Begründung, Herr Heinz?«, fragte Braun und hob das Kinn sogar noch ein weiteres Stück. Sein eisiger Tonfall verriet, dass die Antwort ihn ohnehin nicht interessierte.

»Unsere Mission lautet, den Nordpol anzufliegen«, sagte Heinz.

Kapitän Braun starrte ihn an, als würde er Heinz am

liebsten aus der Kabine werfen und zusehen, wie der kleine Mann auf dem Packeis aufschlug.

Lutz erkannte die Brisanz der Situation und mischte sich ein. »Herr Heinz, Sie haben natürlich Recht, mein Freund. Aber ich glaube, es gehört ferner zu unseren Aufgaben, alle Vorkommnisse zu untersuchen, die uns oder der nächsten Expedition dienlich sein könnten.«

»Außerdem sind wir genau wie jedes Schiff auf See dazu verpflichtet, anderen aus der Not zu helfen«, fügte Braun hinzu.

»Falls diese Leute uns sehen, werden sie das über Funk weitermelden und unsere Mission gefährden«, versuchte Heinz es mit einem anderen Einwand.

»Sofern sie nicht blind und taub sind, haben sie uns längst bemerkt«, sagte Braun. »Und was macht es schon, wenn sie unsere Anwesenheit irgendwo melden? Unser Schiff trägt keinerlei Hoheitszeichen, nur den Namen.«

Heinz musste sich geschlagen geben. In aller Ruhe zündete er sich eine Zigarette an und paffte den Rauch übertrieben deutlich in die Luft. Die Herausforderung war an den Kapitän gerichtet.

Braun ignorierte die trotzig Geste und erteilte den Befehl zur Landung. Der Steuermann betätigte das Höhenruder, und das mächtige Luftschiff glitt auf einer langen flachen Bahn hinunter aufs Packeis.

Färöer-Inseln, Gegenwart

Das einsame Schiff, das auf die Färöer-Inseln zusteuerte, sah wie der Verlierer einer Partie Paintball aus. Der Rumpf der fünfzig Meter langen *Sea Sentinel* war von vorn bis achtern mit einem schwindelerregend psychedelischen Durcheinander aus allen Farben des Regenbogens überzogen, so dass zur Abrundung der Karnevalsstimmung eine Dampforgel und eine Horde Clowns gar nicht weiter aufgefallen wären. Doch der flüchtige Eindruck trog, und schon viele hatten zu ihrem Leidwesen feststellen müssen, dass die *Sea Sentinel* auf ihre Weise genauso gefährlich war wie die Kriegsschiffe auf den Seiten von *Jane's Fighting Ships*.

Hinter der *Sea Sentinel* lag eine Reise von hundertachtzig Seemeilen, die bei den Shetland-Inseln vor der Küste Schottlands begonnen hatte. In den Gewässern der Färöer wurde das Schiff nun von einer kleinen Flotte aus Fischkuttern und Jachten empfangen, allesamt gemietet von internationalen Presseorganisationen. Auch der dänische Kreuzer *Leif Eriksson* war vor Ort, und am bewölkten Himmel kreiste ein Helikopter.

Es nieselte, was dem typischen Sommerwetter der Färöer entsprach, einem Archipel aus achtzehn Felseninseln, gelegen im nordöstlichen Atlantik auf halber Strecke zwischen Dänemark und Island. Die 45000 Einwohner stammen mehrheitlich von den Wikingern ab, die dort im neunten Jahrhundert gesiedelt hatten, und obwohl die Inseln zum Königreich Dänemark gehören, sprechen die Einheimischen eine abgewandelte Form des

Altnordischen. In den hoch aufragenden Klippen, die sich wie Bollwerke aus dem Meer erheben, nisten viele Millionen Vögel.

Auf dem Vorderdeck der *Sea Sentinel* stand umgeben von Reportern und Kameralenten ein hoch gewachsener stämmiger Mann Mitte vierzig. Marcus Ryan, der Kapitän des Schiffs, trug eine konservative, maßgeschneiderte schwarze Offiziersuniform mit goldenen Borten an Kragen und Ärmeln. Dank seines markanten Gesichts, der gebräunten Haut, des vom Wind zerzausten, nackenlangen Haars und des rotblonden Backen- und Kinnbarts, der seinen kantigen Unterkiefer umrahmte, sah Ryan aus wie die ideale Filmbesetzung eines schneidigen Schiffskapitäns. Und er gab sich viel Mühe, dieses Image zu pflegen.

»Herzlichen Glückwunsch, meine Damen und Herren«, sagte er in genau der richtigen Lautstärke, um das Dröhnen der Maschinen und das Rauschen des Wassers zu übertönen. »Es tut mir Leid, dass wir Ihnen keine ruhigere See bieten konnten. Einige von Ihnen sehen nach unserer Fahrt von den Shetlands hierher ein wenig grün im Gesicht aus.«

Das Los hatte entschieden, welche Pressevertreter zum hiesigen Aufgebot gehören und über den Einsatz berichten durften. Nach einer Nacht in engen Kojen und bei hohem Wellengang schienen manche der Leute sich zu wünschen, sie hätten etwas weniger Glück gehabt.

»Schon in Ordnung«, krächzte eine CNN-Reporterin.

»Sorgen Sie nur dafür, dass diese Geschichte all die verfluchten Tabletten wert ist, die ich geschluckt habe.«

Ryan setzte sein Hollywood-Lächeln auf. »Ich kann Ihnen praktisch *garantieren*, dass es hoch hergehen wird.« Er vollführte theatralisch eine weit ausholende Geste. Die

Kameras folgten pflichtgetreu seinem ausgestreckten Finger zu dem Kriegsschiff. Der Kreuzer beschrieb mit langsamer Geschwindigkeit einen weiträumigen Kreis. Am Fahnenmast flatterte die rot-weiße Flagge Dänemarks. »Bei unserem letzten Versuch, die Fälinger vom Massenmord an den Pilotwalen abzuhalten, hat der dänische Kreuzer, den Sie dort sehen, uns einen Schuss vor den Bug gesetzt. Einer unserer Leute wurde nur knapp von einer Gewehrkuugel verfehlt, obwohl die Dänen leugnen, auf uns gefeuert zu haben.«

»Haben Sie tatsächlich mit Müll zurückgeschossen?«, fragte die CNN-Reporterin.

»Wir haben uns nach Kräften verteidigt«, antwortete Ryan mit gespielter Ernst. »Unser Koch hatte sich ein Katapult gebastelt, um die Bioabfälle aus unserer Kombüse damit ins Meer zu befördern. Er interessiert sich für mittelalterliche Waffen, und daher glich seine Konstruktion einem Tribok mit erstaunlicher Reichweite. Als der Kreuzer uns den Weg abschneiden wollte, haben wir mit unserem Müll einen direkten Treffer gelandet. Wir waren aufrichtig überrascht. Und *die* erst.« Er hielt inne und ließ die Pointe erst nach einem exakt bemessenen Moment folgen. »Um jemandem den Wind aus den Segeln zu nehmen, gibt es nichts Besseres, als ihn mit Kartoffel- und Eierschalen oder Kaffeesatz zu bewerfen.«

Die Leute lachten leise auf.

»Befürchten Sie denn nicht, dass solche Albernheiten noch mehr zu Ihrem Ruf als eher radikale Umwelt- und Tierschutzgruppe beitragen?«, fragte der Reporter der BBC.

»Sie nennen sich Wächter des Meeres, Sentinels of the Sea, und haben freimütig eingeräumt, dass Sie Walfangschiffe anbohren, Wasserstraßen blockieren,

junge Seehunde mit Sprühfarbe kennzeichnen, Robbenjäger schikanieren, Treibnetze zerschneiden ...«

Ryan hob protestierend die Hand. »Es waren *unzulässige* Walfangschiffe in internationalen Gewässern, und all die anderen aufgezählten Punkte sind laut der weltweiten Abkommen nachweislich legal. Im Gegensatz dazu wurden *unsere* Schiffe gerammt, unsere Leute mit Tränengas oder sogar scharfer Munition beschossen und widerrechtlich verhaftet.«

»Was sagen Sie denen, die behaupten, die Sentinels seien eine terroristische Organisation?«, erkundigte sich ein Mann vom *Economist*.

»Ich würde ihnen eine Frage stellen: Was könnte schrecklicher sein als das kaltblütige Abschlagen von fünfzehnhundert bis zweitausend schutzlosen Pilotwalen pro Jahr? Und ich würde sie daran erinnern, dass noch durch keinen SOS-Einsatz jemand verletzt oder getötet wurde.« Ryan setzte erneut sein Lächeln ein. »Also wirklich, Sie haben doch die Menschen auf diesem Schiff kennen gelernt.« Er winkte eine attraktive junge Frau zu sich, die der Diskussion ein Stück abseits gefolgt war. »Seien Sie ehrlich, sieht diese Lady Angst einflößend aus?«

Therri Weld war Mitte dreißig, von durchschnittlicher Größe und mit sportlichen, wohlproportionierten Formen. Die Baseballmütze mit dem Emblem der SOS, die ausgebleichene Jeans und das Flanellhemd, das sie unter dem weiten Anorak trug, vermochten ihre athletische, aber ausgesprochen weibliche Figur kaum zu verbergen. Ihr kastanienbraunes Haar war von Natur aus gelockt, was durch die feuchte Luft noch verstärkt wurde, und der Blick ihrer enzianblauen Augen wirkte forsch und intelligent. Sie trat vor und schenkte dem Presseaufgebot ein strahlendes Lächeln.

»Mit den meisten von Ihnen habe ich ja schon gesprochen«, sagte sie leise, aber klar verständlich. »Sie dürften demnach wissen, dass ich als Rechtsberaterin für die SOS arbeite, wenn Marcus mich nicht gerade als Kuh an Deck schuften lässt. Wie er schon sagte, wir gehen erst dann zu direkten Aktionen über, wenn alle Stricke reißen. Nach unserem letzten Zusammenstoß in diesen Gewässern haben wir uns zurückgezogen und versucht, einen Handelsboykott gegen Färöer-Fisch zu erwirken.«

»Doch ein Ende der *grindaraps* haben Sie noch nicht durchsetzen können«, sagte der BBC-Reporter zu Ryan.

»Die Sentinels haben nie unterschätzt, wie schwierig es sein würde, eine jahrhundertealte Tradition zu beenden«, entgegnete der Kapitän. »Die Färinger sind genauso eigensinnig, wie ihre Wikingervorfahren es damals sein mussten, um zu überleben. Sie haben nicht vor, sich ein paar Walfreunden wie uns so einfach geschlagen zu geben. Doch obwohl ich die Färinger bewundere, halte ich das *grindarap* für grausam und barbarisch. Das Volk dieser Inseln hat Besseres verdient als ein so unwürdiges Schauspiel. Ich weiß, dass einige von Ihnen bereits Zeugen eines *grindaraps* geworden sind. Könnte jemand vielleicht die Eindrücke kurz zusammenfassen?«

»Eine verdammt blutige Angelegenheit«, räumte der BBC-Reporter ein. »Aber Fuchsjagden gefallen mir auch nicht.«

»Der Fuchs hat wenigstens eine faire Chance«, sagte Ryan. Seine Züge verhärteten sich. »Das *grindarap* ist einfach nur ein *Massaker*. Sobald jemand eine Herde Pilotwale sieht, geht die Sirene los, und Boote treiben die Wale zum Ufer. Die Einheimischen – darunter Frauen und manchmal auch Kinder – warten schon am Strand. Es wird viel Alkohol getrunken, und alle haben eine Menge Spaß, nur die Wale nicht. Die Leute stecken ihnen Haken

in die Nasenlöcher und ziehen die Tiere an Land, wo man ihnen die Hauptschlagadern durchtrennt und sie verbluten lässt. Das Wasser färbt sich rot. Mitunter sägt man den Walen die Köpfe ab, obwohl sie noch am Leben sind.«

»Ist ein *grindarap* denn nicht ungefähr das Gleiche, als würde man Ochsen zur Schlachtbank führen?«, fragte eine blonde Journalistin.

»Da fragen Sie den Falschen«, sagte Ryan. »Ich bin *Veganer*.« Er wartete, bis das Gelächter sich gelegt hatte. »Aber Ihr Einwand ist natürlich berechtigt. Wir schützen die Fälinger womöglich vor sich selbst. Das Fleisch der Pilotwale ist mit Quecksilber und Kadmium belastet. Es schadet den Kindern.«

»Aber wenn die Leute sich selbst und ihre Kinder nun mal vergiften wollen, ist es da nicht intolerant seitens der SOS, diese Tradition zu verdammen?«, hakte die Reporterin nach.

»Gladiatorenkämpfe und öffentliche Hinrichtungen waren früher ebenfalls Tradition, aber die zivilisierte Welt hat beschlossen, dass diese grausamen Spektakel in der Moderne keinen Platz mehr haben. Wehrlosen Tieren unnötige Schmerzen zuzufügen, fällt in dieselbe Kategorie. Sie sagen, es ist Tradition. Wir sagen, es ist *Mord*. Und deshalb sind wir hierher zurückgekehrt.«

»Warum verfolgen Sie nicht weiterhin den Boykottgedanken?«, fragte der Mann von der BBC.

Therri antwortete darauf. »Das ging zu langsam voran, und es wurden immer noch Hunderte von Pilotwalen getötet. Also haben wir unsere Strategie geändert. Die Ölindustrie möchte in diesen Gewässern Probebohrungen durchführen. Falls es uns gelingt, der Jagd genügend schlechte Publicity zu verschaffen, werden die Ölfirmen vielleicht abgeschreckt. Auf diese Weise sähen die

Einheimischen sich unter Druck gesetzt, die *grindaraps* zu beenden.«

»Und es gibt hier noch etwas zu tun«, fügte Ryan hinzu.

»Wir haben vor, einen multinationalen Fischverarbeitungskonzern zu bestreiken, um gegen die schädlichen Auswirkungen der Fischzucht zu demonstrieren.«

Der Reporter von Fox News konnte es kaum glauben.

»Gibt es eigentlich *irgendjemanden*, den Sie sich nicht zum Feind machen wollen?«

»Lassen Sie mich wissen, ob wir jemanden vergessen haben«, sagte Ryan unter allseitigem Gelächter.

»Wie weit werden Sie bei Ihrem Protest gehen?«, fragte der BBC-Reporter.

»So weit wir können. Unseres Erachtens ist diese Jagd ein Verstoß gegen internationales Recht. Sie alle hier sind unsere Zeugen. Es könnte heikel werden. Falls jemand von Bord möchte, kann ich einen Transport organisieren.« Er musterte die Gesichter und lächelte. »Niemand? Gut. Also dann, ihr Tapferen, auf ins Gefecht. Wir verfolgen seit einiger Zeit den Kurs mehrerer Herden von Pilotwalen. In dieser Gegend sind ziemlich viele unterwegs. Der junge Mann, der uns dort so aufgeregt zuwinkt, hat eventuell etwas Neues zu berichten.«

Ein Besatzungsmitglied kam herbeigelaufen. »Einige Herden passieren soeben Streymoy«, sagte er. »Unser Beobachter an Land meldet, dass die Sirene heult und die Boote losfahren.«

Ryan wandte sich wieder den Journalisten zu. »Vermutlich will man sie bei Kvivik an Land treiben. Wir werden uns zwischen den Booten und den Walen postieren. Falls es uns nicht gelingt, die Herden zu

verscheuchen, müssen wir den Booten den Weg abschneiden.«

Die CNN-Reporterin deutete auf den Kreuzer. »Werden die Jungs da drüben nicht ärgerlich sein?«

»Ich rechne *fest* damit«, erwiderte Ryan und lächelte grimmig.

Hoch oben auf der Brücke der *Leif Eriksson* spähte ein Mann in Zivil durch ein leistungsstarkes Fernglas zur *Sea Sentinel* hinüber. »Meine Güte«, murmelte Karl Becker, »dieses Schiff sieht aus, als habe ein *Verrückter* es bemalt.«

»Ah, demnach kennen Sie Ryan«, entgegnete Eric Petersen, der Kapitän des Kreuzers, mit einem matten Lächeln.

»Nur seinen Ruf. Er scheint einen Schutzengel zu haben. Trotz all seiner Gesetzesverstöße wurde er noch nie verurteilt. Was wissen Sie über Ryan, Kapitän?«

»Zunächst mal ist er nicht verrückt. Er mag von einer nahezu fanatischen Entschlossenheit besessen sein, aber all seine Handlungen sind gut durchdacht. Sogar die grelle Bemalung des Schiffs ist wohl überlegt. Sie verleitet unvorsichtige Gegner zu Fehlern – und macht sich außerdem sehr gut im Fernsehen.«

»Vielleicht sollten wir die Leute wegen optischer Umweltverschmutzung festnehmen, Kapitän Petersen«, sagte Becker.

»Ich schätze, Ryan würde irgendeinen Experten auf treiben, der bestätigt, dass dieses Schiff in Wahrheit ein schwimmendes Kunstwerk darstellt.«

»Es freut mich, dass Sie sich Ihren Humor bewahrt haben. Immerhin wurde Ihr Schiff beim letzten Mal von

den Sentinels of the Sea gedemütigt.«

»Es hat nur ein paar Minuten gedauert, das Deck mit einem Schlauch abzuspritzen und den Abfall, den sie nach uns geworfen hatten, wieder loszuwerden. Mein Vorgänger hielt es für angemessen, mit Geschützfeuer darauf zu antworten.«

Becker verzog das Gesicht. »Soweit ich weiß, sitzt Kapitän Olafsen immer noch auf diesem Schreibtischposten. Die Medien haben uns in der Luft zerrissen. ›Dänisches Kriegsschiff attackiert unbewaffnetes Boot.« Es hieß, die Besatzung sei wohl betrunken gewesen. Mein Gott, was für eine Katastrophe!«

»Ich war Olafsens Erster Offizier und habe größten Respekt vor seinem Urteilsvermögen. Sein Problem war nur, dass die Bürokraten in Kopenhagen ihm keine klaren Richtlinien gegeben hatten.«

»Bürokraten wie ich?«, fragte Becker.

Der Kapitän lächelte humorlos. »Ich befolge Befehle. Meine Vorgesetzten haben gesagt, es würde ein Beobachter des Marineministeriums an Bord kommen. Und hier sind Sie nun.«

»Ich an Ihrer Stelle würde keinen Bürokraten an Bord meines Schiffs haben wollen. Aber ich versichere Ihnen, dass ich nicht befugt bin, Ihre Anweisungen zu übergehen. Ich werde natürlich weitermelden, was ich zu sehen und zu hören bekomme, aber falls diese Mission als Fiasco endet, wird es uns beide den Kopf kosten.«

Der Kapitän hatte anfangs nicht gewusst, was er von Becker halten sollte. Der Beamte war ein eher dunkelhäutiger Typ von gedrungener Statur und sah mit seinen großen feuchten Augen und der langen Nase wie ein trauriger Kormoran aus. Petersen hingegen entsprach

dem Erscheinungsbild vieler Dänen; er war hoch gewachsen und blond, mit kantigem Kinn.

»Ich war zunächst unschlüssig«, sagte der Kapitän, »aber die Hitzköpfe auf beiden Seiten könnten uns schnell eine brenzlige Situation bescheren. Unter diesen Umständen ist es mir nur recht, mich mit einem Regierungsbeauftragten beraten zu können.«

Becker bedankte sich. »Was halten *Sie* denn von diesen *grindaraps*?«

Petersen zuckte die Achseln. »Ich habe auf der Insel viele Freunde. Die würden eher sterben, als ihre alten Bräuche aufzugeben. Sie sagen, es sei ein wichtiger Teil ihrer Identität. Ich respektiere diese Ansicht. Und *Sie*?«

»Ich bin Kopenhagener. Diese ganze Walfangsache kommt mir wie eine einzige Zeitverschwendung vor, doch es steht eine Menge auf dem Spiel. Die Regierung achtet die Wünsche der Einheimischen, aber der Boykott hat ihren Fischern geschadet. Wir möchten nicht, dass die Färingier ihre Einkommensquelle verlieren und auf Sozialhilfe angewiesen sind. Das wäre viel zu teuer. Ganz zu schweigen von den verlorenen Staatseinkünften, falls die Ölfirmen wegen dieser Waljagd ihre Projekte auf Eis legen.«

»Ich bin mir durchaus bewusst, dass diese Situation eine Art moralisches Lehrstück werden könnte. Alle Akteure kennen ihre Rollen genau. Die Färingier haben dieses *grindarap* geplant, um dem SOS zu trotzen und dem Parlament ihre Interessen deutlich vor Augen zu führen. Ryan hat sich ebenso unverblümt geäußert und verkündet, er würde sich durch nichts und niemanden aufhalten lassen.«

»Und *Sie*, Kapitän Petersen? Kennen *Sie* Ihre Rolle?«

»Aber sicher. Ich weiß nur nicht, wie das Drama

ausgeht.«

Becker stöhnte leise auf.

»Keine Panik«, sagte der Kapitän. »Die hiesige Polizei wurde angewiesen, sich zurückzuhalten. Und ich werde unter keinen Umständen Waffengewalt anwenden. Mein Befehl lautet, die Einheimischen vor Bedrohungen zu schützen. Die konkreten Maßnahmen bleiben meiner Einschätzung der Lage überlassen. Falls die *Sea Sentinel* die kleineren Boote gefährden sollte, bin ich befugt, das SOS-Schiff abzudrängen. Und nun entschuldigen Sie mich bitte, Mr. Becker. Wie ich sehe, hebt sich soeben der Vorhang.«

Aus mehreren Häfen fuhren Fischerboote auf eine Stelle im Meer zu, an der das Wasser sichtlich aufgewühlt war. Sie rasten mit hoher Geschwindigkeit voran und schossen über die flachen Wellenkämme hinweg. An ihrem Zielort sah man die glänzenden schwarzen Rücken einer Herde Pilotwale aus dem Wasser auftauchen. Aus den Nasenlöchern der Tiere stiegen Gischtfontänen auf.

Die *Sea Sentinel* hielt ebenfalls auf die Herde zu. Petersen gab seinem Steuermann einen Befehl. Der Kreuzer verließ seine Wartestellung.

Becker hatte über Petersens letzte Äußerung nachgedacht. »Sagen Sie, Kapitän, wann wird aus einem ›Abdrängen‹ ein ›Rammen‹?«

»Wann immer ich es will.«

»Besteht zwischen diesen beiden Optionen nicht ein feiner Unterschied?«

Petersen ließ den Steuermann das Tempo erhöhen und einen Kurs genau auf die *Sea Sentinel* setzen. Dann wandte er sich wieder Becker zu und lächelte grimmig.

»Das werden wir bald herausfinden.«

2

Ryan sah den Kreuzer Fahrt aufnehmen und auf das SOS-Schiff zusteuern. »Wie es aussieht, hat Hamlet endlich eine Entscheidung getroffen«, sagte er zu Chuck Mercer, seinem Ersten Offizier, der am Ruder der *Sea Sentinel* stand.

Sie hatten versucht, die Wale aufs offene Meer zu treiben. Die Herde bestand aus etwa fünfzig Tieren, und einige der Weibchen fielen zurück, um bei ihren Kälbern zu bleiben, wodurch der Rettungsversuch sich verzögerte. Das SOS-Schiff fuhr im Zickzack umher, als wäre es ein einsamer Cowboy, der verirrte Rinder zusammentreiben wollte, aber die nervösen Wale machten das Vorhaben nahezu unmöglich.

»Als wolle man ein Rudel Katzen fangen«, murmelte Ryan. Er trat hinaus auf den Steuerbordflügel der Brücke, um die nahenden Gegner zu beobachten. Noch bei keinem *grindarap* war ihm ein dermaßen großes Aufgebot untergekommen. Es schien, als hätte jeder Hafen der Färöer sich vollständig geleert. Dutzende von Booten, große kommerzielle Trawler genauso wie kleine offene Nusschalen mit Außenbordern, rasten aus mehreren Richtungen herbei, um an der Jagd teilzunehmen. Ihr Kielwasser hinterließ auf dem dunklen Ozean unzählige weiße Streifen.

Therri Weld stand bereits draußen und verfolgte, wie die Armada sich sammelte. »Diese Dickköpfigkeit ist irgendwie bewundernswert«, sagte sie.

Auch Ryan war beeindruckt und nickte zustimmend.

»Jetzt weiß ich, wie Custer sich gefühlt hat. Die Färinger

legen sich für ihre blutigen Bräuche mächtig ins Zeug.«

»Das ist keine spontane Aktion«, sagte Therri. »Dieser geordnete Aufmarsch kann nur bedeuten, dass sie sich vorher abgesprochen haben.«

Die Worte waren kaum verklungen, als die nahende Flotte wie auf Kommando zu einer Zangenbewegung ausholte. Mit einem klassischen Flankenmanöver umging sie auf diese Weise Ryans Schiff und gelangte auf die Seeseite der gemächlichen Herde. Dort formierte sie sich zu einer Reihe und steuerte zurück in Richtung Ufer, wobei die Enden des Kordons sich in langsamem Bogen aufeinander zubewegten. Die Pilotwale befanden sich zwischen den Booten und der *Sea Sentinel*, drängten sich enger zusammen und machten kehrt.

Ryan fürchtete, die panischen Tiere zu verletzen oder Familienverbände zu zerstören, falls er an Ort und Stelle blieb. Widerwillig ordnete er an, die gegenwärtige Position zu räumen.

Als die *Sea Sentinel* den Weg freigab, brachen die triumphierenden Fischer in lauten Jubel aus. Ihre Boote umfingen die glücklosen Wale mit einer tödlichen Umarmung. Immer enger schloss sich die Reihe und trieb die Beute ans vorherbestimmte Ziel, wo schon die scharfen Messer und Speere der Henkersknechte warteten.

Ryan befahl, die *Sea Sentinel* in offene Gewässer zu steuern.

»Diesmal geben wir uns aber schnell geschlagen«, sagte Mercer.

»Abwarten«, erwiderte Ryan mit rätselhaftem Lächeln.

Der Kreuzer kam längsseits der *Sea Sentinel*, beinahe wie ein Polizist, der einen Randalierer aus dem Fußballstadion geleitete, aber als sie sich ungefähr einen Kilometer von den Fangbooten entfernt hatten, fiel das

Kriegsschiff zurück. Ryan ging selbst ans Ruder und vergewisserte sich immer wieder, wo sich die *Leif Eriksson* befand. Als er glaubte, der richtige Zeitpunkt sei nun gekommen, nahm er den Hörer, der ihn mit dem Maschinenraum verband.

»Volle Kraft voraus«, befahl er.

Mit ihrem breiten Rumpf und den hoch aufragenden Bug- und Achtersektionen wirkte die *Sea Sentinel* schwerfällig wie eine altmodische Badewanne, denn sie war in erster Linie als stabile Plattform konstruiert worden, von der aus man Tauchgeräte und Netze zu Wasser ließ. Nachdem es den SOS gelungen war, das langsame Forschungsschiff bei einer Auktion zu ersteigern, hatte Ryan sogleich dafür gesorgt, dass der Maschinenraum mit starken Dieselmotoren ausgestattet wurde, die ein etwas ansehnlicheres Tempo ermöglichten.

Er steuerte nun hart nach links. Das Schiff erbebt unter der Beanspruchung, beschrieb mit hoch aufschäumendem Kielwasser eine enge Wende und hielt auf die Walfänger zu. Die Besatzung des Kreuzers war darauf nicht gefasst und reagierte mit Verzögerung. Zudem musste das Kriegsschiff einen weitaus größeren Bogen fahren und verlor abermals wertvolle Sekunden.

Die Fangboote hatten sich dem Ufer bis auf anderthalb Kilometer genähert, als die *Sea Sentinel* sie und die Walherde einholte. Das SOS-Schiff steuerte quer durch das Kielwasser der Fänger. Ryan blieb am Ruder. Falls etwas schief ging, sollte kein anderer die Verantwortung tragen. Sein Störversuch erforderte einiges Geschick. Zu schnell und zu dicht – und die Boote würden kentern, die Menschen im eiskalten Wasser landen. Ryan fuhr mit gleichmäßiger Geschwindigkeit und nutzte die Breite des Rumpfs, um eine kräftige Woge auszulösen. Sie traf die Boote mit voller Wucht von achtern. Einige wurden

lediglich emporgehoben, andere gerieten vom Kurs ab und mussten mit aller Macht gegenlenken, um eine Havarie zu vermeiden.

Die Reihe verwandelte sich in ein chaotisches Durcheinander mit großen Lücken, als hätte jemand dem scharfen Gebiss ein paar Zähne ausgeschlagen. Ryan wendete erneut und stellte den Walen die Breitseite der *Sea Sentinel* in den Weg. Die fliehenden Tiere bemerkten das Schiff, machten kehrt und stießen durch die Öffnungen des Kordons.

Nun war es die Crew der *Sea Sentinel*, die jubelte – doch ihre Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Der Kreuzer hatte zu ihnen aufgeschlossen und blieb in höchstens hundert Metern Entfernung auf Parallelkurs. Aus dem Funkgerät ertönte eine englisch sprechende Stimme.

»Hier Kapitän Petersen von der *Leif Eriksson*. Ich rufe das SOS-Schiff *Sea Sentinel*.«

Ryan nahm das Mikrofon. »Hier Kapitän Ryan. Was kann ich für Sie tun, Kapitän Petersen?«

»Sie werden hiermit aufgefordert, Ihr Schiff in offenes Gewässer zu steuern.«

»Wir handeln in Übereinstimmung mit internationalen Abkommen.« Er grinste Therri an. »Meine Rechtsberaterin steht direkt neben mir.«

»Ich habe nicht vor, mit Ihnen oder Ihren Beratern juristische Details zu erörtern, Kapitän Ryan. Sie gefährden dänische Fischer. Ich bin befugt, Gewalt anzuwenden. Falls Sie nicht sofort abdrehen, werde ich Ihr Schiff aus dem Wasser pusten.«

Der Geschützturm auf dem Vorderdeck des Kreuzers drehte sich, so dass die Mündung genau auf die *Sea Sentinel* zielte.

»Sie spielen ein riskantes Spiel«, sagte Ryan bewusst ruhig. »Ein Fehlschuss könnte einige der Boote versenken, die Sie zu schützen versuchen.«

»Ich bezweifle, dass wir auf diese Entfernung vorbeischießen würden, aber ich möchte ein Blutvergießen vermeiden«, erwiderte Petersen. »Sie haben den Fernsehkameras zu spektakulären Aufnahmen verholfen. Viele Pilotwale sind entkommen, und die Jagd wurde empfindlich gestört. Damit haben Sie Ihr Ziel erreicht und sind nicht länger willkommen.«

Ryan kicherte. »Es freut mich, mit einem so vernünftigen Mann sprechen zu dürfen. Ganz anders als bei Ihrem schießwütigen Vorgänger. Okay, ich werde das Feld räumen, aber die Hoheitsgewässer der Färöer verlassen wir noch nicht. Wir haben noch etwas zu erledigen.«

»Sie können tun, was Sie wollen, solange Sie damit nicht gegen unsere Gesetze verstoßen oder unsere Bürger gefährden.«

Ryan seufzte erleichtert auf. Seine Gelassenheit war nur gespielt – er wusste um das Risiko für seine Besatzung und die Pressevertreter. Er übergab das Ruder wieder dem Ersten Offizier und erteilte den Befehl, langsam abzdrehen. Die *Sea Sentinel* steuerte aufs offene Meer hinaus. Ryan wollte einige Meilen vor der Küste ankern und die Protestaktion gegen die Fischzucht vorbereiten.

Petersen war durch das erste Täuschungsmanöver der *Sea Sentinel* gewarnt, und so folgte er ihr in dichtem Abstand, um dem Schiff bei einem Ausreißversuch jederzeit den Weg abschneiden zu können.

Im Ruderhaus des SOS-Schiffs versuchte Therri, die allgemeine Anspannung zu lockern. »Kapitän Petersen weiß gar nicht, wie knapp er eben davongekommen ist«,

sagte sie grinsend. »Ein Schuss und ich hätte ihn vor Gericht geschleift und seinen Kahn gepfändet.«

»Ich glaube, in Wahrheit hatte er Angst vor unserem Müllkatapult«, erklärte Ryan.

Alle lachten, doch dann stieß Mercer einen Fluch aus.

»Was ist denn, Chuck?«, fragte Ryan.

»*Scheiße*, Mark.« Mercer hatte beide Hände am Ruder.

»Dieses Schiff ist kein Jetski. Du hast mit deinen wilden Kurswechseln irgendwie die Steuerung beschädigt.« Er runzelte die Stirn und trat dann ein Stück zurück. »Hier, versuch du's mal.«

Ryan versuchte, das Steuerrad zu drehen. Es rührte sich keinen Zentimeter. Er übte etwas mehr Druck aus und gab dann auf. »Das verdammte Ding hängt fest«, verkündete er mit einer Mischung aus Wut und Verwirrung.

Er nahm den Hörer, befahl dem Maschinenraum, die Fahrt zu stoppen, und widmete sich wieder dem Ruder. Doch aus unerklärlichen Gründen wurde das Schiff nicht etwa langsamer, sondern beschleunigte. Ryan fluchte und rief noch einmal den Maschinenraum.

»Was soll das, Cal?«, fragte er barsch. »Bist du vor lauter Lärm da unten taub geworden? Ich sagte, Geschwindigkeit *verringern*, nicht *erhöhen*.«

Cal Rumson, Ryans Maschinist, war ein erfahrener Seemann. »Zum Teufel, ich weiß genau, was du gesagt hast«, entgegnete er. Sein Frust war ihm deutlich anzuhören. »Ich *habe* das Tempo verringert. Die Maschinen spielen verrückt. Die Regler scheinen nicht zu funktionieren.«

»Dann dreh ihnen den Saft ab.«

»Das versuche ich ja, aber die Diesel laufen nur *noch* schneller.«

»Streng dich an, Cal.«

Ryan knallte den Hörer auf die Gabel. Das war Wahnsinn! Dieses Schiff schien einen eigenen Willen zu haben. Er suchte in Fahrtrichtung das Meer ab. Gut. Es lagen keinerlei Hindernisse voraus. Schlimmstenfalls würde ihnen irgendwo auf dem Atlantik der Treibstoff ausgehen. Er nahm das Mikrofon des Funkgeräts, um den Kreuzer über ihre missliche Lage zu informieren, doch Mercers Aufschrei ließ ihn innehalten.

»Das Rad bewegt sich!«

Mercer bemühte sich, das Steuerrad festzuhalten, aber es drehte sich langsam nach rechts in Richtung der *Leif Eriksson*. Ryan packte ebenfalls zu, und dann versuchten sie gemeinsam, das Schiff wieder auf Kurs zu bringen. Sie hielten mit aller Kraft dagegen, aber das Rad entglitt ihren schweißnassen Händen, und die *Sea Sentinel* näherte sich dem Kriegsschiff.

Dort blieb die Kursänderung nicht unbemerkt. Über Funk meldete sich eine vertraute Stimme.

»Kommen, *Sea Sentinel*. Hier spricht Kapitän Petersen. Was bezwecken Sie mit diesem Manöver?«

»Unsere Steuerung macht Schwierigkeiten. Das Ruder ist blockiert, und wir können die Maschinen nicht herunterfahren.«

»Das ist unmöglich«, erwiderte Petersen.

»Erzählen Sie das dem *Schiff*!«

Einen Moment lang herrschte Stille. »Wir drehen ab, um Ihnen mehr Platz zu verschaffen«, sagte Petersen dann, »Und wir werden Schiffe warnen, die sich eventuell auf Ihrem Kurs befinden.«

»Danke. Wie's aussieht, wird Ihr Wunsch nun doch erfüllt, und wir verlassen die Gewässer der Färöer.«

Der Kreuzer ging allmählich auf Abstand.

Doch bevor das dänische Schiff sich nennenswert entfernen konnte, vollführte die *Sea Sentinel* plötzlich eine scharfe Kehre und steuerte wie ein Fernlenkkörper direkt auf die ungeschützte Flanke des Kreuzers zu.

Die Matrosen an Deck gestikulierten hektisch, die *Sea Sentinel* solle wieder abdrehen. Aus dem Signalthorn des Kreuzers ertönten in schneller Folge kurze Fanfarenstöße. Über Funk schrien Stimmen auf Dänisch und Englisch wild durcheinander.

Als den Matrosen klar wurde, dass die Katastrophe unmittelbar bevorstand, rannten sie um ihr Leben.

Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung, die sichere Kollision zu vermeiden, stemmte Ryan sein ganzes Gewicht gegen das Steuerrad. Dort hing er immer noch, als sein Schiff die Flanke des Kreuzers rammte. Der spitze Bug der *Sea Sentinel* durchdrang die Stahlplatten wie ein Bajonett. Dann löste er sich wieder von dem fahrenden Schiff und riss es unter grauenhaftem metallischem Kreischen der Länge nach auf.

Die *Sea Sentinel* wankte wie ein benommener Boxer, der soeben eine harte Rechte auf die Nase abbekommen hatte. Der Kreuzer geriet sofort in Seenot, weil Zehntausende Liter Wasser durch das klaffende Loch im Rumpf strömten. Die Besatzung lief zu den Rettungsbooten und machte sich bereit, sie ins kalte Meer hinabzulassen.

Therri war durch den Aufprall zu Boden gestürzt. Ryan half ihr auf die Beine und eilte dann gemeinsam mit allen anderen von der Brücke hinunter aufs Oberdeck. Die von panischer Angst erfassten Fernsehleute, die auf einmal Teil der Story waren, anstatt nur darüber zu berichten, wussten nicht, was sie tun sollten. Einige waren verletzt worden und humpelten.

Jemand rief um Hilfe. Ein paar Besatzungsmitglieder und Reporter zogen einen blutigen Körper aus dem Metallgewirr, das von der Bugsektion übrig geblieben war.

Ryan erteilte die Anweisung, das Schiff zu verlassen.

Bei all dem Geschrei und Chaos achtete niemand auf den Helikopter, der hoch über den Schiffen flog. Die Maschine drehte wie ein hungriger Bussard ein paar Kreise und entfernte sich dann entlang des Küstenverlaufs.

3

Vor der Nordküste Russlands

Zweitausend Kilometer südöstlich der Färöer-Inseln lag in den eisigen Gewässern der Barentssee das Forschungsschiff *William Beebe* vor Anker. Auf dem sechsundsiebzig Meter langen Rumpf stand in großen Lettern *NUMA*. Die *Beebe* war nach einem der Pioniere der Tiefseeforschung benannt worden und verfügte über unzählige Kräne und Winden, die stark genug waren, um komplette Boote vom Meeresgrund zu heben.

Auf dem Achterdeck standen vier Personen in Neoprenanzügen und starrten auf eine Stelle im Meer, an der das Wasser aufgewühlt war wie in einem brodelnden Kessel. Der Fleck wurde immer heller und wölbte sich schäumend weiß auf. Dann durchbrach das Rettungstauchboot *Sea Lamprey* die Oberfläche, beinahe wie ein mutiertes Seeungeheuer, das nach Luft schnappen wollte. Mit der Präzision eines Navy-Stoßtrupps schob die wartende Crew der *Beebe* ein Schlauchboot über die Heckrampe ins Wasser, kletterte hinein, startete den Außenborder und raste zu dem schwankenden U-Boot.

Dort befestigte sie ein Schlepptau an dem leuchtend orangefarbenen Gefährt, und eine Winde an Bord des Schiffes zog die *Lamprey* heran, bis sie unter dem hohen Auslegerkran schwamm, der über dem Heck auftrug. Man klinkte Kevlarkabel in die Ösen auf dem Oberdeck des Tauchboots ein. Der mächtige Kranmotor dröhnte auf, und das Boot wurde aus dem Wasser gehievt. Als es an den Kabeln hing, ließ sich der hässliche zylindrische Rumpf mit dem merkwürdig abgeflachten

Ziehharmonikabug in voller Länge überblicken.

Der Ausleger schwang langsam herum und ließ die *Lamprey* auf einen speziell gefertigten Stahlschlitten sinken, während die Besatzung bereits eine Leiter an das Gestell lehnte. Dann öffnete sich die Luke des niedrigen Kommandoturms und wurde geräuschvoll aufgestoßen. Kurt Austin steckte den Kopf heraus und blinzelte wie ein Maulwurf. Sein stahlgraues, fast platinweißes Haar schimmerte im satten metallischen Licht des bewölkten Himmels.

Er winkte der Mannschaft an Deck zu, zwängte die breiten Schultern durch die schmale Öffnung, stieg aus dem Boot und blieb neben dem Turm stehen. Wenige Sekunden später kam auch sein Partner Joe Zavala an die frische Luft und reichte ihm einen glänzenden Aluminiumkoffer.

Austin warf den Koffer einem stämmigen Mann mittleren Alters zu, der in einem wollenen Rollkragenpullover und gelbem Ölzeug am Fuß der Leiter stand. Nur die hohe Schirmmütze verriet, dass er zur russischen Kriegsmarine gehörte. Als er den Koffer auf sich zufliegen sah, schrie er entsetzt auf. Er bekam den Behälter zu fassen, schüttelte ihn kurz und drückte ihn dann mit beiden Armen an die Brust.

Austin und Zavala stiegen die Leiter hinunter. Der Russe öffnete derweil den Koffer und entnahm ihm einen Gegenstand, der in Papier und zusätzlich in Schaumstoff gehüllt war. Als er das Papier aufschlug, kam eine schwere quadratische Flasche zum Vorschein. Er hielt sie wie ein Neugeborenes und murmelte etwas auf Russisch.

Dann bemerkte er die verblüfften Mienen der NUMA-Männer. »Verzeihung, Gentlemen«, sagte er. »Ich habe nur ein kurzes Dankgebet gesprochen, weil der Inhalt des

Koffers unversehrt geblieben ist.«

Austin warf einen Blick auf das Etikett und verzog das Gesicht. »Wir sind eben hundert Meter tief getaucht und gewaltsam in ein U-Boot eingedrungen, um eine Flasche *Wodka* zu bergen?«

»Aber *nein*«, erwiderte Wlasow und griff erneut in den Koffer. »*Drei* Flaschen. Und zwar vom besten *Wodka*, den Russland zu bieten hat.« Vorsichtig wickelte er auch die anderen Flaschen aus und verpasste jeder einen schmatzenden Kuss, bevor er sie wieder in dem Behälter verstaute. »*Juwel Russlands* gehört zu unseren edelsten Sorten, und auch der *Moskowska* ist hervorragend. Der *Charodej* schmeckt am besten gekühlt.«

Austin fragte sich, ob er wohl jemals verstehen würde, was im Kopf eines Russen vorging. »Natürlich«, sagte er vergnügt. »Wenn Sie es auf diese Weise erklären, ergibt es plötzlich Sinn, ein U-Boot zu versenken, um Ihren Schnaps zu kühlen.«

»Es ist ein altes Boot der Foxtrott-Klasse, das nur noch zu Ausbildungszwecken genutzt wurde«, erklärte Wlasow.

»Man hat es schon vor mehr als dreißig Jahren aus dem aktiven Dienst ausgegliedert.« Er schenkte Austin ein strahlendes Lächeln. »Sie müssen zugeben, dass es *Ihr* Vorschlag war, Gegenstände an Bord zu platzieren, um Ihre Bergungskünste zu testen.«

»*Mea culpa*. Ich hab es damals für eine gute Idee gehalten.«

Wlasow klappte den Koffer zu. »Ihre Tauchfahrt war demnach ein Erfolg?«

»Im Großen und Ganzen«, erwiderte Zavala. »Es gab ein paar technische Probleme. Nichts wirklich Wichtiges.«

»Dann müssen wir das mit einem Drink feiern«, sagte

Wlasow.

Austin streckte die Hand aus und nahm ihm den Koffer ab. »Wenn nicht jetzt, wann dann?«

Sie holten sich drei Plastikbecher aus der Messe und gingen in den Bereitschaftsraum. Wlasow öffnete die Flasche Charodej und schenkte jedem großzügig ein. Dann erhob er sein Glas. »Auf die tapferen jungen Männer, die an Bord der *Kursk* gestorben sind.«

Er kippte den Wodka herunter, als handle es sich um Kräutertee. Austin trank nur einen kleinen Schluck. Er wusste aus leidvoller Erfahrung, welche Risiken das starke russische Feuerwasser barg.

»Und darauf, dass ein solches Unglück nie wieder geschehen möge«, sagte er.

Der Untergang der *Kursk* im Jahr 2000 war eine der schlimmsten U-Boot-Katastrophen aller Zeiten gewesen. Das mit Marschflugkörpern bestückte Boot der Oscar-II-Klasse war nach einer Explosion im Torpedoraum in der Barentssee gesunken und hatte mehr als hundert Seeleute in den Tod gerissen.

»Mit Ihrem Tauchboot muss kein junger Mann, der irgendwo auf der Welt seinem Land dient, ein solch schreckliches Schicksal erleiden«, sagte Wlasow. »Dank der Erfindungsgabe der NUMA können wir nun auch bei blockiertem Notausstieg in ein gesunkenes Boot vordringen. Die Innovationen, die Sie mit diesem Projekt eingeführt haben, sind revolutionär.«

»Das ist sehr nett von Ihnen, Commander Wlasow. Der Ruhm gebührt Joe. Er war derjenige, der diesen Kasten zusammengeschraubt und mit einer Prise gesundem Menschenverstand in Gang gesetzt hat.«

»Danke für die Lorbeeren, aber ich habe alles bei Mutter Natur abgeschaut«, sagte Zavala mit der für ihn typischen

Bescheidenheit. Er verfügte über einen Ingenieurabschluss des New York Maritime College und ein herausragendes Technikverständnis. James Sandecker, der Chef der NUMA, hatte ihn damals direkt von der Universität verpflichtet. Mittlerweile gehörte Zavala nicht nur dem von Austin geleiteten Team für Sonderaufgaben an, sondern hatte auch zahlreiche bemannte und unbemannte Unterwasserfahrzeuge konstruiert.

»Unsinn!«, widersprach Wlasow. »Zwischen einer Lamprete und Ihrer *Sea Lamprey* bestehen durchaus ein paar Unterschiede.«

»Das Prinzip ist das Gleiche«, sagte Zavala. »Lampreten sind vortrefflich geschaffene Tiere. Sie saugen sich an einem schwimmenden Fisch fest, graben ihm die ringförmig angeordneten Zähne in die Haut und trinken sein Blut. Bei uns sind es keine Zähne, sondern Unterdruck und mehrere Laser. Das größte Problem war die flexible wasserdichte Abschottung, die an jeder Oberfläche haften und uns gestatten würde, den Schnitt vorzunehmen. Mit den Materialien des Weltraumzeitalters und unseren Computern ist uns ein ziemlich gutes Resultat geglückt.«

Wlasow erhob abermals den Becher. »Den Beweis für Ihre Brillanz halte ich hier in meiner Hand. Wann wird die *Sea Lamprey* vollständig einsatzbereit sein?«

»Bald«, sagte Zavala. »Hoffentlich.«

»Je früher, desto besser. Bei dem Gedanken an die noch möglichen Unglücke wird mir ganz anders. Die Sowjets haben herrliche Boote gebaut, aber leider war meinen Landsleuten Gigantismus schon immer wichtiger als Qualität.«

Wlasow trank aus und erhob sich. »Ich muss jetzt zurück in meine Kabine und einen Bericht für meine Vorgesetzten

schreiben. Man wird überaus zufrieden sein. Vielen Dank für all Ihre harte Arbeit. Auch bei Admiral Sandecker werde ich mich noch persönlich bedanken.«

Als Wlasow ging, betrat einer der Offiziere des Schiffes den Raum und teilte Austin mit, er werde am Telefon verlangt. Kurt nahm den Hörer, lauschte eine Weile und stellte ein paar Fragen. »Bitte haben Sie einen Augenblick Geduld«, sagte er dann. »Ich rufe gleich zurück.« Er legte auf.

»Das war die Rettungsleitstelle der NATO, Gebiet Ostatlantik. Man benötigt unsere Hilfe bei einer Bergungsmission.«

»Hat jemand ein U-Boot verloren?«, fragte Zavala.

»Bei den Färöer-Inseln ist ein dänischer Kreuzer gesunken, und einige Besatzungsmitglieder wurden im Innern eingeschlossen. Anscheinend sind sie noch am Leben. Die Schweden und Briten sind bereits unterwegs, aber der Kreuzer hat keinen Notausstieg. Die Dänen brauchen jemanden, der direkt durch den Rumpf vorstößt und die Jungs rausholt. Sie haben von unseren Testtauchgängen gehört.«

»Wie viel Zeit bleibt uns?«

»Ein paar Stunden, falls ich recht verstanden habe.«

Zavala schüttelte den Kopf. »Die Färöer liegen fast zweitausend Kilometer von hier entfernt. Für ihre Größe ist die *Beebe* ein schnelles Schiff, aber sie brauchte schon Flügel, um rechtzeitig vor Ort zu sein.«

Austin überlegte eine Weile. »Du bist ein Genie«, sagte er dann.

»Schön, dass du es endlich begriffen hast. Würdest du mir verraten, wie du zu diesem Schluss gelangt bist? Mit dem Spruch könnte ich in einer Bar vielleicht mal

jemanden aufreißen.«

»Zuerst eine Frage: Ist die *Sea Lamprey* schon jetzt für eine echte Rettungsoperation geeignet? Als Wlasow sich vorhin nach dem Zeitpunkt der Fertigstellung erkundigt hat, warst du ziemlich zurückhaltend.«

»Wir Staatsdiener lernen von Anfang an, wie man sich nach allen Seiten absichert«, erwiderte Zavala.

»Du hast den Kurs garantiert glänzend bestanden. Und?«

Joe dachte kurz nach. »Du hast selbst gesehen, wie sie sich beim Aufstieg verhalten hat.«

»Klar, wie ein bockiger Stier, aber wir sind sicher gelandet. In Disney World müsste man für so einen Ritt eine Menge Geld auf den Tisch legen.«

Zavala schüttelte langsam den Kopf. »Du hast wirklich eine Begabung dafür, die Möglichkeit eines qualvollen Todes auf unbeschwerte Weise zu schildern.«

»Ich bin ebenso wenig lebensmüde wie du. Du hast behauptet, die *Sea Lamprey* sei stabil wie ein Backsteinbau.«

»Okay, ich hab übertrieben. Die eigentliche Konstruktion ist sehr robust, aber die Einsatzfähigkeit könnte besser sein.«

»Alles in allem, wie würdest du unsere Erfolgsaussichten einschätzen?«

»Ungefähr fifty-fifty. Ich kann ein paar notdürftige Reparaturen vornehmen, um unsere Chance geringfügig zu verbessern.«

»Ich will dich nicht gegen deinen Willen zu etwas drängen, Joe.«

»Das brauchst du auch gar nicht. Ich könnte nie wieder ruhig schlafen, falls wir nicht wenigstens versuchen würden, den Jungs zu helfen. Aber zuerst müssen wir

unser Boot irgendwie zu diesem dänischen Kreuzer verfrachten. Du hast schon eine Idee, nicht wahr, alter Fuchs?«, stellte Zavala fest, als er Austin grinsen sah.

»Kann sein«, erwiderte Kurt. »Ich muss erst ein paar Kleinigkeiten mit Wlasow besprechen.«

»Da ich demnächst mein Leben riskieren werde, weil du eine deiner spontanen Eingebungen hattest, würde ich gern wissen, was unter deinem vorzeitig ergrauten Haar vorgeht.«

»Kein Problem«, sagte Austin. »Weißt du noch, was Wlasow über den sowjetischen Gigantismus gesagt hat?«

»Ja, aber ...«

»Denk an etwas *Großes*«, sagte Austin und ging zur Tür.

»Denk an etwas *richtig* Großes.«

4

Karl Becker lief unruhig an Deck des dänischen Forschungsschiffs *Thor* auf und ab. Mit den hochgezogenen Schultern und den tief in den Manteltaschen vergrabenen Händen sah der Marinebürokrat wie ein großer, flügelloser Vogel aus. Becker trug mehrere Lagen Kleidung, und doch zitterte er unwillkürlich, als er an die Kollision dachte. Man hatte ihn in eines der Rettungsboote gedrängt, doch es war überladen gewesen und bei der Wasserung gekentert. Hätte nicht einer der Fischkutter ihn halb bewusstlos aus den eisigen Fluten geborgen, wäre er binnen weniger Minuten gestorben.

Er hielt inne, um sich eine Zigarette anzuzünden, schirmte die Flamme mit der Hand ab und lehnte sich auf die Reling. Als er bedrückt die rote Kunststoffboje anstarrte, die das Grab des untergegangenen Kreuzers markierte, rief jemand seinen Namen. Nils Larsen, der Kapitän der *Thor*, kam quer über das Deck auf ihn zu.

»Wo bleiben denn nur diese verfluchten Amerikaner?«, murnte Becker.

»Es gibt gute Neuigkeiten. Sie haben sich eben gemeldet«, erklärte der Kapitän. »In zirka fünf Minuten wollen sie hier sein.«

»Das wird aber auch *Zeit*«, sagte Becker.

Wie sein Kollege auf der *Leif Eriksson* war auch Kapitän Larsen hoch gewachsen, blond und mit kantigem Profil.

»Bei aller Fairness«, sagte er. »Der Kreuzer ist erst vor kurzem gesunken. Die Einsatzgruppe der NATO hätte mindestens *zweiundsiebzig* Stunden benötigt, bis ein

Schiff mit Bergungsmannschaft und geeignetem Gerät vor Ort gewesen wäre. Die Leute von der NUMA sind ihrem Ruf gerecht geworden, es innerhalb von acht Stunden zu schaffen. Sie verdienen etwas Nachsicht.«

»Ich weiß, ich *weiß*«, sagte Becker, der eher verzweifelt als wirklich wütend war. »Ich will ja auch gar nicht undankbar sein, aber es zählt jede Minute.« Er schnippte den Zigarettenstummel ins Wasser und steckte die Hände noch tiefer in die Taschen. »Zu schade, dass Dänemark die Todesstrafe abgeschafft hat«, schäumte er. »Ich würde diese ganze blutrünstige SOS-Bande liebend gern am Ende eines Stricks baumeln sehen.«

»Sind Sie sicher, dass es ein absichtliches Rammmanöver war?«

»Da besteht nicht der geringste Zweifel! Die haben ihren Kurs geändert und sind direkt auf uns zugefahren. *Zack!* Wie ein Torpedo.« Er schaute auf die Uhr. »Haben die Amerikaner tatsächlich fünf Minuten gesagt? Ich sehe nirgendwo ein Schiff kommen.«

»Das ist sonderbar«, sagte der Kapitän, hob das Fernglas und suchte den Horizont ab. »Ich kann auch nichts entdecken.« Dann vernahm er ein Geräusch und richtete die Linsen auf den bedeckten Himmel. »Moment. Da kommt ein Hubschrauber, und zwar mächtig schnell.«

Der winzige Punkt wurde vor dem Hintergrund der schiefergrauen Wolkendecke rasch größer, und bald darauf war das Knattern des Rotors deutlich zu hören. Der Helikopter hielt genau auf die *Thor* zu, überquerte sie fast auf Höhe der Funkmasten, flog eine Kehre und beschrieb einen großen Kreis um das Forschungsschiff. Die Buchstaben *NUMA* auf dem Rumpf des türkisfarbenen Bell 212 waren nicht zu übersehen.

Der Erste Offizier kam herbeigelaufen und deutete auf

die kreisende Maschine. »Das sind die Amerikaner. Sie bitten um Landeerlaubnis.«

»Erteilt«, sagte der Kapitän. Sein Offizier gab die Anweisung über ein kleines Funksprechgerät weiter. Der Hubschrauber flog heran, schwebte über dem Achterdeck, sank wie in Zeitlupe nach unten und setzte sanft in der Mitte der weißen Markierung auf, die den Landeplatz kennzeichnete.

Die Tür öffnete sich. Zwei Männer liefen unter dem kreisenden Rotor hindurch und weiter über das Deck. Als Politiker war Becker es gewohnt, Menschen sorgfältig zu beobachten. Die beiden Männer bewegten sich so lässig, wie es ihm schon öfter bei Amerikanern aufgefallen war, aber ihr entschlossener Schritt und die straffe Körperhaltung verrieten absolutes Selbstvertrauen.

Der breitschultrige Mann, der voranging, war etwa einen Meter fünfundachtzig groß und wog ungefähr neunzig Kilo. Sein Haar schimmerte grau, aber als er näher kam, konnte Becker sehen, dass er vermutlich nicht älter als vierzig war. Sein dunkelhäutiger Begleiter war etwas kleiner, jünger und schmäler. Er bewegte sich mit der Anmut einer Raubkatze; es hätte Becker nicht überrascht zu erfahren, dass er sich sein Studium als Mittelgewichtboxer finanziert hatte. Seine Bewegungen wirkten locker und federnd, aber stets voller Energie.

Der Kapitän trat vor, um die Neuankömmlinge zu begrüßen. »Willkommen auf der *Thor*«, sagte er.

»Vielen Dank. Ich bin Kurt Austin von der National Underwater and Marine Agency«, sagte der stämmige Mann, der aussah, als könne er durch eine Mauer marschieren.

»Und das ist mein Partner Joe Zavala.« Er bedachte erst den Kapitän und dann Becker mit einem kräftigen

Händedruck, der dem Politiker fast die Tränen in die Augen trieb. Zavala pulverisierte die Knochen, die Austin versehentlich heil gelassen hatte.

»Sie waren sehr schnell«, sagte der Kapitän.

»Wir liegen ein paar Minuten hinter dem Zeitplan zurück«, erwiderte Austin. »Die Logistik war recht kompliziert.«

»Schon in Ordnung. Gott sei Dank, dass Sie gekommen sind!«, sagte Becker und rieb sich die Hand. Er blickte zum Helikopter. »Wo ist das Bergungsteam?«

Austin und Zavala sahen sich belustigt an. »Es steht vor Ihnen«, sagte Kurt.

Beckers Verwunderung wich kaum verhohlenem Zorn. Er wirbelte herum und wandte sich an Larsen. »Wie, in Gottes Namen, sollen diese beiden ... *Gentlemen* Kapitän Petersen und seine Leute retten?«

Kapitän Larsen stellte sich die gleiche Frage, hatte sich aber besser im Griff. »Ich schlage vor, Sie fragen sie selbst«, entgegnete er. Beckers Ausbruch war ihm eindeutig peinlich.

»Nun?«, fragte Becker und durchbohrte erst Austin und dann Zavala mit einem finsternen Blick.

Er konnte nicht wissen, dass die zwei Männer, die soeben aus dem Helikopter gestiegen waren, eine ganze Schiffsladung regulärer Rettungskräfte aufwogen. Der in Seattle geborene Austin war praktisch auf dem Meer aufgewachsen, was sich leicht erklären ließ, denn seinem Vater gehörte eine Bergungsfirma. Er hatte an der Universität von Washington einen Magisterabschluss im Fach Systemmanagement erworben und eine angesehene Tauchschule in Seattle besucht. Die dort erlangten Spezialkenntnisse kamen ihm später während seiner Arbeit auf mehreren Bohrinseln in der Nordsee zugute.

Danach kehrte er für eine Weile in die Firma seines Vaters zurück und wurde von der CIA für nachrichtendienstliche Unterwasseraufträge angeworben. Am Ende des Kalten Kriegs stellte Sandecker ihn dann als Leiter des Teams für Sonderaufgaben ein.

Zavala war der Sohn mexikanischer Eltern, die den Rio Grande durchwatet und sich in Santa Fe niedergelassen hatten. Seine technische Begabung genoss in NUMA-Kreisen geradezu legendären Ruf, und bislang war noch kein Motor entworfen worden, den er nicht reparieren, modifizieren oder instand setzen konnte. Als Pilot hatte er Tausende von Flugstunden am Steuerknüppel von Hubschraubern, kleinen Jets und Turbo-Prop-Maschinen zugebracht, und für Austins Team war er zu einer echten Bereicherung geworden. Viele ihrer Einsätze wurden niemals öffentlich bekannt, aber hinter der witzelnden Kumpanei im Angesicht der Gefahr verbargen sich stählerne Entschlossenheit und eine Kompetenz, die ihresgleichen suchte.

Austin musterte Becker ruhig und durchdringend. Die blaugrüne Farbe seiner Augen erinnerte an ein Korallenriff in klarem Gewässer. Er hatte Verständnis für die missliche Lage des Dänen und begegnete dessen Gereiztheit mit einem breiten Lächeln. »Verzeihung, ich wollte nicht respektlos erscheinen. Ich hätte gleich erklären sollen, dass unser Bergungstauchboot unterwegs ist.«

»Es müsste in ungefähr einer Stunde eintreffen«, fügte Zavala hinzu.

»Bis dahin gibt es noch eine Menge zu erledigen«, sagte Austin. Er wandte sich an den Kapitän. »Im Hubschrauber ist ein Teil unserer Ausrüstung verstaut. Dürfte ich Sie um ein paar kräftige Männer bitten, die uns beim Entladen helfen?«

»Ja, natürlich.« Larsen war erleichtert, endlich etwas tun zu können, und erteilte seinem Ersten Offizier sogleich den Befehl, einen Arbeitstrupp zusammenzustellen.

Unter Austins Anleitung wuchteten die ächzenden Matrosen eine große Holzkiste aus dem Laderaum des Helikopters und stellten sie auf dem Deck ab. Mit einer Brechstange stemmte Kurt den Deckel auf und verschaffte sich einen schnellen Überblick. »Sieht alles tadellos aus. Wie lautet der letzte Stand der Dinge?«

Kapitän Larsen deutete hinaus zu der tänzelnden Boje am Untergangsort des Kreuzers und fasste den Ablauf der Ereignisse kurz zusammen. Austin und Zavala hörten aufmerksam zu.

»Das ergibt keinen Sinn«, sagte Kurt. »Laut Ihrer Schilderung hatten die Schiffe mehr als genug Platz.«

»Die *Andrea Doria* und die *Stockholm* ebenfalls«, sagte Zavala in Anspielung auf die verheerende Schiffskollision vor der Küste von Nantucket.

Becker murmelte irgendetwas über SOS-Verbrecher, aber Austin ignorierte ihn und konzentrierte sich auf die drängenderen Probleme. »Woher wissen Sie, dass der Kapitän und seine Leute noch am Leben sind?«

»Als der Notruf uns erreichte, waren wir unweit von hier mit der Erforschung einer Walpopulation beschäftigt«, sagte Larsen. »Wir haben daraufhin ein Unterwassermikrofon hinabgelassen und aus dem Innern des Kreuzers ein SOS-Morsesignal aufgefangen, das jemand an den Rumpf klopfte. Leider können wir auf diese Weise keine Nachrichten senden, nur empfangen. Wie dem auch sei, wir haben erfahren, dass insgesamt dreizehn Männer, darunter auch Kapitän Petersen, in einer Luftblase im vorderen Mannschaftsquartier gefangen sind. Der Sauerstoff ist fast aufgebraucht, und alle befanden

sich bereits in einem frühen Stadium der Unterkühlung.«

»Wann haben Sie zuletzt von den Jungs gehört?«

»Vor etwa zwei Stunden. Es war praktisch noch einmal die gleiche Botschaft, aber das Klopfen klang deutlich schwächer. Am Ende haben die Leute zwei Worte mehrmals wiederholt.«

»Und zwar?«

»*Sind verzweifelt.*«

Drückende Stille machte sich breit. Austin beeilte sich, die nächste Frage zu stellen. »Haben Sie noch andere Geräte zum Schiff hinuntergelassen?«

»Die Küstenwache der Färöer hat die NATO-Basis auf Streymoy verständigt. Von dort aus wurde wenige Minuten nach dem Untergang des Kreuzers der Rettungsdienst der NATO alarmiert. Die Schiffe, die Sie dort draußen sehen, stammen überwiegend aus skandinavischen Ländern. Wir haben unterdessen als vorläufige Leitstelle fungiert. Demnächst müsste ein schwedisches Schiff mit einem Bergungsfahrzeug eintreffen, aber genau wie die anderen kann es in dieser Situation wenig ausrichten, denn es wurde konstruiert, um am Notausstieg eines U-Boots anzudocken. Es ist uns gelungen, den Kreuzer in achtzig Metern Tiefe ausfindig zu machen, aber darüber hinaus sind wir trotz all unserer Technik dazu verdammt, die drohende Katastrophe tatenlos mit anzusehen.«

»Nicht unbedingt«, sagte Austin.

»Heißt das, Sie können den Leuten helfen?«, fragte Becker mit flehentlichem Blick.

»Vielleicht«, antwortete Austin. »Genauer können wir erst dann sagen, wenn wir die Lage in Augenschein genommen haben.«

Becker entschuldigte sich für seine anfängliche Schroffheit. »Verzeihen Sie, dass ich so unfreundlich war. Wir sind Ihnen für Ihre Bemühungen überaus dankbar. Ich stehe tief in Kapitän Petersens Schuld. Als er nach dem Zusammenstoß erkannte, dass der Kreuzer binnen weniger Minuten sinken würde, sorgte er persönlich dafür, dass man mich in einem der Rettungsboote aufnahm. Dann hörte er, dass noch Leute unter Deck seien, und lief los, um ihnen zu helfen. Offenbar hat er es nicht mehr schnell genug nach oben geschafft.«

»Er ist ein tapferer Mann. Ein Grund mehr, ihn und seine Crew zu retten«, erwiderte Austin. »Wissen Sie wenigstens ungefähr, in welcher Stellung der Rumpf auf dem Meeresboden liegt?«

»Ja, natürlich. Kommen Sie mit«, sagte der Kapitän und ging voran in einen Raum auf dem Hauptdeck. Es handelte sich um ein Labor voller Computermonitore und elektronischer Geräte, die vornehmlich der Fernabstastung dienten.

»Das hier ist ein hochauflösendes Sonarbild der *Leif Erikssow*«, erklärte er und wies auf einen großen Monitor. »Wie Sie sehen, liegt sie leicht geneigt auf einem abschüssigen Hang. Die Mannschaftsquartiere befinden sich hier, ein Deck unter der Messe, ganz in der Nähe des Bugs. Und dort hat sich anscheinend die Luftblase gefangen.« Er umkreiste mit dem Cursor eine Stelle am Rumpf. »Es ist ein Wunder, dass die Leute noch am Leben sind.«

»Mittlerweile hätten sie auf dieses Wunder womöglich lieber verzichtet«, stellte Becker bekümmert fest.

»Beschreiben Sie uns den Raum.«

»Er ist ziemlich groß und enthält Kojen für zwei Dutzend Männer. Der Zugang erfolgt über eine

Kajüstreppe aus der Messe. Außerdem gibt es eine Notluke.«

»Wir benötigen möglichst viele Details über das Quartier, vor allem die Lage eventueller Rohrleitungen, Kabel und Querstreben.«

Der Kapitän reichte ihm einen Aktenordner. »Das Marineministerium hat uns vorsorglich diese Unterlagen gefaxt. Ich glaube, darin findet sich alles, was Sie brauchen. Falls nicht, können wir es schnell für Sie in Erfahrung bringen.«

Austin und Zavala betrachteten prüfend die Konstruktionspläne des Schiffes und wandten sich dann wieder der Sonaraufnahme zu. »Die Bilder reichen leider nur für einen ersten Eindruck«, erklärte Austin schließlich. »Vielleicht sollte ich mal schwimmen gehen.«

»Wie gut, dass du deinen Badeanzug dabei hast«, sagte Zavala.

»Das neue Modell von Michelin. Die Damenwelt dürfte hingerissen sein.«

Becker und der Kapitän fragten sich, ob die beiden den Verstand verloren hatten. Sie warfen einander verwirrte Blicke zu und mussten sich dann beeilen, um mit den NUMA-Männern Schritt zu halten. Während Zavala den zwei Dänen den Plan erläuterte, sorgte Austin dafür, dass die vier kräftigsten Matrosen den Transportbehälter unter einen Auslegerkran verfrachteten. Sie spulten ein Stück des Kabels ab. Austin befestigte es in der großen Kiste und gab das Signal zum Anheben.

Die leuchtend gelbe Gestalt, die daraufhin zum Vorschein kam, war mehr als zwei Meter groß und wirkte wie ein Roboter aus einem alten Science-Fiction-Film. Die gewölbten Gliedmaßen aus Gussaluminium erinnerten tatsächlich an das Michelin-Männchen, und der Helm

glich einem überdimensionalen Goldfischglas. Die Arme endeten in Greifzangen, ähnlich den Klauen eines Insekts. An den Ellbogen und den Rückseiten der Oberarme waren in runden Gehäusen vier kleine Propeller angebracht.

Austin klopfte gegen das Aggregat auf dem Rücken des Anzugs. »Ein Meisterwerk der modernen Technik. Dieses Modell kann bis zu sechs Stunden in einer Tiefe von sechshundert Metern eingesetzt werden, also bleibt mir jede Menge Spielraum. Dürfte ich mir vielleicht eine kurze Leiter borgen? Außerdem benötige ich ein Boot mit einem erfahrenen Team an Bord.«

Der Kapitän befahl dem Ersten Offizier, die entsprechenden Vorkehrungen zu treffen. Austin legte den Anorak ab, streifte stattdessen einen dicken Wollpullover über und zog sich eine schwarze Strickmütze bis über die Ohren. Der Anzug ließ sich auf Höhe der Taille in zwei Teile trennen. Austin stieg auf die Leiter und kletterte in die untere Sektion. Dann wurde die obere Hälfte wieder aufgesetzt und befestigt, das Kabel der Kranwinde eingeklinkt, und schon hob ihn der Ausleger langsam vom Deck.

Das Funkgerät des Anzugs war auf die Frequenz der Walkie-Talkies der *Thor* eingestellt. Austin ließ den Kran mitten in der Luft anhalten und bewegte versuchsweise Arme und Beine, die von sechzehn hydraulischen Drehgelenken unterstützt wurden. Danach testete er die Funktion der manuell bedienten Greifer und zuletzt die Pedale, wodurch die vertikalen und horizontalen Schubdüsen surrend zum Leben erwachten.

»Alle Systeme in Ordnung«, meldete er.

Der Druckanzug war entwickelt worden, um Tauchern in großer Meerestiefe relativ präzise Arbeiten zu ermöglichen. Trotz seiner humanoiden Form galt er als ein

Fahrzeug und der Insasse als dessen Steuermann.

Unter Zavallas Anleitung schwang der Ausleger über die Bordwand hinaus. Austin pendelte wie ein Jo-Jo hin und her. Als er sah, dass das angeforderte Boot längsseits kam, funkte er seinen Partner an. »Los geht's.«

Die Kranwinde lief an, und Austin verschwand in der sanften Dünung. Grüner Schaum schlug über seinem Helm zusammen. Die Bootsmannschaft klinkte das Kabel aus, und er sackte mehrere Meter wie ein Stein in die Tiefe, bis er den Anzug abgefangen hatte. Dann spielte er mit den Schubdüsen herum, stieg auf und wieder ab, fuhr vor und zurück und blieb schließlich in der Schwebelage. Er warf einen letzten Blick auf die hell schimmernde Oberfläche über seinem Kopf, schaltete die Scheinwerfer der Brustsektion ein, betätigte die Vertikalsteuerung und begann den Abstieg.

5

Kapitän Petersen wusste nichts von den Vorgängen weit über ihm. Er lag in seiner Koje, starrte in die Dunkelheit und fragte sich, ob er wohl erfrieren oder vorher an Sauerstoffmangel zugrunde gehen würde. Es war lediglich ein Gedankenspiel. Ihn interessierte längst nicht mehr, wie das Ende aussehen mochte. Er hoffte nur noch, dass es bald geschah.

Die Kälte hatte ihm den größten Teil seiner Kraft geraubt. Jeder mühsame Atemzug erhöhte den Kohlendioxidgehalt der Luft und ließ die Umgebung für ihn und seine Männer immer lebensfeindlicher werden. Der Kapitän näherte sich dem apathischen Zustand eines vollends schwindenden Selbsterhaltungstriebes. Sogar der Gedanke an seine Frau und Kinder vermochte ihn nicht mehr anzuspornen.

Er sehnte sich nach dem Stadium der absoluten Teilnahmslosigkeit, das hoffentlich die Marter lindern würde, aber vorerst war noch genug Leben in ihm, um die Qualen andauern zu lassen. Seine gepeinigte Lunge bescherte ihm einen Hustenanfall, wodurch wiederum ein pulsierender Schmerz durch seinen linken Arm fuhr, den er sich beim Aufprall auf ein Schott gebrochen hatte. Es war eine simple Fraktur, aber sie tat höllisch weh. Das Stöhnen seiner Kameraden erinnerte ihn daran, dass es den anderen nicht besser erging als ihm.

Wie schon ein Dutzend Mal zuvor, ließ der Kapitän die Kollision Revue passieren und grübelte, ob er sie hätte abwenden können. Zunächst war alles recht gut verlaufen. Sie hatten eine gefährliche Konfrontation vermieden und geleiteten die *Sea Sentinel* hinaus aufs offene Meer. Dann

hielt das kunterbunt angemalte Schiff ohne jede Vorwarnung plötzlich auf die ungeschützte Flanke des Kreuzers zu.

Petersens hektische Aufforderung zum Beidrehen kam zu spät. Das furchtbare Geräusch des reißenden Stahls verriet ihm, dass die Wunde tödlich war. Sofort besann er sich auf seine Marineausbildung, gab den Befehl, das Schiff zu verlassen, und überwachte das Aussetzen der Rettungsboote. Als einer der Männer ihm Verletzte unter Deck meldete, zögerte Petersen keine Sekunde, sondern übergab seinem Ersten Offizier den Befehl über die Boote und eilte den Soldaten zu Hilfe.

Zum Zeitpunkt der Kollision hatte die Nachtwache in ihren Kojen gelegen. Der Bug der *Sea Sentinel* war dicht hinter den Quartieren durch den Rumpf gedrungen und hatte niemanden unmittelbar getötet, aber mehrere Männer verletzt. Petersen rannte in die Messe, stürzte beinahe die Kajütstreppe hinunter und sah, dass die heil Davongekommenen sich bereits um ihre Kameraden kümmerten.

»Alle von Bord!«, befahl er. »Tragt die Verletzten an Deck.«

Durch das klaffende Leck drangen ungehindert die Fluten ein, und die *Leif Eriksson* neigte sich zur Seite. Unversehens füllte sich auch die Messe mit Wasser, das durch die offene Luke sogleich weiter in das Quartier strömte. Der Fluchtweg war abgeschnitten. Petersen kletterte die Stufen hinauf, schlug den Lukendeckel zu und drehte das Rad, um ihn wasserdicht zu verriegeln. Dann fuhr jäh ein Ruck durch das Schiff. Der Kapitän wurde gegen das Schott geschleudert und verlor das Bewusstsein.

Er hatte Glück im Unglück, denn er musste nicht mit anhören, wie schrecklich sein Schiff ächzte und stöhnte,

während es in die Tiefe sank. Und als der Kreuzer kurz darauf auf dem weichen Schlamm Boden aufprallte, trug Petersens schlaffer Körper keine weiteren Verletzungen davon. Dennoch – als er in der dunklen Kabine wieder zu sich kam, erwartete ihn ein noch schrecklicheres Geräusch: die Schreie seiner Männer. Wenig später durchstach der Lichtstrahl einer Taschenlampe die Finsternis und ließ in dem Wirrwarr aus Kojen und Seekisten blutige und bleiche Gesichter erkennen. Der Küchenchef der *Leif Eriksson*, ein kleiner dicker Mann namens Lars, rief nach dem Kapitän.

»Hier drüben«, krächzte Petersen.

Das flackernde Licht kam auf ihn zu.

»Alles in Ordnung, Lars?«, fragte der Kapitän.

»Nur ein paar blaue Flecken. Meine Fettschicht hat mich geschützt. Wie steht's mit Ihnen, Sir?«

Petersen rang sich ein keuchendes Lachen ab. »Ich hatte leider weniger Glück. Mein linker Arm ist gebrochen.«

»Was war denn los, Käpt'n? Ich hab geschlafen.«

»Ein Schiff hat uns gerammt.«

»So ein Mist«, fluchte Lars. »Bevor ich aus meiner Koje geflogen bin, habe ich von einem echten Festmahl geträumt. Mit Ihnen hätte ich hier unten gar nicht gerechnet.«

»Einer der Männer sagte, ihr würdet in Schwierigkeiten stecken. Ich wollte helfen.« Er richtete sich mühsam auf.

»Aber wenn ich hier bloß rumsitze, kann ich euch kaum behilflich sein. Würden Sie mir bitte kurz zur Hand gehen?«

Aus dem Gürtel des Kapitäns fertigten sie gemeinsam eine provisorische Armschlinge. Dann inspizierten sie den gesamten Raum. Mit Unterstützung der wenigen halbwegs

unversehrt gebliebenen Männer machten sie es den verletzten Kameraden ein wenig bequemer. Am gefährlichsten war in erster Linie die feuchte, beißende Kälte, aber Petersen hoffte, etwas Zeit schinden zu können. Sie verfügten hier im Quartier über Schutzanzüge für den Fall eines Schiffbruchs.

Es dauerte eine Weile, die in ihren Beuteln überall verstreut liegenden Anzüge einzusammeln und sie den Verletzten überzuziehen, gefolgt von Handschuhen und Kapuzen. Dann sammelten sie alle Decken und sonstigen Kleidungsstücke ein und hüllten sich in mehrere Lagen Stoff.

Nachdem die Kälte vorläufig bezwungen war, kümmerte sich Petersen um das Sauerstoffproblem. Einer der Aluminiumspinde enthielt Atemgeräte, ursprünglich gedacht als Vorsorge beim Ausbruch eines Brandes. Sie ließen die Flaschen herumgehen und gewannen auch dadurch etwas mehr Zeit. Petersen beschloss, zunächst auf die Pressluft zurückzugreifen, weil der Sauerstoffgehalt im Raum bereits merklich nachließ und den Männern zu schaffen machte.

Dann erinnerte er sich daran, was Offiziere in Kriegsgefangenschaft zu tun pflegten: Sie wiesen ihren Leuten Aufgaben zu, um die Moral aufrechtzuerhalten. Also teilte er die Leute in Gruppen ein, die am Rumpf abwechselnd Morsezeichen geben sollten. Mit einem Schraubenschlüssel hämmerten die Männer SOS. Bald waren alle ziemlich erschöpft, aber Petersen machte weiter, obwohl ihm der Grund dafür nicht ganz klar war, und schilderte in kurzen Botschaften ihre Notlage. Schließlich verließen auch ihn die Kräfte, und er konnte nur noch vereinzelte Signale geben. Dann hörte er ganz auf. Der Gedanke an eine Rettung rückte in weite Ferne. Petersen schloss die Augen und dachte an den Tod.

Austin orientierte sich am Seil der Markierungsboje und sank mit den Füßen voran und leicht vorgebeugt in die Tiefe, genau wie früher die Helmtaucher, die am Ende eines Luftschauchs hingen. Bunte Lichtstrahlen durchzogen das Wasser, als würde Sonnenschein durch ein Mosaikfenster fallen. Je tiefer Kurt sank, desto mehr wurden die Farben herausgefiltert, und urplötzlich verwandelte das Halbdunkel sich in eine veilchenblaue Nacht.

Die starken Halogenstrahler an der Vorderseite des Anzugs erfassten Wolken aus Algenteilchen, die wie Schneeflocken aussahen, und nervöse Fischschwärme, deren Zahl in der Nähe des Bodens jedoch deutlich abnahm. Bei sechzig Metern Tiefe schälten sich die Masten und Antennen des Kreuzers aus der Finsternis, und dann wurden die gespenstischen Konturen des Rumpfs sichtbar.

Austin verlangsamte die Sinkgeschwindigkeit und hielt auf Höhe des Oberdecks. Dann gab er horizontalen Schub und umrundete das Schiff einmal komplett, bis er wieder am Bug eintraf. Die *Leif Eriksson* lag exakt so, wie sie es auf dem Sonarbild gesehen hatten: leicht geneigt auf einem Hang, vorn höher als achtern. Kurt musterte das Schiff mit der Konzentration eines Gerichtsmediziners, der ein Mordopfer obduzierte, und achtete besonders auf das dreieckige Loch in der Flanke. Eine solch gewaltige Bajonettwunde bedeutete den sicheren Untergang.

Da Austin jenseits der gezackten Öffnung nur verbogenes Metall erkannte, fuhr er ein Stück weiter in Richtung Bug. Dort näherte er sich bis auf wenige Zentimeter dem Rumpf, wobei er sich winzig wie eine Fliege an der Wand vorkam, lehnte den Helm gegen die Stahlplatten und lauschte. Die einzigen Geräusche waren

sein leises Atmen und das Surren der Schubdüsen, mit deren Hilfe er den Anzug in der Schwebelage hielt. Er wich ein Stück zurück, drehte sich frontal dem Schiff zu, gab horizontal Gas und ließ die metallenen Knie gegen den Rumpf donnern.

Auf der anderen Seite riss Petersen die halb geschlossenen Augen auf und hielt den Atem an.

»Was war das?«, fragte eine heisere Stimme in der Dunkelheit. Lars hatte sich auf die Nachbarkoje gekauert.

»Gott sei Dank haben Sie es auch gehört«, flüsterte Petersen. »Ich dachte schon, ich wäre verrückt geworden. Da – es geht weiter.«

Gespannt horchten sie auf das Klopfen von draußen. Es waren Morsezeichen. Langsam und gleichmäßig, als bedeute jeder einzelne Buchstabe einen großen Kraftaufwand. Als der Kapitän die unbeholfenen Signale übersetzte, weiteten sich seine Augen wie die einer Zeichentrickfigur.

P-E-T-E ...

Austin fluchte über diese umständliche Art der Kommunikation. Der rechte Greifer hielt einen speziell gefertigten Hammer umklammert und bewegte sich in qualvoller Zeitlupe, aber mit äußerster Anstrengung gelang es Kurt, das einzelne Wort zu beenden.

... ERSEN

Er hielt inne und legte den Helm an den Rumpf. Nach einem Moment hörte er die gemorste Antwort.

JA

STATUS

LUFT SCHLECHT

KALT

HILFE SCHNELL

Eine Pause. Dann: EILIG

SCHNELL

Petersen rief seinen Männern zu, ihre Rettung stehe unmittelbar bevor. Die Lüge fiel ihm nicht leicht, denn ihre Zeit war fast abgelaufen. Er konnte sich kaum noch konzentrieren. Das Atmen bereitete große Mühe und würde bald völlig unmöglich sein. Die Temperatur war unter den Gefrierpunkt gefallen, und sogar der Schutzanzug vermochte die Kälte nicht abzuhalten. Petersen zitterte nicht mehr, was auf eine beginnende Hypothermie hindeutete.

Lars riss ihn aus seiner Versunkenheit. »Käpt'n, darf ich Sie etwas fragen?«

Petersen grunzte bejahend.

»Warum zum Teufel sind Sie zurückgekommen, Sir? Sie hätten sich retten können.«

»Ich hab irgendwo mal gehört, dass ein Kapitän mit seinem Schiff untergehen sollte«, erwiderte Petersen.

»Nun ja, tiefer geht's wohl nicht, Käpt'n.«

Petersen gab ein gurgelndes Geräusch von sich, das vage einem Lachen ähnelte. Lars tat es ihm gleich, aber ihre Kräfte waren rasch wieder aufgezehrt. Sie machten es sich so bequem wie möglich und warteten.

6

Das Team im Boot wartete, bis Austin die Wasseroberfläche durchstieß, und fing ihn wie ein entlaufenes Kalb wieder ein. Innerhalb weniger Minuten befand er sich zurück an Deck der *Thor* und gab Becker und Kapitän Larsen einen Lagebericht.

»Mein Gott«, sagte Becker. »Was für ein schrecklicher Tod. Meine Regierung wird weder Kosten noch Mühen scheuen, um die Leichen für die Angehörigen zu bergen.«

Beckers Pessimismus ging Austin allmählich auf die Nerven. »Hören Sie endlich auf, hier den schwermütigen Dänen zu spielen, Mr. Becker. Ihre Regierung kann die Brieftasche stecken lassen. Diese Männer sind noch nicht tot.«

»Aber Sie haben doch gesagt –«

»Ich *weiß*, was ich gesagt habe. Sie sind ziemlich mitgenommen, aber das bedeutet nicht ihr sicheres Ende. Die Bergungsoperation bei der gesunkenen *Squalus* hat mehr als einen Tag gedauert, und es konnten dreiunddreißig Mann gerettet werden.« Austin verstummte, weil sein scharfes Gehör ein neues Geräusch wahrnahm. Er schaute gen Himmel und schirmte die Augen mit einer Hand ab.

»Die Kavallerie ist da.«

Ein gewaltiger Helikopter näherte sich dem Schiff. Unter ihm baumelte an einer Trosse ein zylindrisches Tauchboot mit stumpfer Nase.

»Einen so riesigen Hubschrauber hab ich noch nie gesehen«, sagte Kapitän Larsen.

»Kein Wunder, der Mi-26 ist der größte Helikopter der

Welt«, erwiderte Austin. »Er ist mehr als dreißig Meter lang. Man nennt ihn auch den fliegenden Kran.«

Becker lächelte zum ersten Mal seit Stunden. »Bitte sagen Sie mir, dass es sich bei diesem seltsamen Objekt an dem Kabel um Ihr Bergungsfahrzeug handelt.«

»Die *Sea Lamprey* ist nicht besonders hübsch«, sagte Zavala achselzuckend. »Bei ihrer Konstruktion habe ich eher auf die Funktion als auf die Form Wert gelegt.«

»Ganz im Gegenteil«, widersprach Becker. »Sie ist *wunderschön*.«

Der Kapitän schüttelte erstaunt den Kopf. »Wie um alles in der Welt haben Sie die Ausrüstung so schnell hierher verfrachtet? Als der Notruf rausging, waren Sie zweitausend Kilometer weit weg.«

»Uns ist eingefallen, dass die Russen eine Vorliebe für wahrhaft *große* Auftritte haben«, sagte Austin. »Sie waren sofort begeistert davon, der ganzen Welt zu beweisen, dass sie als Nation immer noch erstklassige Leistungen vollbringen können.«

»Aber der Helikopter kann unmöglich dermaßen schnell gewesen sein. Gentlemen, Sie sind echte Zauberkünstler.«

»Um dieses Kaninchen aus dem Hut zu ziehen, war eine Menge Arbeit erforderlich«, sagte Austin mit Blick auf den Hubschrauber. »Der Mi-26 hat das Tauchboot aus dem Meer gehoben und zu einem Luftwaffenstützpunkt gebracht, wo zwei Antonow-N-124-Großraumtransporter bereitstanden. Die *Sea Lamprey* wurde in eine der Maschinen verladen, der Mi-26 und unser NUMA-Helikopter in die andere. Der Flug zur NATO-Basis auf den Färöern hat zwei Stunden gedauert. Während das Boot noch entladen und für den Weitertransport vorbereitet wurde, sind wir vorausgeflogen, um hier alles in die Wege zu leiten.«

Die mächtigen Turbinen übertönten die Erwiderung des Kapitäns, denn der Hubschrauber schwebte nun vor dem Schiff. Die acht Blätter des Hauptrotors erzeugten einen so starken Wind, dass im Meer ein regelrechter Krater entstand. Als das Tauchboot sich dicht über dem tosenden Wasser befand, wurde es ausgeklinkt, und der Helikopter drehte ab. Man hatte die *Sea Lamprey* mit großen luftgefüllten Schwimmern ausgestattet, und so tauchte sie nur kurz unter und erschien gleich wieder schaukelnd an der Oberfläche.

Austin schlug vor, die Krankenstation der *Thor* solle sich auf die Behandlung von starken Unterkühlungen vorbereiten. Dann brachte das Bootsteam ihn und Zavala zur *Sea Lamprey* und entfernte die Schwimmer. Das Tauchboot flutete die Ballasttanks und versank in der blauschwarzen See.

In einigen Metern Tiefe fingen Austin und Zavala die *Lamprey* mit den Schubdüsen ab und überprüften anhand einer Checkliste alle Systeme. Sie saßen gemeinsam in dem engen Cockpit, und der blaue Schein der Instrumentenbeleuchtung fiel auf ihre Gesichter. Dann schob Zavala den Joystick nach vorn, woraufhin der stumpfe Bug sich nach unten neigte, und ließ noch mehr Wasser in die Ballasttanks, um auf einer steilen Spiralbahn in die Tiefe zu sinken. Dabei steuerte er das Boot so beiläufig, als unternähme er mit seiner Familie einen Sonntagsausflug.

Austin spähte in die bläuliche Finsternis jenseits der Scheinwerferkegel. »Ich hab es vorhin nicht mehr geschafft, dich etwas zu fragen«, sagte er, als wäre ihm plötzlich ein Gedanke gekommen. »Ist dieses Ding sicher?«

»Wie hat es ein früherer Präsident doch gleich ausgedrückt? ›Das hängt von Ihrer Definition des

Wörtchens *ist* ab.««

Austin stöhnte auf. »Lass es mich anders formulieren. Hast du die Lecks gestopft und die Pumpe repariert?«

»Das mit den Lecks dürfte sich erledigt haben, und die Ballastpumpe funktioniert unter idealen Bedingungen tadellos.«

»Was ist mit den *gegenwärtigen* Bedingungen?«

»Kurt, mein Vater hat mir ein altes spanisches Sprichwort beigebracht. ›Der geschlossene Mund schluckt keine Fliegen.««

»Was zum Teufel haben Fliegen denn mit unserer Situation zu tun?«

»Nichts«, sagte Zavala. »Ich wollte bloß lieber das Thema wechseln. Vielleicht erledigt das Problem mit der Ballastkontrolle sich ja von selbst.«

Das Boot war als letztmögliches Bergungssystem gedacht. Sobald seine Laser ein Loch in den Rumpf eines gesunkenen Schiffs geschnitten hatten, gab es kein Zurück mehr, denn die Öffnung ließ sich nicht wieder versiegeln. Wenn das Tauchboot ablegte, würde sofort Wasser in den Hohlraum strömen, also mussten alle gefangenen Besatzungsmitglieder im ersten Anlauf evakuiert werden. Die *Sea Lamprey* war ein Prototyp und für acht Personen sowie Pilot und Kopilot konstruiert. Da insgesamt dreizehn Männer in dem Kreuzer auf Rettung warteten, würden sie die Gewichtsgrenze um fünf Leute überschreiten.

»Ich hab das mal eben durchgerechnet«, sagte Austin.

»Wenn man pro Mann fünfundsiebzig Kilo annimmt, liegen wir bei mehr als einer Tonne Gewicht. Die *Lamprey* hat einen gewissen Sicherheitsspielraum, und es macht vermutlich nicht allzu viel aus, abgesehen von dem

störanfälligen Ballasttank.«

»Kein Problem. Falls die Hauptpumpe nicht funktioniert, haben wir ja noch das Zusatzaggregat.« Bei der Konstruktion der *Sea Lamprey* hatte Zavala sich an die üblichen Gepflogenheiten gehalten und Reservesysteme eingebaut. Er hielt kurz inne. »Ein paar der Männer sind vielleicht inzwischen tot.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, sagte Austin. »Es wäre sicherer, die Leichen dort unten zurückzulassen, aber ich will unbedingt alle an Bord nehmen, ob tot oder lebendig.«

Es wurde still im Cockpit, und beide Männer grübelten über die schrecklichen Alternativen nach. Das einzige Geräusch war das Summen der Elektromotoren, während das plumpe Gefährt immer weiter in die Tiefe sank. Wenig später erreichten sie den Kreuzer. Austin zeigte Zavala, an welcher Stelle er ansetzen sollte. Mit hohlem Klang stieß der Bug des Tauchboots gegen die gewölbten Stahlplatten. Eine Pumpe lief an, sorgte für entsprechenden Unterdruck, und die *Lamprey* saugte sich an der Bordwand fest.

Der ausgefahrene Fluchttunnel bestand aus einem robusten, aber nachgiebigen Kunststoff. Ein Computer überwachte den Einfluss der Meeresströmung auf die *Lamprey* und hielt sie mit acht vertikalen und horizontalen Schubdüsen sicher auf Position. Die Instrumente meldeten die erfolgreiche hermetische Abdichtung. Normalerweise hätte nun zunächst eine dünne Sonde die Bordwand durchdrungen, um nach explosiven Dämpfen zu forschen.

Sensoren sorgten im Andockwulst für ein beständiges Vakuum. Als Austin das Startsignal erhielt, legte er eine kleine Pressluftflasche an, nahm den Lungenautomaten zwischen die Zähne und verließ die Schleuse. An der Dichtung drang ein wenig Wasser ein, aber das war noch

kein Grund zur Besorgnis. Er kroch durch den Fluchttunnel voran.

Die Männer im Innern des Kreuzers waren in einen todesähnlichen Schlummer gefallen. Kapitän Petersen wurde durch den Lärm eines riesigen Spechts geweckt. *Verdammter Vogel!* Während ein Teil seines Gehirns den Ursprung der Geräusche verfluchte, machte ein anderer Teil sich automatisch daran, das Klopfen zu analysieren und in vertraute Muster zu gruppieren, die jeweils für einen Buchstaben standen.

HALLO

Er schaltete die Taschenlampe ein. Auch der Koch hatte die Signale gehört, und seine Augen waren groß wie Spiegeleier. Mit steifen Fingern tastete der Kapitän nach dem Schraubenschlüssel an seiner Seite und schlug damit entkräftet gegen den Rumpf. Dann noch einmal mit etwas mehr Wucht.

Die Antwort kam sofort.

ZURUECKWEICHEN

Leichter gesagt als getan, dachte Petersen und wies den Koch an, sich von der Bordwand zu entfernen. Dann rollte auch er sich aus der Koje, schleppte sich quer durch den Raum und rief den anderen Männern zu, sie sollten ihm folgen. Er setzte sich, lehnte sich an einen Spind und wusste nicht recht, was nun geschehen würde. Das Warten schien ewig zu dauern.

Austin kehrte in die *Lamprey* zurück. »Auftrag erfüllt«, sagte er.

»Ich schalte den Dosenöffner ein«, erwiderte Zavala und betätigte den Druckknopf der ringförmig angeordneten

Laser. Mit leuchtend rotem Strahl durchdrangen sie die fünf Zentimeter dicke Metallhaut so mühelos, als würde ein Schälmesser eine Orange zerteilen. Der Fortgang der Operation ließ sich auf einem Monitor verfolgen. Dann schalteten die Laser sich automatisch wieder ab.

Petersen beobachtete, wie ein blässlich violetter Kreis immer mehr an Farbe gewann, bis er rötlich orange glühte. Der Kapitän spürte die willkommene Wärme im Gesicht. Dann fiel ein Stück der Bordwand laut dröhnend in die Kabine, und er musste seine Augen abschirmen, um nicht mitten in das gleißende Licht zu blicken.

Der Fluchttunnel war voller Rauchschwaden, die Ränder der Öffnung immer noch heiß. Austin schob eine speziell angefertigte Leiter über den Rand und steckte den Kopf in das Schiff.

»Hat hier jemand ein Taxi gerufen?«

Trotz seines unbeschwerten Auftretens fragte er sich insgeheim, ob die Rettung wohl zu spät kam. Er hatte noch nie einen dermaßen verwahrlosten Haufen gesehen. Als er sich nach Kapitän Petersen erkundigte, kroch eine der verdreckten Gestalten nach vorn. »Das bin ich«, krächzte der Mann. »Und wer sind Sie?«

Austin stieg ins Innere und half dem Kapitän auf die Beine. »Für Höflichkeiten ist später noch Zeit genug. Bitte sagen Sie Ihren Männern, sie sollen durch das Loch kriechen.«

Der Kapitän übersetzte die Anweisung. Austin warf ein paar feuchte Decken über den gezackten Rand der Öffnung und half dann all denen, die es nicht mehr aus eigener Kraft schafften. Auch Petersen brach zusammen. Austin musste ihn kräftig anschieben und kletterte schließlich als Letzter in das Tauchboot. Als er die Luftschleuse erreichte, sah er am Andockwulst immer

mehr Wasser eindringen. Zavala hatte die Stelle nur notdürftig geflickt.

Eilig schloss Kurt die Luke. Sein Partner hatte die Steuerung auf Automatik geschaltet und den Männern an Bord geholfen, was durch die sperrigen Schutzanzüge nicht unbedingt erleichtert wurde. Es schien wie ein Wunder, dass alle Besatzungsmitglieder noch lebten und manche sogar stark genug waren, um ohne Unterstützung zurechtzukommen. Sie nahmen nun auf zwei gepolsterten Bänken Platz, die längs des Boots verliefen, getrennt durch einen schmalen Mittelgang. Aufgrund der beengten Verhältnisse mussten einige von ihnen sogar stehen bleiben. Austin fühlte sich unwillkürlich an die Pendler in einer Tokioter U-Bahn erinnert.

»Mit einem Abteil erster Klasse können wir leider nicht dienen«, sagte er.

»Kein Problem«, erwiderte der Kapitän. »Meine Männer werden mir zustimmen, dass es hier deutlich besser ist als in unserem letzten Quartier.«

Nachdem alle untergebracht waren, kehrte Kurt ins Cockpit zurück. »Der Andockwulst ist ein wenig undicht«, berichtete er.

Zavala deutete auf ein Computerabbild des Tauchboots. Dort blinkte ein Licht. »Mehr als nur ein wenig. Eine Sekunde nachdem wir die Luke geschlossen hatten, ist der Ring geplatzt wie ein alter Reifen.«

Er fuhr den Fluchttunnel ein, löste das Boot von dem Schiffswrack und setzte zurück. Im Scheinwerferlicht war die von den Lasern geschnittene runde Öffnung deutlich zu erkennen. In sicherer Entfernung aktivierte Zavala die Ballastpumpen. Die Elektromotoren erwachten mit leisem Summen zum Leben, nur vorn rechts erklang ein Geräusch, als würde jemand eine Gabel in einen Shredder

stecken. Alle bis auf einen Ballasttank füllten sich mit Pressluft, wodurch die Balance des Boots empfindlich gestört wurde.

Die *Sea Lamprey* funktionierte wie jedes andere U-Boot; wenn man tauchen wollte, flutete man die Ballasttanks mit Wasser, wenn man aufsteigen wollte, pumpte man Luft hinein. Der Computer versuchte das Gleichgewicht zu halten und erhöhte den Vertikalschub. Die Nase des Boots senkte sich langsam, und aus dem Lüftungsschacht kam der Geruch nach heißem Metall. Zavala ließ das Wasser in die anderen Tanks zurückströmen, und die *Lamprey* richtete sich halbwegs wieder aus.

Austin startete die Instrumente an. Auf dem schematischen Abbild blinkte erneut ein Licht. Er veranlasste den Hauptcomputer zu einer Diagnose. Sie ergab, dass die Fehlfunktion auf ein mechanisches Problem zurückging. Bei neuen Geräten war dies keineswegs unüblich und ließ sich vermutlich leicht reparieren. Allerdings befanden sie sich nicht auf einer Testfahrt, sondern in fünfzig Faden Tiefe. Ein weiteres rotes Warnlicht blinkte auf.

»Beide Frontmotoren sind hinüber«, merkte Austin an.

»Benutz lieber die Zusatzpumpen.«

»Das waren die Zusatzpumpen«, sagte Zavala.

»So viel zum Thema Reservesysteme. Wo liegt das Problem?«

»Falls ich dieses Teil auf einer Hebebühne hätte, könnte ich es dir in einer Minute verraten.«

»Ich sehe hier in der Nähe leider keine Werkstatt, und außerdem habe ich meine Kreditkarte vergessen.«

»Wie sagte mein Vater doch so schön? ›Eine Stange Dynamit hat noch jeden sturen Esel überzeugt‹«,

entgegnete Zavala.

Austin war bei den Kollegen der NUMA dafür berüchtigt, dass er sich durch keine Art von Notlage aus der Ruhe bringen ließ. Im Angesicht einer sicheren Katastrophe hätten die meisten Männer wohlweislich die Flucht ergriffen, doch er stellte sich gelassen jeder Herausforderung. Da er noch immer quicklebendig war, musste er über eine bemerkenswerte Mischung aus Einfallsreichtum und Glück verfügen. Wer jemals mit ihm gemeinsam in der Klemme gesteckt hatte, empfand diesen Charakterzug als beinahe beängstigend, aber Austin tat alle Klagen stets mit einem Achselzucken ab. Jetzt jedoch ließ Joe ihn spüren, wie die anderen sich sonst immer in Kurts Gegenwart fühlten. Austin presste die Lippen zu einem angespannten Lächeln zusammen, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und lehnte sich zurück.

»Du wärest nicht so ruhig, wenn du nicht schon einen Plan hättest«, sagte er.

Zavala zwinkerte ihm übertrieben deutlich zu und nahm einen Schlüssel, der an einer Kette um seinen Hals hing. Er klappte einen kleinen Metalldeckel in der Mitte des Steuerpults hoch und steckte den Schlüssel in die Öffnung. »Wenn ich den hier umdrehe und den kleinen Schalter daneben betätige, tritt ein weiteres Reservesystem in Kraft. Kleine Sprengladungen kappen alle Ballasttanks gleichzeitig, und schon geht's aufwärts. Schlau, was?«

»Nur sofern die *Thor* nicht im Weg ist, wenn wir aus dem Wasser schießen. Wir würden sowohl das Schiff als auch uns selbst versenken.«

»Falls es dich beruhigt, drück diesen Knopf da. Er schickt eine Warnboje nach oben. Blinksignal, Sirene. Das volle Programm.«

Austin drückte den Knopf. Die Boje wurde mit

vernehmlichem Rauschen ausgestoßen. Er riet ihren Passagieren, sich gut festzuhalten.

Zavala reckte den Daumen empor und grinste verschmitzt.

»Und los!«

Er legte den Schalter um, und alle warteten gespannt. Das einzige Geräusch kam von Zavala, der leise auf Spanisch fluchte. »Das war wohl nichts«, stellte er verlegen fest.

»Mal sehen, ob ich das richtig verstehe. Wir befinden uns in neunzig Metern Tiefe, sind überladen, haben die Kabine voller halb toter Seeleute, und der Notschalter funktioniert nicht.«

»Du weißt wirklich, wie man einen Sachverhalt präzise beschreibt, Kurt.«

»Danke. Ich bin noch nicht fertig. Unsere beiden vorderen Tanks sind voller Wasser, die beiden hinteren voller Luft, und das bedeutet null Auftrieb. Können wir die *Lamprey* irgendwie leichter machen?«

»Ich kann die Andockvorrichtung abwerfen. Dadurch kommen wir an die Oberfläche, aber es wird kein Spaziergang.«

»Uns bleibt kaum eine andere Wahl. Ich sage den Leuten noch mal, dass sie sich festhalten sollen.«

Er gab die Anweisung nach hinten durch, schnallte sich auf dem Sitz fest und gab das Signal. Zavala schickte ein Stoßgebet zum Himmel und betätigte einen Knopf. Er hatte den Fluchttunnel vorsorglich mit einer Sprengvorrichtung versehen, um das Boot notfalls schnell von einem Wrack lösen zu können. Es gab eine gedämpfte Explosion, und die *Sea Lamprey* bewegte sich. Sie stieg einen halben Meter, dann einen, dann mehrere. Anfangs

ging es nur quälend langsam voran, aber das Boot nahm immer mehr Fahrt auf und erreichte bald eine beachtliche Geschwindigkeit.

Mit dem Heck voran durchbrach die *Sea Lamprey* die Oberfläche und stürzte in einer Schaumfontäne zurück ins Wasser. Dann rollte sie haltlos von einer Seite auf die andere, so dass die Insassen wie Würfel in einem Becher umhergeschleudert wurden. Dank der vorab gestarteten Warnboje hielten sich schon mehrere kleine Boote bereit und eilten sogleich zum Ort des Geschehens. Die Besatzungen befestigten Schwimmer am Rumpf der *Lamprey* und stabilisierten sie in nahezu horizontaler Lage.

Mittels einer Schleppleine holte die *Thor* das Tauchboot ein und hob es mit einem Kran an Deck. Sobald die Luke sich öffnete, rannte Sanitätspersonal herbei, nahm nacheinander die Seeleute in Empfang, lud sie auf Tragen und brachte sie zu wartenden Rettungshubschraubern, die für den Transport in ein Krankenhaus an Land sorgten. Als Austin und Zavala schließlich aus dem Boot stiegen, war das Deck praktisch menschenleer. Lediglich ein paar Besatzungsmitglieder kamen zu ihnen, beglückwünschten sie und gingen wieder.

Zavala ließ den Blick über das verlassene Deck schweifen.

»Keine Blaskapelle?«

»Wahres Heldentum braucht keine Belohnung«, sagte Austin feierlich. »Aber gegen einen Schluck Tequila hätte ich nichts einzuwenden.«

»Was für ein Zufall. Ich habe in meiner Reisetasche doch tatsächlich noch eine Flasche blauen Agavenschnaps versteckt. Erstklassiges Zeug.«

»Wir müssen unsere Feier womöglich verschieben. Da

kommt Mr. Becker.«

Der Däne eilte quer über das Deck auf sie zu und strahlte unverkennbar vor Glück. Er schüttelte den NUMA-Männern überschwenglich die Hände, klopfte ihnen auf die Schultern und hielt eine begeisterte Lobrede.

»Gentlemen, ich danke Ihnen«, sagte er außer Atem.

»Dänemark dankt Ihnen. Die *Welt* dankt Ihnen!«

»Gern geschehen«, erwiderte Austin. »Wir danken für die Gelegenheit, die *Sea Lamprey* unter Einsatzbedingungen testen zu können. Der russische Helikopter befindet sich bei den Transportflugzeugen auf der NATO-Basis. Sobald wir den Jungs Bescheid gegeben haben, sind wir innerhalb weniger Stunden auf dem Rückweg.«

Beckers Gesicht verwandelte sich wieder in das mürrische Antlitz eines Bürokraten. »Mr. Zavala kann gern aufbrechen, aber ich fürchte, Sie werden Ihre Reise eine Weile verschieben müssen. Man hat zur Untersuchung des Zwischenfalls eine Sonderkommission einberufen. Die erste Anhörung findet morgen in Tórshavn statt, und man bittet auch Sie um Ihre Aussage.«

»Ich wüsste nicht, wie ich behilflich sein könnte. Immerhin habe ich den eigentlichen Vorfall gar nicht gesehen.«

»Stimmt, aber Sie sind zweimal zur *Eriksson* getaucht und können den Schaden genau beschreiben. Das dürfte für das Verfahren enorm hilfreich sein.« Er bemerkte Austins unschlüssigen Blick. »Es tut mir Leid, aber wir müssen darauf bestehen, dass Sie bis zum Ende der Anhörung hier auf den Inseln unser Gast sind. Kopf hoch! Die amerikanische Botschaft wurde bereits verständigt und wird die NUMA benachrichtigen. Eine Unterkunft habe ich Ihnen auch schon besorgt. Genau genommen

wohnen wir sogar im selben Hotel. Die Inseln sind wunderschön, und es wird nur ein oder zwei Tage dauern. Dann können Sie wieder auf Ihr Schiff.«

»Von mir aus geht das in Ordnung, Kurt«, sagte Zavala.

»Ich kehre mit der *Lamprey* zur *Beebe* zurück und schließe die Tests ab.«

Es gefiel Austin nicht, dass irgendein übereifriger kleiner Behördenlangweiler ihm Vorschriften machte, und er versuchte gar nicht erst, seinen Unmut zu verbergen. »Nun, dann werde ich wohl vorerst Ihr Gast sein, Mr. Becker.« Er wandte sich an Zavala. »Wir beide feiern später. Ich unterrichte die NATO-Basis und leite alles in die Wege.«

Bald darauf übertönte erneut der Turbinenlärm des riesigen russischen Hubschraubers alle anderen Geräusche. Der *Sea Lamprey* wurde eine Schlinge umgelegt, und dann hob der Mi-26 sie von Deck. Zavala folgte ihr im NUMA-Helikopter zur Basis, wo man sie wieder in die Großraummaschine verladen und den Rückflug antreten würde.

»Eines noch«, sagte Becker. »Es wäre mir lieb, wenn wir diesen bemerkenswerten Tauchanzug an Bord behalten könnten, nur für den Fall, dass die Kommission weitere Beweise benötigt. Falls nicht, werden wir ihn gern an jeden gewünschten Ort transportieren.«

»Sie wollen, dass ich noch mal nach unten gehe?«

»Eventuell. Natürlich würde ich das vorher mit Ihren Vorgesetzten klären.«

»Natürlich«, sagte Austin. Er war zu müde, um sich zu streiten.

Der Kapitän kam und teilte ihnen mit, dass ein Beiboot bereitstehe, um sie zur Insel überzusetzen. Austin war

nicht allzu erpicht darauf, mehr Zeit als unbedingt nötig in Beckers Gegenwart zu verbringen. »Ich komme morgen nach, falls Sie nichts dagegen haben. Kapitän Larsen möchte mir ein paar seiner Forschungsergebnisse zeigen.«

Der Kapitän registrierte Austins flehentlichen Blick und spielte mit. »O ja, wie ich schon sagte, Sie werden unsere Arbeit faszinierend finden. Ich setze Mr. Austin morgen früh an Land ab.«

Becker zuckte die Achseln. »Ganz wie Sie wollen. Ich habe für den Rest meines Lebens genug Zeit auf See zugebracht.«

Austin verfolgte, wie das Beiboot ablegte, und wandte sich an den Kapitän. »Danke, dass Sie mich vor Mr. Becker gerettet haben.«

Larsen seufzte laut. »Ich vermute, auch Bürokraten wie er erfüllen irgendeine nützliche Aufgabe.«

»Ähnlich wie Darmbakterien, die bei der Verdauung helfen«, erwiderte Austin.

Der Kapitän lachte und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Ich glaube, es ist langsam Zeit, Ihre erfolgreiche Mission zu begießen.«

»Das klingt schon besser«, sagte Austin.

7

Austin wurde an Bord der *Thor* wie ein Ehrengast behandelt. Nach den Drinks in der Kabine des Kapitäns servierte man ihm ein Festmahl und unterhielt ihn dann mit atemberaubenden Unterwasseraufnahmen aus dem Walforschungsprogramm des Schiffes. Er erhielt ein behagliches Quartier und schlief tief und fest. Am nächsten Morgen verabschiedete er sich von Larsen.

Der Kapitän schien ihn nur ungern ziehen zu lassen. »Wir werden noch ein paar Tage vor Ort bleiben und den Kreuzer untersuchen. Falls ich jemals etwas für Sie oder die NUMA tun kann, brauchen Sie mir nur Bescheid zu sagen.«

Sie gaben sich die Hand, und Austin stieg in das Beiboot, um das kurze Stück zum Westhafen übergesetzt zu werden. Nach mehreren Wochen auf und unter Wasser war er froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren, und folgte dem gepflasterten Kai vorbei an zahlreichen Fischkuttern. Die Hauptstadt der Färöer-Inseln hieß Tórshavn, »Thors Hafen«, benannt nach dem mächtigsten der skandinavischen Götter. Trotz dieses beeindruckenden Namensgebers handelte es sich jedoch um eine eher beschauliche Ansiedlung, die auf einer Landzunge zwischen zwei geschäftigen Bootshäfen lag.

Am liebsten hätte Austin die schmalen Straßen erforscht, die zwischen den farbenfrohen alten Häusern verliefen, doch ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass er sich beeilen musste, um noch rechtzeitig zu der Anhörung zu erscheinen. Seine Reisetasche ließ er in dem Hotelzimmer zurück, das Becker für ihn gebucht hatte. Er rechnete nicht damit, länger als ein oder zwei Tage auf den Färöern zu

bleiben, ob es dem Bürokraten nun passte oder nicht, und so veranlasste er die Leute an der Rezeption, ihm für den übernächsten Tag einen Flug nach Kopenhagen zu buchen.

Sein Ziel lag ein Stück den Hügel hinauf in Richtung Vaglio-Platz, dem Zentrum des hiesigen Geschäftsviertels. Einige Minuten später blieb er vor einem beeindruckenden dunklen Basaltbau aus dem neunzehnten Jahrhundert stehen. Das Schild neben dem Eingang besagte, dass er sich vor dem *raohus*, dem Rathaus, befand. Er hielt kurz inne und wappnete sich für das bevorstehende Verfahren. Austin war Angestellter einer Bundesbehörde und wusste daher um die Risiken einer Fahrt durch bürokratische Gewässer. Womöglich würde die Rettung der Männer aus dem Bauch der *Leif Eriksson* sich noch als der einfachste Teil seiner Abenteuer auf den Färöern erweisen, grübelte er.

Der Mann am Empfang des *raohus* beschrieb ihm den Weg zum Anhörungssaal. Austin folgte einem Korridor zu einer Tür, vor der ein unteretzter Polizist stand, und nannte seinen Namen. Der Beamte bat ihn, einen Augenblick zu warten, verschwand im Innern und kehrte gleich darauf mit Becker zurück. Dieser nahm Austin beim Arm und ging mit ihm außer Hörweite. »Danke, dass Sie gekommen sind, Mr. Austin.« Er schaute zu dem Polizisten und senkte die Stimme. »Diese Angelegenheit erfordert sehr viel Feingefühl. Ist Ihnen die Regierungsstruktur der Färöer bekannt?«

»Ich weiß lediglich, dass die Inseln Dänemark angegliedert sind, mehr nicht.«

»Korrekt. Die Inseln sind Teil des Königreichs Dänemark, seit 1948 allerdings mit Selbstverwaltung. Die Leute hier genießen weitgehende Unabhängigkeit und bewahren sich sogar ihre eigene Sprache. Bei Finanzproblemen zögern sie jedoch nicht, Kopenhagen um Geld zu

ersuchen«, sagte er mit mattem Lächeln. »Dieser Vorfall hat sich zwar in den Gewässern der Färöer ereignet, aber es war ein dänisches Kriegsschiff darin verwickelt.«

»Was bedeutet, dass die SOS in Dänemark keinen Beliebtheitswettbewerb gewinnen würden.«

Becker tat diese Bemerkung mit einer lässigen Geste ab.

»Sie wissen ja, wie ich darüber denke. Diese Verrückten sollten für die Versenkung unseres Schiffs *gehängt* werden. Aber ich bin Realist. Der ganze bedauerliche Zwischenfall wäre gar nicht erst passiert, wenn die Einheimischen nicht so starrsinnig an ihren alten Bräuchen festhalten würden.«

»Sie meinen die Waljagd?«

»Über die moralischen Aspekte des *grindarap* verknäule ich mir jeden Kommentar. Viele Dänen halten dieses Spektakel für ein barbarisches und überflüssiges Ritual. Wesentlich wichtiger sind die ökonomischen Erwägungen. Firmen, die hier Fisch kaufen oder nach Öl bohren könnten, möchten in der Öffentlichkeit nicht als Geschäftsfreunde von Walmördern dastehen. Und wenn die Färingier ihre Rechnungen nicht bezahlen können, muss Kopenhagen das Scheckbuch zücken.«

»So viel zum Thema Unabhängigkeit.«

Becker lächelte erneut. »Die dänische Regierung möchte den Fall schnell und mit einem Minimum an internationaler Aufmerksamkeit erledigen. Diese SOS-Leute sollen nicht als tapfere Märtyrer erscheinen, die zwar unbesonnen, aber als Verteidiger hilfloser Tiere gehandelt haben.«

»Und welche Rolle soll ich dabei spielen?«

»Schildern Sie bei Ihrer Aussage nicht nur die technischen Einzelheiten. Wir wissen, *wodurch* der

Kreuzer gesunken ist. Gehen Sie vor allem auf das menschliche Leid ein, dessen Zeuge Sie geworden sind. Es ist unsere Absicht, Ryan vor den Augen der Öffentlichkeit als Schuldigen zu überführen, damit wir diese skrupellosen Rowdys dauerhaft des Landes verweisen können. Wir möchten sicherstellen, dass die Welt sie als Ausgestoßene betrachtet, nicht als Opfer staatlicher Willkür. Dann wird ein solches Unglück vielleicht nie wieder geschehen.«

»Und falls Ryan überhaupt keine Schuld trifft?«

»Seine Unschuld oder Schuld ist meiner Regierung egal. Es stehen wichtigere Dinge auf dem Spiel.«

»Wie Sie schon sagten, eine heikle Angelegenheit. Ich werde berichten, was ich gesehen habe. Mehr kann ich nicht versprechen.«

Becker nickte. »In Ordnung. Wollen wir hineingehen?«

Der Polizist öffnete die Tür, und sie betraten den Anhörungssaal. Austin ließ den Blick durch den großen, dunkel vertäfelten Raum schweifen und musterte die vielen Anzugträger, vermutlich Regierungsvertreter und Rechtsanwälte, die mehrere der Stuhlreihen füllten. Er selbst trug seine übliche Arbeitskluft aus Jeans, Rollkragenpullover und Anorak, denn an Bord eines Schiffs benötigte er keine elegantere Kleidung. Hinter einem langen Holztisch im vorderen Teil des Saals hatten weitere Anzugträger Platz genommen, und rechts von ihnen saß ein Mann in Uniform. Er sprach dänisch, und eine Stenographin nahm seine Aussage zu Protokoll.

Becker wies Austin einen Platz zu, setzte sich neben ihn und beugte sich zu ihm herüber. »Das ist der Beauftragte der Küstenwache«, flüsterte er. »Danach kommen Sie an die Reihe.«

Der Zeuge sprach noch einige Minuten, und dann wurde

Kurts Name aufgerufen. Am Tisch saßen drei dänische Abgesandte und drei Vertreter der Färöer, vier Männer und zwei Frauen. Der Vorsitzende, ein jovialer Däne mit langem Wikingergesicht, stellte sich als Richter Lundgren vor und erläuterte Austin, dass er ihm die Ausgangsfragen stellen und die anderen Angehörigen der Kommission gegebenenfalls nachhaken würden. Dies hier sei kein Gerichtsprozess, sondern nur ein Verfahren zur Sammlung vorläufiger Informationen, also würde es keine Kreuzverhöre geben. Ferner wollte Lundgren bei Bedarf als Dolmetscher fungieren.

Austin nahm auf dem Stuhl Platz und schilderte freimütig den Ablauf der Rettungsaktion, immer wieder unterbrochen von kurzen Nachfragen. Es war gar nicht nötig, die Qualen der Crew in ihrem dunklen und stickigen Grab besonders auszuschnüffeln. Beckers Miene verriet ihm, dass der Mann mit der Aussage durchaus zufrieden war. Nach einer Dreiviertelstunde bedankte die Kommission sich bei Austin und entließ ihn aus dem Zeugenstand. Er wollte eigentlich sogleich aufbrechen, entschied sich dann aber anders, als der Vorsitzende auf Dänisch und Englisch verkündete, dass nun der Kapitän der *Sea Sentinel* gehört werde.

Angesichts der vielen Augenzeugenberichte war Austin neugierig, wie der Mann sich überhaupt verteidigen wollte.

Die Tür ging auf, und zwei Polizisten traten ein. Zwischen ihnen ging ein hoch gewachsener und stämmig gebauter Mann Mitte vierzig mit goldbesetzter Uniform, ordentlich gescheiteltem Haar und einem rotblonden Backen- und Kinnbart, der Kurt unwillkürlich an Kapitän Ahab denken ließ.

Der Vorsitzende bat den Zeugen, Platz zu nehmen und sich vorzustellen.

»Ich heiße Marcus Ryan«, sagte der Mann und schaute mit seinen grauen Augen offen in die Gesichter der Zuschauer. »Ich bin leitender Direktor der Sentinels of the Sea und Kapitän des SOS-Flaggschiffs, der *Sea Sentinel*. Die SOS sind eine internationale Organisation, die sich dem Schutz der Ozeane und aller Meerestiere verpflichtet hat.«

»Bitte schildern Sie der Kommission, wie es zu der Kollision zwischen Ihrem Schiff und dem dänischen Kreuzer *Leif Eriksson* gekommen ist.«

Ryan setzte zu einer flammenden Rede gegen die Waljagd an. Der Vorsitzende unterbrach ihn mit entschlossener Stimme und forderte ihn auf, sich auf die Kollision zu beschränken. Ryan entschuldigte sich und beschrieb, dass die *Sea Sentinel* urplötzlich ihren Kurs geändert habe und auf den Kreuzer zugesteuert sei.

»Kapitän Ryan«, sagte Lundgren mit hörbarer Belustigung. »Wollen Sie uns allen Ernstes weismachen, Ihr Schiff habe die *Leif Eriksson* aus eigenem Antrieb *angegriffen* und *gerammt*?«

Zum ersten Mal seit Beginn seiner Aussage wirkte Ryan alles andere als selbstsicher. »h, nein, Sir. Ich sage lediglich, dass mein Schiff nicht mehr der Steuerung gehorcht hat.«

»Mal sehen, ob ich das richtig verstehe«, sagte eine der Frauen am Tisch der Kommission. »Sie behaupten, Ihr Schiff habe sich selbständig gemacht und eigenmächtig den Kurs geändert.«

Einige Zuschauer lachten leise auf.

»Es hatte den Anschein«, räumte Ryan ein.

Dies zog eine Reihe bohrender Fragen nach sich. Auch ohne formelles Kreuzverhör wurde der Mann regelrecht zerpflickt, dachte Austin. Ryan bemühte sich nach

Kräften, die Fragen zu parieren, verlor aber mit jeder Antwort weiter an Boden. Schließlich hob er beide Hände, um der Kommission Einhalt zu gebieten.

»Mir ist bewusst, dass meine Erklärung mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Doch lassen Sie mich bitte eines eindeutig feststellen, damit es keine Missverständnisse gibt. Wir haben das dänische Schiff *nicht* vorsätzlich gerammt. Es gibt mehrere Leute, die das bezeugen können. Auch Kapitän Petersen kann bestätigen, dass ich noch versucht habe, ihn zu warnen.«

»Wie lange vor der Kollision ist diese Warnung erfolgt?«, fragte Lundgren.

Ryan atmete tief durch. »Das war weniger als eine Minute vor dem Zusammenstoß.«

Lundgren stellte keine weiteren Fragen. Ryan durfte den Zeugenstand verlassen, und die CNN-Reporterin nahm seinen Platz ein. Bei der Schilderung der Kollision blieb sie ganz ruhig, aber als sie den Tod ihres Kameramanns zu Protokoll gab, verlor sie die Fassung und starrte Ryan wütend und vorwurfsvoll an.

Lundgren bedeutete einem Gerichtsdienner, eine Videokassette in den Rekorder einzulegen, der zusammen mit einem Fernsehgerät gut sichtbar für alle Anwesenden etwas abseits des Tisches aufgestellt worden war. Das Band lief an. Man sah Ryan umgeben von Reportern und Fotografen an Deck seines Schiffs stehen. Er machte einen Scherz über die unruhige See, und dann sagte die Reporterin: »Sorgen Sie nur dafür, dass diese Geschichte all die verfluchten Tabletten wert ist, die ich geschluckt habe.«

Die Kamera zoomte dicht an Ryans grinsendes Gesicht heran, als dieser erwiderte: »Ich kann Ihnen praktisch *garantieren*, dass es hoch hergehen wird.« Als die Kamera

daraufhin seinem ausgestreckten Finger zu dem dänischen Kreuzer folgte, kam Unruhe im Publikum auf. Das war's, dachte Austin. Ryan ist erledigt.

Die Aufnahme endete, und Lundgren stellte der Reporterin noch eine Frage: »War das auf dem Band Ihre Stimme?«

Sie bejahte. Ryan sprang auf.

»Das ist unredlich. Sie reißen meine Anmerkung vollkommen aus dem Zusammenhang!«

»Bitte setzen Sie sich, Mr. Ryan«, sagte Lundgren mit nachdenklicher Miene.

Ryan erkannte, dass dieser Ausbruch ihn nur noch mehr wie einen Hitzkopf wirken ließ, der dazu imstande wäre, ein Schiff zu versenken. Er riss sich zusammen. »Ich bitte um Verzeihung, Sir. Man hat mir nicht mitgeteilt, dass dieses Video zu den Beweismitteln zählen würde. Ich hoffe, ich erhalte die Möglichkeit, mich dazu zu äußern.«

»Wir befinden uns hier nicht vor einem amerikanischen Gericht, aber Sie werden bis zum Ende dieser Anhörung noch ausreichend Gelegenheit haben, Ihren Standpunkt zu vertreten. Die Kommission wird zunächst Kapitän Petersen und seine Männer befragen, sobald diese dazu in der Lage sind. Bis dahin bleiben Sie auf dem Polizeirevier in Untersuchungshaft. Wir werden uns bemühen, das Verfahren zu beschleunigen.«

Ryan bedankte sich. Dann verließ er in Begleitung der Polizisten den Saal.

»War das alles?«, fragte Austin den Bürokraten.

»Es sieht so aus«, antwortete Becker. »Ich habe damit gerechnet, dass man Sie noch einmal in den Zeugenstand bitten würde, aber anscheinend werden Sie nicht mehr benötigt. Ich hoffe, Ihre weiteren Unternehmungen

wurden nicht allzu sehr beeinträchtigt.«

Austin versicherte Becker, es sei alles in Ordnung. Während der Raum sich allmählich leerte, blieb er noch eine Weile sitzen und dachte über Ryans Aussage nach. Der Mann sagte entweder die Wahrheit oder war ein sehr guter Schauspieler, aber diese Entscheidung blieb berufeneren Leuten vorbehalten. Kurt würde sich nun eine schöne starke Tasse Kaffee gönnen und dann in Erfahrung bringen, ob es frühere Flüge nach Kopenhagen gab. Von dort aus wollte er nach Washington zurückkehren.

»Mr. Austin.«

Eine Frau kam mit strahlendem Lächeln auf ihn zu. Austin registrierte ihre athletische und wohlproportionierte Figur, das schulterlange kastanienbraune Haar, die makellose Haut und den wachen Blick. Sie trug ein weißes isländisches Wollkleid, auch bekannt als *lopapesya*.

Sie gaben sich die Hand. »Ich bin Therri Weld und arbeite als Rechtsberaterin für die SOS«, sagte sie mit weicher, freundlicher Stimme.

»Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Miss Weld. Was kann ich für Sie tun?«

Therri hatte Austins ernst vorgetragene Zeugenaussage genau verfolgt und war auf sein umwerfendes Lächeln nicht vorbereitet. Mit seinen breiten Schultern, dem sonnengebräunten Gesicht und den blaugrünen Augen erinnerte er sie an einen Freibeuterkapitän aus einem Piratenfilm. Sie hätte beinahe vergessen, was sie sagen wollte, fing sich aber schnell wieder.

»Hätten Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit?«, fragte sie.

»Ich wollte einen Kaffee trinken gehen. Sie können mir gern Gesellschaft leisten.«

»Danke. Gleich um die Ecke gibt es ein recht annehmbares Café.«

Sie suchten sich dort einen ruhigen Tisch und bestellten zwei Tassen Cappuccino.

»Ihre Aussage vor der Kommission war faszinierend«, sagte Therri und trank einen Schluck.

»Ihr Kapitän Ryan hat mir die Show gestohlen. Seine Geschichte war bei weitem die bessere.«

Therri lachte leise und melodisch, was Austin gefiel. »Ich fürchte, heute war nicht unbedingt sein Tag. Normalerweise ist er ziemlich eloquent, vor allem bei Themen, die ihm besonders am Herzen liegen.«

»Es ist nicht ganz einfach, eine Horde Skeptiker davon zu überzeugen, dass Ihr Schiff von bösen Geistern besessen war. Die Aussage der Reporterin und das Video haben wenig geholfen.«

»Stimmt. Deshalb wollte ich ja mit Ihnen sprechen.«

Austin schenkte ihr ein jugenhaftes Lächeln. »Ach, schade, ich hatte schon gehofft, Sie seien ein Opfer meiner animalischen Anziehungskraft geworden.«

Therri hob eine ihrer schön geschwungenen Augenbrauen. »Das natürlich auch«, sagte sie. »Aber in erster Linie wollte ich Sie bitten, den SOS zu helfen.«

»Zunächst mal, Miss Weld –«

»Therri. Und darf ich Sie Kurt nennen?«

Austin nickte. »Also, Therri, da gibt es von vornherein ein paar Probleme. Erstens weiß ich nicht, wie ich Ihnen behilflich sein sollte. Und zweitens bin ich mir noch nicht darüber im Klaren, ob ich Ihrer Organisation überhaupt helfen *möchte*. Diese Waljagd gefällt mir zwar nicht, aber für radikale Spinner habe ich noch viel weniger übrig.«

Therri durchbohrte Austin mit funkelndem Blick.

»Henry David Thoreau, John Muir und Edward Abbey galten zu ihren Lebzeiten ebenfalls als radikale Spinner. Aber ich gebe Ihnen Recht, viele Leute halten die SOS für zu aktivistisch. Okay, Sie sagen, Sie haben nichts für Radikale übrig. Aber wie sieht es mit einem Fall von *Unrecht* aus? Denn genau das liegt hier vor.«

»Inwiefern?«

»Marcus hat das dänische Schiff *nicht* vorsätzlich gerammt. Ich war im Ruderhaus dabei, als alles geschah. Er und die anderen haben wirklich versucht, die Kollision zu vermeiden.«

»Haben Sie das den dänischen Behörden mitgeteilt?«

»Ja. Es hieß, meine Aussage würde nicht benötigt, und ich solle das Land verlassen.«

»Okay«, sagte Austin. »Ich glaube Ihnen.«

»Einfach so? Sie wirken gar nicht wie jemand, der etwas unbesehen glaubt.«

»Ich weiß nicht, was ich sonst sagen sollte, ohne Sie zu kränken.«

»*Nichts*, was Sie sagen, kann mich kränken.«

»Freut mich, das zu hören. Aber wieso glauben Sie, es würde mich kümmern, ob Ryan gerecht oder ungerecht behandelt wird?«

»Ich bitte Sie nicht, sich um Marcus zu *kümmern*.«

Therri's Tonfall ließ erkennen, dass sich hinter ihrem sanften Gesicht eiserne Härte verbarg. Austin verkniff sich ein Lächeln. »Was genau wollen Sie von mir, Therri?«

Sie strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich möchte, dass Sie einen Tauchgang zur *Sea Sentinel* unternehmen.«

»Wozu soll das gut sein?«

»Es könnte beweisen, dass Marcus unschuldig ist.«

»Wie?«

Sie hob beide Hände. »Keine Ahnung. Aber vielleicht finden Sie *irgendetwas*. Ich weiß nur, dass Marcus die Wahrheit sagt. Um ehrlich zu sein, ein Großteil seines vermeintlichen Radikalismus ist bloß heiße Luft. In Wahrheit ist er ein nüchterner Pragmatiker, der sorgfältig alle Risiken abwägt, und nicht etwa ein hirnloser Draufgänger, der vor lauter Wut einen Kreuzer rammt. Außerdem hat er sein Schiff *geliebt*. Er hat sogar höchstpersönlich diesen psychedelischen Anstrich ausgesucht. Niemand an Bord hatte vor, dass jemand zu Schaden kommt.«

Austin lehnte sich zurück, verschränkte die Hände im Nacken und sah Therri ins Gesicht. Es gefiel ihm, dass ihr perfekt geformter Mund wie die Mona Lisa zu lächeln schien, auch wenn sie etwas ernst meinte. Und ihre bemerkenswerten Augen verrieten, dass hinter dem mädchenhaften Aussehen eine sinnliche Frau steckte. Es gab tausend Gründe, weshalb er sich bei Therri lieber für den Kaffee bedanken, ihr die Hand schütteln und zum Abschied viel Glück wünschen sollte. Und es gab allenfalls drei gute Gründe, weshalb er in Erwägung ziehen könnte, ihrer Bitte nachzukommen. Therri war wunderschön. Sie hatte eventuell Recht. Und, Wahrheit hin oder her, sie setzte sich leidenschaftlich für ihre Überzeugung ein. Sein Flug war für den übernächsten Tag gebucht. Es stand nirgendwo geschrieben, dass er sich während des kurzen Aufenthalts auf den Inseln langweilen musste.

Kurt beugte sich neugierig vor und bestellte zwei weitere Tassen Kaffee. »Also gut«, sagte er. »Schildern Sie mir genau, was passiert ist.«

8

Einige Stunden später befand Austin sich Welten von der Wärme des Cafes entfernt, denn er steckte erneut in dem metallenen Schutzanzug und tauchte in die kalten Gewässer der Färöer hinab. Während er in die Tiefe sank, musste er unwillkürlich lächeln. Er stellte sich vor, wie Becker wohl reagieren würde, falls er wüsste, dass ein dänisches Schiff dabei half, Marcus Ryan und die SOS womöglich zu entlasten. Das geschah dem hinterlistigen kleinen Bürokraten ganz recht, dachte Austin. Sein Kichern hallte im Helm wider.

Nachdem er sich von Therri Weld verabschiedet hatte, war er ins Hotel zurückgekehrt. Dort hatte er Kapitän Larsen angerufen und um die Erlaubnis gebeten, von der *Thor* aus einen weiteren Tauchgang unternehmen zu dürfen. Er sagte, er wolle für einen Bericht Aufnahmen der Unglücksstelle anfertigen, was zum Teil der Wahrheit entsprach. Larsen war sofort einverstanden und schickte sogar ein Beiboot, um Austin zum Schiff überzusetzen. Da Becker ausdrücklich darum gebeten hatte, den Anzug noch an Bord zu behalten, stand dem Einsatz nichts mehr im Wege.

Sein Tiefenmesser verriet Austin, dass er sich dem Grund näherte. Mit kurzen Impulsen der vertikalen Schubdüsen verringerte er die Sinkgeschwindigkeit und schwebte nun etwa fünfzehn Meter über der Bugsektion des Kreuzers. Die See hatte keine Zeit verloren, sich das Schiff anzueignen. Rumpf und Aufbauten waren schon jetzt mit einer struppigen Algenschicht überzogen, und durch die Bullaugen schwammen Fischschwärme und suchten nach Nahrung, die bis in den letzten Winkel des

Wracks vorgedrungen war.

Austin schoss mit einer Digitalkamera Fotos des Lochs, das die *Sea Lamprey* im Zuge der Rettungsaktion in den Stahl geschnitten hatte, und der dreieckigen Wunde, die durch den Bug der *Sea Sentinel* aufgerissen worden war. Zuvor hatte Kurt sich bei Kapitän Larsen nach der letzten bekannten Position des SOS-Schiffs erkundigt. Nun schlug er nach einer kurzen Peilung die entsprechende Richtung ein.

Er benutzte ein Standardsuchmuster und fuhr mehrere parallele Bahnen ab, bis der grellbunte Schiffsrumpf im Licht seiner Scheinwerfer erschien. Genau wie bei dem Kreuzer machten sich auch hier bereits Meerespflanzen breit, und die Mischung aus Seegras und den unzähligen Farben war verblüffend. Die *Sea Sentinel* lag nahezu senkrecht auf Grund. Abgesehen von ihrer eingedrückten Nase schien sie in sehr guter Verfassung zu sein.

Austin betrachtete den zerschmetterten Bug und rief sich Ryans Aussage ins Gedächtnis. Angeblich hatten die Maschinen verrückt gespielt, und das Ruder hatte nicht mehr gehorcht. Um die Maschinen zu überprüfen, musste man ins Innere des Wracks vordringen. Das Rudersystem ließ sich unter Umständen etwas einfacher inspizieren, denn es war teilweise von außen zugänglich. Die Steuerung eines modernen Schiffs enthielt elektronische und hydraulische Komponenten, doch trotz aller Computer, GPS-Peilungen und Autopiloten war das zugrunde liegende Konzept noch das gleiche wie vor rund fünfhundert Jahren, als Kolumbus die Segel gesetzt hatte und nach Indien aufgebrochen war. An einem Ende befand sich ein Steuerrad oder eine Pinne, am anderen das Ruder. Wenn man das Rad drehte, schwenkte das Ruder zur Seite und lenkte das Schiff in die entsprechende Richtung.

Austin fuhr bis zum Heck, machte kehrt und ließ sich

einige Meter sinken, bis er das mannshohe Ruder vor sich sah.

Merkwürdig.

Das Ruder war intakt, aber etwas anderes stimmte ganz und gar nicht. Am Ruderblatt waren mit Bolzen zwei Kabel befestigt, die beidseits des Schiffes nach vorn verliefen. Austin folgte dem Steuerbordkabel zu einem Stahlkasten vom Ausmaß eines großen Koffers, den man am Rumpf angeschweißt hatte. Aus dem Kasten führte eine elektrische Leitung durch den Stahl ins Innere der *Sea Sentinel*.

Noch merkwürdiger.

Die Schweißnähte an Kasten und Leitung glänzten und sahen neu aus. Austin kehrte um und folgte dem Kabel zu einem identischen Kasten auf der anderen Seite. Er hob die Kamera und machte mehrere Aufnahmen. Die beiden Kästen waren durch eine daumendicke Leitung miteinander verbunden. An Backbord verlief eine zusätzliche Leitung am Rumpf entlang bis zu einem Punkt, der ursprünglich oberhalb der Wasserlinie gelegen haben musste. Dort war eine flache Plastikscheibe von ungefähr fünfzehn Zentimetern Durchmesser angebracht. Kurt begriff allmählich, was das alles zu bedeuten hatte.

Man wird sich wohl bei Ihnen entschuldigen müssen, Mr. Ryan.

Er schoss weitere Fotos, entfernte mit Hilfe der Greifzangen die Scheibe und verstaute sie in einem außen am Anzug befindlichen Tragebehälter. Dann suchte er zwanzig Minuten lang jeden Quadratzentimeter des Rumpfs ab, fand aber ansonsten nichts Ungewöhnliches. Er aktivierte die vertikalen Schubdüsen und kehrte zur Oberfläche zurück. Sobald er aus dem Anzug gestiegen war, bedankte er sich bei Kapitän Larsen für die

Unterstützung und ließ sich nach Tórshavn übersetzen.

Im Hotelzimmer nahm er die Speicherkarte aus der Digitalkamera, steckte sie in seinen Laptop und holte sich die Unterwasseraufnahmen auf den Monitor. Nachdem er die Bilder vergrößert hatte, nahm er sie sorgfältig in Augenschein, bis er jede Einzelheit kannte. Dann rief er Therri an und bestellte sie in das Café. Als sie wenige Minuten später dort eintraf, saß Austin bereits am Tisch und hatte den Computer aufgeklappt.

»Gute oder schlechte Neuigkeiten?«, fragte sie.

»Beides.« Austin schob den Laptop über den Tisch. »Ich habe ein Rätsel gelöst und ein anderes entdeckt.«

Sie setzte sich und starrte den Bildschirm an. »Was genau ist das?«

»Ich vermute, es handelt sich um einen Mechanismus, mit dem sich die Steuerbefehle der Brücke aufheben oder umgehen lassen.«

»Sind Sie *sicher*?«

»Sagen wir, ich bin weitgehend davon überzeugt.«

Er ließ eine Reihe von Bildern durchlaufen, auf denen die am Rumpf angeschweißten Kästen aus unterschiedlichen Winkeln zu sehen waren. »Die Gehäuse enthalten vermutlich Kabelwinden, die das Ruder in beide Richtungen steuern oder in einer bestimmten Stellung blockieren können. Sehen Sie. Diese elektrische Leitung verläuft am Rumpf entlang bis zu einem Empfänger oberhalb der Wasserlinie. Jemand von außen konnte womöglich die Steuerung kontrollieren.«

Therri runzelte die Stirn. »Das Ding sieht aus wie ein kleiner Kuchenteller.«

Austin zog die Plastikscheibe aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. »Nicht ganz. Es ist eine Antenne, mit

der eventuell Signale aufgefangen wurden.«

Therri schaute auf den Monitor, nahm die Scheibe und musterte sie. »Das würde die Probleme mit dem Ruder erklären. Was ist mit den Maschinen, die sich nicht mehr abstellen ließen?«

»Dazu kann ich leider nichts sagen«, räumte Austin ein.

»Wenn man in das Schiff vordringen und den Maschinenraum auseinander nehmen könnte, würde man vielleicht einen Mechanismus finden, der ebenfalls eine Kontrolle von außen ermöglicht hat.«

»Ich kenne jeden, der an Bord der *Sea Sentinel* war. Die Leute sind absolut loyal.« Sie reckte das Kinn vor, als würde sie mit Widerspruch rechnen. »Keines der Besatzungsmitglieder hätte das Schiff sabotiert.«

»Das habe ich auch nicht behauptet.«

»Verzeihung«, sagte sie. »Ich schätze, ich sollte lieber nicht so ohne weiteres ausschließen, dass jemand aus der Crew daran beteiligt gewesen sein könnte.«

»Nicht unbedingt. Wie heißt es doch immer bei der Sicherheitskontrolle am Flughafen? Hat jemand anders Ihren Koffer gepackt, oder haben Sie ihn eine Weile aus dem Blick verloren?«

»Demnach glauben Sie, dass ein *Außenstehender* für die Sabotage verantwortlich sein könnte.«

Austin nickte. »Von den Winden führt ein Stromkabel durch die Schiffswand, um dort die Energieversorgung anzuzapfen. Für diesen Umbau muss jemand ins Innere gelangt sein.«

»Jetzt, da Sie es erwähnen ...«, sagte sie ohne zu zögern.

»Es gab kürzlich ein paar Reparaturarbeiten. Das Schiff war auf den Shetland-Inseln vier Tage im Trockendock.«

»Wer hat die Arbeiten durchgeführt?«

»Marcus weiß das bestimmt. Ich werde ihn fragen.«

»Es könnte wichtig sein.« Er deutete auf den Monitor.

»Das hier ist womöglich Ryans Entlassungsschein aus dem Gefängnis. Ich schlage vor, Sie setzen sich mit einem Kerl namens Becker in Verbindung. Er wohnt in meinem Hotel und scheint einen direkten Draht zum dänischen Marineministerium zu haben. Unter Umständen kann er behilflich sein.«

»Das verstehe ich nicht. Warum sollten die Dänen Marcus helfen wollen, nachdem sie ihm so schreckliche Vorwürfe gemacht haben?«

»Das war nur für die Öffentlichkeit. In Wahrheit wollen sie bloß, dass Ryan von hier verschwindet und sich nie wieder auf den Färöern blicken lässt. Seine Protestreden könnten nämlich dafür sorgen, dass potenzielle Investoren verschreckt werden. Tut mir Leid, falls das nur schlecht zu Ryans Märtyrerrolle passt.«

»Ich will gar nicht leugnen, dass Marcus auf eine Cause célèbre gehofft hat.«

»Ist das nicht ein wenig riskant? Falls er die Dänen zu weit treibt, könnte man sich gezwungen sehen, ihn zu verurteilen und ins Gefängnis zu werfen. Ich hätte ihn nicht für so leichtsinnig gehalten.«

»Marcus ist durchaus nicht leichtsinnig, aber sofern er sich berechnete Hoffnungen machen kann, geht er kalkulierte Risiken ein. In diesem Fall hätte er die Gefahr einer Haftstrafe gegen die Chance abgewogen, die *grindaraps* zu stoppen.«

Austin zog die Speicherkarte aus dem Computer und gab sie Therri. »Sagen Sie Becker, dass ich meine Beobachtungen zu Protokoll geben und bestätigen werde, dass die Aufnahmen von mir stammen. Außerdem lasse ich den Hersteller dieser Antenne überprüfen, obwohl es

sein kann, dass man sie aus Standardteilen zusammengesetzt hat und wir nichts Näheres erfahren.«

»Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll«, sagte Therri und stand auf.

»Mein übliches Honorar besteht aus der Annahme einer Einladung zum Abendessen.«

»Sehr gern sogar ...« Sie hielt abrupt inne und schaute an Austin vorbei durch den Raum. »Kurt, kennen Sie diesen Mann? Er beobachtet Sie schon seit einer Weile.«

Austin drehte sich um und sah einen Mittsechziger mit hoher Stirn und langem Gesicht auf den Tisch zukommen.

»Kurt Austin von der NUM A, wenn ich mich nicht irre«, rief der Mann mit dröhnender Stimme.

Austin stand auf und streckte die Hand aus. »Professor Jorgensen, wie schön, Sie zu sehen. Unser letztes Treffen liegt drei Jahre zurück.«

»Vier, um genau zu sein. Seit unserem Projekt in Yukatan. Was für eine prächtige Überraschung! Ich habe von der wundersamen Rettung gehört, die Ihnen geglückt ist, aber ich dachte, Sie seien bereits abgereist.«

Der Professor war groß und schmalschultrig. Die langen Haarbüschel, die seine sommersprossige Glatze umrahmten, ähnelten Schwanenflügeln. Er sprach englisch mit Oxforder Akzent, was nicht überraschend war, denn er hatte an der berühmten britischen Universität studiert.

»Ich bin geblieben, um Miss Weld hier bei einem Projekt zur Hand zu gehen.« Austin wandte sich an Therri. »Das ist Professor Peter Jorgensen, einer der bedeutendsten Meeresphysiologen der Welt.«

»Kurt übertreibt. Ich bin einfach ein Fischdoktor, wenn man so will. Und was hat Sie an diesen entlegenen Außenposten der Zivilisation verschlagen, Miss Weld?«

»Ich bin Anwältin und beschäftige mich mit dem dänischen Rechtssystem.«

»Was ist mit Ihnen, Professor?«, fragte Austin. »Sind Sie beruflich auf den Färöern?«

»Ja, ich habe ein paar eigentümliche Phänomene untersucht«, sagte er, ohne den Blick von Therri abzuwenden.

»Halten Sie mich bitte nicht für aufdringlich, aber ich habe eine großartige Idee. Wollen wir heute nicht gemeinsam zu Abend essen? Dann könnte ich Ihnen etwas ausführlicher schildern, weshalb ich hier bin.«

»Ich fürchte, Miss Weld und ich haben bereits etwas vor.«

Therri verzog das Gesicht. »Oh, Kurt, bitte verzeihen Sie. Ich wollte vorhin sagen, dass ich sehr gern mit Ihnen essen gehe, aber nicht heute Abend. Ich muss mich um die Angelegenheit kümmern, über die wir gesprochen haben.«

»Da war ich wohl etwas zu vorlaut«, sagte Austin und zuckte die Achseln. »Professor, wie es aussieht, sind wir beide verabredet.«

»Hervorragend! Dann treffen wir uns gegen neunzehn Uhr im Speisesaal des Hotels Hania, falls Sie einverstanden sind.« Er wandte sich an Therri. »Ich bin zutiefst betrübt, Miss Weld. Hoffentlich sehen wir uns mal wieder.« Er küsste ihr die Hand.

»Wie charmant«, sagte Therri, nachdem Jorgensen gegangen war. »Er ist auf eine altmodische Art sehr höflich.«

»Stimmt«, pflichtete Austin ihr bei. »Trotzdem wäre ich lieber mit Ihnen ausgegangen.«

»Es tut mir so Leid. Vielleicht, wenn wir wieder in den Vereinigten Staaten sind.« Ihr Blick verfinsterte sich ein

wenig. »Ich möchte noch mal auf Ihre Theorie zurückkommen, dass die *Sea Sentinel* von außen kontrolliert wurde. Aus welcher Entfernung wäre so etwas möglich?«

»Aus einer ziemlich großen, aber wer auch immer dahinter stecken mag, würde in der Nähe bleiben, um überprüfen zu können, ob das Schiff den Befehlen gehorcht. Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

»Es waren eine Menge Boote mit Pressevertretern und sogar ein Helikopter vor Ort.«

»Der Zugriff könnte sowohl von See als auch aus der Luft erfolgt sein, und es wären keine aufwendigen Apparaturen vonnöten gewesen. Womöglich hätte schon ein einzelner Sender gereicht, versehen mit einem Joystick, wie man ihn bei Videospielen benutzt. Nehmen wir mal an, es hat sich tatsächlich so abgespielt ... *Warum* ist es passiert? Wer hätte ein Interesse daran, Ryan auszuschalten?«

»Haben Sie den Rest des Tages Zeit? Die Liste wäre endlos lang. Marcus hat sich überall auf der Welt Feinde gemacht.«

»Beschränken wir uns vorerst auf die Färöer-Inseln.«

»An erster Stelle würden da wohl die Walfänger stehen. Das Thema erhitzt die Gemüter, aber im Grunde handelt es sich um anständige Leute, trotz ihrer seltsamen Bräuche. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie ein Kriegsschiff versenken würden, das zu ihrem Schutz entsandt wurde.« Sie überlegte kurz. »Mir fällt noch jemand ein, aber das ist vermutlich viel zu weit hergeholt.«

»Lassen Sie hören.«

Sie runzelte nachdenklich die Stirn. »Marcus und seine Crew hatten vor, im Anschluss an die *grindarap*-Aktion

bei einer Fischzucht der Oceanus Corporation aufzukreuzen. Die Sentinels sind gegen derart ausgedehnte Aquakulturen, weil sie der Umwelt schaden.«

»Was wissen Sie über Oceanus?«

»Nicht viel. Es ist ein multinationaler Handelskonzern für Fischprodukte und Meeresfrüchte. Früher haben diese Leute weltweit Frischfisch aufgekauft, aber seit ein paar Jahren setzen sie auf gewaltige Aquakulturen. Ihre Fischzuchten sind so groß wie manche der Anbaugelände unserer amerikanischen Agrarkonzerne.«

»Glauben Sie, Oceanus könnte hinter dieser ganzen Sache stecken?«

»Oh, das weiß ich wirklich nicht, Kurt. Die entsprechenden Mittel hätten sie jedenfalls. Und eventuell auch ein Motiv.«

»Wo liegt diese Fischzucht?«

»Nicht weit von hier, in der Nähe eines Orts namens Skaalshavn. Für die Kameras wollte Marcus mit der *Sea Sentinel* ein paarmal vor den Zäunen auf und ab fahren.«

Therri sah auf die Uhr. »Dabei fällt mir ein ... ich muss jetzt los. Es gibt noch jede Menge zu erledigen.«

Sie gaben sich die Hand und versprachen einander, das Abendessen möglichst bald nachzuholen. Am Ausgang blieb Therri noch einmal kurz stehen und warf Austin einen koketten Blick über die Schulter zu. Wahrscheinlich wollte sie ihn dadurch ein wenig aufheitern, aber Kurt fühlte sich nur umso niedergeschlagener.

9

Professor Jorgensen hatte höflich einige Minuten lang dabei zugesehen, wie Austin versuchte, die Speisekarte mit all ihren seltsamen Gerichten zu ergründen. Schließlich reichte es ihm, und er beugte sich vor. »Falls Sie eine färöische Spezialität probieren möchten, schlage ich den gebratenen Papageientaucher oder das Pilotwalsteak vor.«

Austin sah sich schon am Unterschenkel eines der plumpen kleinen Vögel knabbern und entschied sich dagegen. Da er wusste, auf welcher blutigen Art die Pilotwale hier erlegt wurden, neigte er eher zu Haifischschnauze, beschloss dann aber, das *skerpikjot* zu bestellen, gut abgehangenes Lammfleisch. Nach einem Bissen wünschte er, er hätte den Papageientaucher gewählt.

»Wie ist das Lamm?«, fragte Jorgensen.

»Nicht ganz so zäh wie eine Schuhsohle«, erwiderte Austin unter angestrengtem Kauen.

»Herrje, ich hätte Ihnen raten sollen, lieber den *Lammeintopf* zu bestellen, so wie ich. Das *skerpikjot* wird im Wind getrocknet. Normalerweise bereitet man es an Weihnachten zu und serviert es dann für den Rest des Jahres. Es ist nicht besonders frisch, fürchte ich.« Ihm kam ein neuer Gedanke, und seine Miene hellte sich auf. »Die Lebenserwartung auf den Färöern ist ziemlich hoch, also dürfte das Essen Ihnen gut bekommen.«

Austin säbelte ein kleines Stück ab, kaute lange darauf herum und schluckte es mühsam herunter. »Warum sind Sie hier auf den Inseln, Dr. Jorgensen? Bestimmt nicht wegen der einheimischen Küche.«

Die Augen des Professors funkelten vergnügt. »Ich bin Berichten nachgegangen, laut denen die hiesigen Fischbestände rapide abnehmen. Es ist ein echtes Rätsel!«

»Inwiefern?«

»Zuerst dachte ich, es könnte an irgendeiner Verschmutzung liegen, aber die Gewässer der Färöer sind erstaunlich sauber. Hier vor Ort kann ich die Proben nicht vollständig analysieren, also fliege ich morgen nach Kopenhagen zurück und schicke sie durch den Computer. Es gibt minimale Chemikalienrückstände, die vielleicht etwas mit dem Problem zu tun haben.«

»Wissen Sie schon, woher diese Chemikalien stammen könnten?«

»Das ist merkwürdig«, sagte er und spielte an einem seiner Haarbüschel herum. »Ich bin sicher, das alles hat mit einer nahen Fischzucht zu tun, aber bisher gibt es keine erkennbare Verbindung.«

Austin hatte unterdessen das Lammfleisch beäugt und sich gefragt, ob er wohl irgendwo einen Burger bekommen könnte. Die Worte des Professors ließen ihn aufhorchen.

»Haben Sie gerade gesagt, die Wasserproben seien in der Nähe einer Fischzucht entnommen worden?«

»Ja. Es gibt hier auf den Inseln mehrere Aquakulturen, die unter anderem Lachse und Forellen produzieren. Meine Proben habe ich bei einer Anlage in Skaalshavn genommen. Der Ort liegt ein paar Stunden von Tórshavn entfernt. Man muss an der Küste entlang dem Sundini folgen, der lang gestreckten Meerenge, die zwischen den Inseln Streymoy und Eysturoy verläuft. Früher war dort eine Walfängerstation. Die Fischzucht gehört einem großen Konzern.«

Austin wagte eine Vermutung. »Oceanus?«

»Ja. Sie haben bereits von der Firma gehört?«

»Erst kürzlich. Wenn ich Sie also recht verstehe, Professor, dann sind die Fischbestände im Umkreis dieses Betriebs geringer, als sie eigentlich sein sollten.«

»Richtig«, bestätigte Jorgensen stirnrunzelnd. »Und die Ursache ist mir vollkommen schleierhaft.«

»Ich habe gehört, eine Fischzucht könne sich schädlich auf die Umwelt auswirken«, sagte Austin, der an das Gespräch mit Therri Weld denken musste.

»Stimmt. Die Abfallprodukte können toxisch wirken. Man zieht die Fische mit einer speziellen Chemikaliendiät auf, damit sie schneller wachsen, aber Oceanus behauptet, man verfüge über hochmoderne Filteranlagen. Bislang habe ich noch keinen gegenteiligen Beweis gefunden.«

»Haben Sie die Fischzucht besichtigt?«

Jorgensen entblökte seine großen Zähne zu einem breiten Grinsen. »Besucher sind dort unerwünscht, und der Laden wird besser bewacht als die Kronjuwelen. Ich habe lediglich außerhalb des Geländes mit einem der Anwälte sprechen können, dessen Kanzlei die Interessen der Firma in Dänemark vertritt. Er hat mir versichert, dass man in dieser Fischzucht keinerlei Chemikalien verwenden und erstklassige Wasserfilter einsetzen würde. Als skeptischer Wissenschaftler habe ich ein kleines Haus unweit der Oceanus-Anlage gemietet und mich mit dem Boot so nah wie möglich angeschlichen, um die Wasserproben zu entnehmen. Wie ich schon sagte, ich werde morgen nach Kopenhagen abreisen, aber Sie und Ihre junge Freundin können gern mal einen Ausflug zu dem Häuschen unternehmen. Es ist eine schöne Fahrt.«

»Danke, Professor. Leider wird Miss Weld noch einige Tage mit ihrer Arbeit beschäftigt sein.«

»Wie schade.«

Austin nickte geistesabwesend. Seit Jorgensen die strengen Sicherheitsvorkehrungen bei Oceanus erwähnt hatte, konnte er kaum noch an etwas anderes denken. Kurt sah darin nicht etwa einen Hinderungsgrund, sondern eine Herausforderung, die Verbindung zwischen dem Konzern und der Schiffskollision zu sondieren. »Aber ich würde trotzdem gern auf Ihr Angebot zurückkommen. Vor meiner Abreise möchte ich die Färöer noch etwas besser kennen lernen.«

»Wundervoll! Bleiben Sie so lange, wie Sie möchten. Die Inseln sind sensationell. Ich werde dem Vermieter Bescheid geben, dass Sie kommen. Er heißt Gunnar Jepsen und wohnt gleich nebenan. Nehmen Sie am besten meinen Mietwagen. Zu dem Häuschen gehört ein kleines Boot, und Sie werden sich gewiss nicht langweilen. In den Klippen nisten unglaubliche Vogelschwärme, man kann herrlich wandern, und ganz in der Nähe liegen ein paar fantastische alte Ruinen.«

Austin lächelte. »Ich bin sicher, mir wird schon was einfallen.«

Nach dem Essen nahmen sie in der Hotelbar einen Schlummertrunk zu sich. Dann verabschiedeten sie sich voneinander und vereinbarten ein baldiges Treffen in Kopenhagen. Der Professor würde bei einem Freund übernachten und die Inseln am nächsten Morgen verlassen. Austin kehrte in sein Hotelzimmer zurück, denn auch er wollte den Tag früh beginnen. Er ging zum Fenster, stand eine Weile nachdenklich da und ließ den Blick über die malerische Stadt und den Hafen schweifen. Dann nahm er sein Mobiltelefon und wählte eine vertraute Nummer.

Gamay Morgan-Trout saß in ihrem Büro in der Zentrale

der NUMA in Washington D.C. und starrte konzentriert auf den Bildschirm des Computers, als das Telefon klingelte. Ohne den Blick vom Monitor abzuwenden, nahm sie den Hörer und murmelte zerstreut ihren Namen. Beim Klang von Austins Stimme legte sich ein strahlendes Lächeln auf ihre Züge, so dass die charakteristische kleine Lücke zwischen den oberen Schneidezähnen zu sehen war.

»Kurt!«, sagte sie hörbar erfreut. »Wie schön, von dir zu hören.«

»Danke gleichfalls. Was macht die NUMA?«

Gamay strich sich noch immer lächelnd eine lange dunkelrote Haarsträhne aus der Stirn. »Seit du mit Joe abgereist bist, ist nichts Aufregendes mehr passiert. Ich lese gerade eine neue Studie über die Nervenzellen von Froschfischen, die eventuell bei Störungen des menschlichen Gleichgewichtssinns eingesetzt werden könnten. Paul sitzt an seinem Computer und arbeitet an einem Modell des Sunda-Grabens. Ich kann mir kaum etwas Spannenderes vorstellen. Ihr beide tut mir Leid. Diese verwegene Rettungsaktion muss euch unendlich gelangweilt haben.«

Die Schreibtische der Trouts standen Rücken an Rücken. Paul saß in typischer Pose mit gesenktem Kopf vor dem Computer, zum Teil, weil er nachdachte, aber auch, weil sein zwei Meter drei langer Körper ihn dazu zwang. Sein hellbraunes Haar war nach Mode der Jazz-Ära in der Mitte gescheitelt und an den Schläfen nach hinten gekämmt. Wie üblich war er makellos gekleidet und hatte zu dem leichten gelbbraunen Anzug aus Italien eine der farbenfrohen Fliegen umgebunden, die als sein Markenzeichen galten. Obwohl er Kontaktlinsen trug, schaute er nun leicht nach oben, als würden seine

nussbraunen Augen über den Rand einer Brille spähen.

»Bitte frag unseren furchtlosen Anführer, wann er nach Hause kommt«, sagte Paul. »Während er und Joe Schlagzeilen gemacht haben, war es hier bei uns totenstill.«

Austin hatte die Bitte mit angehört. »Sag Paul, ich sitze in ein paar Tagen wieder an meinem Tisch. Joe kommt etwas später nach, sobald er die Erprobung seines neuesten Spielzeugs abgeschlossen hat. Ich wollte euch wissen lassen, dass ich morgen die Inselküste entlang zu einem kleinen Dorf namens Skaalshavn fahre.«

»Aus welchem Grund?«, fragte Gamay.

»Ich möchte mir eine Fischzucht ansehen, die einer gewissen Oceanus Corporation gehört. Es besteht womöglich eine Verbindung zu der Kollision der beiden Schiffe in den Gewässern der Färöer. Könntet ihr in der Zwischenzeit versuchen, etwas über diesen Konzern herauszufinden? Ich weiß bisher so gut wie nichts. Vielleicht kann Hiram euch weiterhelfen.« Der Computerexperte Hiram Yaeger war Herr der gewaltigen NUMA-Datenbank.

Sie plauderten noch einige Minuten, und Austin berichtete von der Rettung der dänischen Seeleute. Dann beendeten sie das Telefonat, und Gamay versprach, sich sogleich um Oceanus zu kümmern. Zunächst aber fasste sie die wesentlichen Punkte für ihren Mann zusammen.

»Kaum pfeift Kurt, bricht ein Orkan los. Das kann er besser als jeder andere, den ich kenne«, sagte Paul glucksend und spielte damit auf den alten Aberglauben an, dass ein Sturm heraufbeschworen wurde, sobald jemand an Bord eines Schiffs zu pfeifen begann. »Was wollte er über die Fischfarmen wissen? Wie man einen Traktor unter Wasser fährt?«

»Nein, einen Mähdrescher«, entgegnete Gamay übertrieben pikiert. »Wie konnte ich bloß vergessen, dass du praktisch auf einem Fischerboot aufgewachsen bist?«

»Ich bin nur der Sohn des Sohns eines Fischers, wie Jimmy Buffett sagen würde.« Trout war auf Cape Cod geboren worden und hatte die Familientradition letztlich nicht fortgesetzt, sondern schon als Jugendlicher viel Zeit an der Woods Hole Oceanographic Institution verbracht. Einige der Wissenschaftler dort hatten ihn ermutigt, Ozeanographie zu studieren, und am Ende erwarb er am Scripps Institute sogar einen Dokortitel in Meereskunde, Fachgebiet Tiefseegeologie. Bei der Arbeit an seinen diversen Unterwasserprojekten hatte Trout großes Geschick darin entwickelt, sich Computergrafiken zunutze zu machen.

»Zufällig weiß ich, dass du entgegen der zur Schau gestellten Unwissenheit eine Menge von Aquakulturen verstehst.«

»Diese Idee ist nun wirklich nichts Neues. Bei uns zu Hause bauen die Leute schon seit mindestens hundert Jahren Muscheln und Austern an.«

»Dann weißt du auch, dass es bei Fischen im Prinzip genauso läuft. Man züchtet sie in Tanks heran und zieht sie in Gitterkäfigen groß, die mitten im Meer treiben. Das nimmt nur einen Bruchteil der Zeit in Anspruch, die man benötigen würde, um die Tiere in freier Wildbahn zu fangen.«

Paul runzelte die Stirn. »Nachdem die behördlichen Fangquoten immer weiter reduziert wurden, um die Bestände zu schützen, hat eine solche Konkurrenz den Fischern gerade noch gefehlt.«

»Die Züchter wären da anderer Ansicht. Sie sagen, dass Aquakulturen billigere Nahrung erzeugen, Arbeitsplätze

schaffen und die Wirtschaft ankurbeln.«

»Wie lautet deine Einschätzung als Meeresbiologin?«

Gamay hatte anfangs Meeresarchäologie studiert und erfolgreich abgeschlossen, dann ihr Interessengebiet verlagert, sich am Scripps eingeschrieben und im Fach Meeresbiologie promoviert. Außerdem hatte sie dabei Paul kennen gelernt und geheiratet.

»Ich würde wohl zwischen den Stühlen landen«, erwiderte sie. »Die Fischzucht hat Vorteile, aber angesichts der großen Konzerne, die diese Farmen betreiben, könnte so manches außer Kontrolle geraten, fürchte ich.«

»In welche Richtung weht der Wind?«

»Schwer zu sagen, aber ich kann dir ein Beispiel geben. Stell dir vor, du wärst ein Politiker im Wahlkampf, und die Fischzuchtindustrie würde behaupten, sie wolle in den Küstengemeinden mehrere hundert Millionen Dollar investieren und damit in deinem Wahlbezirk nicht nur für neue Arbeitsplätze, sondern auch für einige Milliarden Dollar Umsatz pro Jahr sorgen. Welche Seite würdest *du* unterstützen?«

Trout stieß einen leisen Pfiff aus. »*Milliarden*? Ich hatte keine Ahnung, dass es um dermaßen viel Geld geht.«

»Und das ist nur ein *Bruchteil* des globalen Geschäfts. Überall auf der Welt gibt es Fischzuchten. Falls du in letzter Zeit Lachs, Shrimps oder Muscheln gegessen hast, können die Tiere genauso gut aus Kanada wie aus Thailand oder Kolumbien gestammt haben.«

»Um solche Mengen herzustellen, müssen die Farmen ja riesig sein.«

»Es ist *phänomenal*. In British Columbia werden jedes Jahr siebzig Millionen Lachse gezüchtet und nur

fünfundfünfzigtausend nach herkömmlicher Methode gefangen.«

»Wie können die Fischer denn gegen eine solche Konkurrenz bestehen?«

»Gar nicht«, stellte Gamay achselzuckend fest. »Kurt interessiert sich für eine Firma namens Oceanus. Mal sehen, was ich herausfinden kann.«

Ihre Hände huschten über die Computertastatur. »Seltsam. Normalerweise hat man im Internet das Problem, dass es zu *viele* Informationen gibt. Über Oceanus liegt fast gar nichts vor. Ich habe hier lediglich eine kurze Pressemeldung, die besagt, eine kanadische Lachsfabrik sei an Oceanus verkauft worden. Ich muss wohl etwas gründlicher suchen.«

Sie werkelte eine Viertelstunde vor sich hin. Paul war bereits wieder tief im Sunda-Graben versunken, als er Gamay plötzlich laut »Aha!« rufen hörte.

»Hast du Erfolg gehabt?«

Gamay scrollte nach unten. »Ich bin in einem Wirtschaftsroundschreiben auf ein paar Sätze über die Transaktion gestoßen. Offenbar besitzt Oceanus auf der ganzen Welt Betriebe, die zusammen mehr als zweihunderttausend Tonnen pro Jahr produzieren. Durch die Fusion erlangen sie Zugriff auf unseren Markt, denn zu der kanadischen Firma gehört eine amerikanische Tochtergesellschaft. Man vermutet, dass die USA ein Viertel der Gesamtproduktion abnehmen werden.«

»Zweihunderttausend Tonnen! Ich hänge meine Angel an den Nagel. So eine Fabrik würde ich mir gern mal ansehen. Welche liegt am nächsten?«

»Die kanadische, die ich gerade erwähnt habe. Ich fände das auch ganz interessant.«

»Was hält uns davon ab? Während Kurt und Joe weg sind, drehen wir hier ansonsten doch nur Däumchen. Die Welt muss gerade mal nicht gerettet werden, und falls doch, stehen Dirk und AI jederzeit zur Verfügung.«

Gamay warf einen Blick auf den Monitor. »Die Firma liegt auf Kap Breton, also nicht unbedingt gleich um die Ecke.«

»Wann wirst du endlich lernen, meinem angeborenen Einfallsreichtum zu vertrauen?«, fragte Paul mit einem gespielten Seufzer.

Gamay sah mit belustigtem Lächeln dabei zu, wie er den Telefonhörer abnahm und eine Nummer wählte. Nach einem kurzen Gespräch legte er wieder auf. Sein jugenhaftes Gesicht strahlte triumphierend. »Das war ein guter Kumpel aus unserer Logistikabteilung. In ein paar Stunden startet eine NUMA-Maschine nach Boston. Es sind noch zwei Plätze frei. Vielleicht kannst du ja den Piloten beciren, damit er einen Abstecher nach Kap Breton macht.«

»Einen Versuch ist es wert«, sagte Gamay und fuhr ihren Computer herunter.

»Was ist mit deiner Froschfischforschung?«, fragte Paul.

Gamay ahmte mehr schlecht als recht ein Quaken nach.

»Und dein Sunda-Graben?«

»Der liegt schon seit Millionen von Jahren da. Ich schätze, ein paar zusätzliche Tage machen ihm nichts aus.«

Auch er schaltete den Computer ab. Sie waren beide erleichtert, der Langeweile endlich entfliehen zu können, und veranstalteten einen kurzen Wettlauf zur Bürotür.

Der diesige Morgen war einem sonnigen Vormittag gewichen, der die Färöer in all ihrer Pracht zur Geltung brachte. Die zerklüftete und vollkommen baumlose Landschaft leuchtete grün wie die Bespannung eines Billardtischs. Von Zeit zu Zeit sah man grasgedeckte Häuser oder eine einsame Kirchturmspitze und dazwischen immer wieder schiefe Steinmauern und Trampelpfade.

Austin lenkte den Volvo des Professors über eine gewundene Küstenstraße, von der aus fern im Landesinnern Berge zu erkennen waren. Aus der kalten blauen See ragten gezackte graue Felsnadeln auf, die wie riesige versteinerte Walfinnen wirkten. Entlang der vom Meer unregelmäßig geformten Küstenlinie umschwärmten Vögel die hohen senkrechten Klippen.

Gegen Mittag ließ Austin einen Bergtunnel hinter sich und sah am Rand eines Fjords ein kleines Dorf, das sich an den Hang eines sanft ansteigenden Hügels schmiegte. Die Serpentinstraße führte nun steil nach unten und legte auf einer Strecke von wenigen Meilen mehrere hundert Höhenmeter zurück. In den Haarnadelkurven kam der Volvo dem Fahrbahnrand mehrmals gefährlich nahe, ohne dass eine Leitplanke ihn vor dem Abgrund geschützt hätte. Austin war froh, als er den horizontalen Straßenabschnitt erreichte, der zwischen der schäumenden Brandung und den bunt gestrichenen Häusern verlief, die dank ihrer erhöhten Lage an Zuschauer in einem Amphitheater erinnerten.

Vor einer winzigen Kirche, aus deren Grasdach sich ein kurzer rechteckiger Turm erhob, pflanzte eine Frau soeben

Blumen. Austin schaute in sein Reisewörterbuch und stieg aus dem Wagen.

»*Orsaka*«, sagte er. »*Hvar er Gunnar Jepsen?*« Verzeihung, wo finde ich Gunnar Jepsen?

Die Frau legte ihre Pflanzschaufel weg und kam zu ihm herüber. Sie sah gut aus und musste zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt sein. Ihr silbriges Haar hatte sie zu einem Knoten zusammengebunden, und abgesehen von der leichten Sonnenröte auf ihren hohen Wangenknochen war sie braun gebrannt. Ihre Augen funkelten grau wie die nahe See. Sie lächelte freundlich und deutete auf eine Seitenstraße, die zum Ortsrand führte.

»*Gott taak*«, sagte er. Danke.

»*Eingiskt?*«

»Nein, ich bin Amerikaner.«

»Hier in Skaalshavn sind Amerikaner eine echte Seltenheit«, sagte sie auf Englisch und in skandinavischem Tonfall. »Herzlich willkommen.«

»Ich hoffe, ich bin nicht der Letzte.«

»Gunnar wohnt oben auf dem Hügel. Folgen Sie einfach dieser kleinen Straße.« Sie lächelte erneut. »Ich hoffe, Sie haben einen angenehmen Aufenthalt.«

Austin dankte ihr ein weiteres Mal, stieg wieder in den Volvo und folgte dem Kiesweg etwa vierhundert Meter weit. Die Straße endete vor einem großen grasgedeckten Haus aus senkrechten dunkelbraunen Bohlen. In der Auffahrt stand ein Pick-up geparkt. Knapp hundert Meter unterhalb befand sich ein kleiner Zwilling des Gebäudes. Austin erklimmte die Stufen zur Veranda und klopfte an die Tür.

Der Mann, der ihm öffnete, war mittelgroß und wohlbeleibt. Er hatte ein rundes Gesicht, und die dünnen

Strähnen seines rötlich blonden Haars waren seitlich über die Glatze gekämmt.

»Ja?«, fragte er mit freundlichem Lächeln.

»Mr. Jepsen? Ich heiße Kurt Austin und bin ein Freund von Professor Jorgensen.«

»Mr. *Austin*, Bitte treten Sie doch ein.« Er schüttelte Kurts Hand wie ein Autoverkäufer, der einen potenziellen Kunden erspäht hatte. Dann führte er ihn in ein rustikales Wohnzimmer. »Dr. Jorgensen hat angerufen und gesagt, dass Sie kommen würden. Es ist eine lange Fahrt von Tórshavn hierher«, sagte Jepsen. »Möchten Sie etwas trinken?«

»Nicht jetzt, danke. Später vielleicht.«

Jepsen nickte. »Sind Sie hier, um ein wenig zu angeln?«

»Ich habe gehört, auf den Färöern kann man sogar an Land Fische fangen.«

»Nicht ganz«, erwiderte Jepsen grinsend, »aber immerhin fast.«

»Ich habe bei Tórshavn eine kleine Bergungsaktion durchgeführt und dachte, ein Angelausflug wäre genau die richtige Entspannung.«

»Eine Bergungsaktion? *Austin*.« Er stieß eine Verwünschung in der Landessprache aus. »Ich hätte es wissen müssen. Sie sind der Amerikaner, der die dänischen Seeleute gerettet hat. Ich hab's im Fernsehen gesehen. Großartig! Warten Sie nur, bis die Leute im Dorf erfahren, dass ich eine Berühmtheit zu Gast habe.«

»Mir wäre es lieber, kein Aufsehen zu erregen.«

»Mag sein, aber Ihr Besuch wird sich unmöglich vor den anderen geheim halten lassen.«

»Ich habe vor der Kirche eine Nachbarin von Ihnen kennen gelernt. Sie wirkte sehr nett.«

»Das muss die Frau des Pfarrers gewesen sein. Sie ist die Leiterin unserer Poststelle und oberste Klatschtante. Mittlerweile weiß *also jeder*, dass Sie hier sind.«

»Ist das da unten am Hügel das Haus des Professors?«

»Ja«, sagte Jepsen und nahm einen Schlüsselring von einem Wandhaken. »Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.« Austin holte seine Reisetasche aus dem Wagen. Als sie den ausgetretenen Pfad hinuntergingen, fragte Jepsen: »Sind Sie eng mit Dr. Jorgensen befreundet?«

»Wir kennen uns seit ein paar Jahren. Er ist ein Wissenschaftler von Weltruf.«

»Ja, ich weiß. Es war mir eine große Ehre, ihn hier zu haben. Und jetzt Sie.«

Sie blieben vor dem Häuschen stehen, von dessen Veranda aus man den Hafen überblicken konnte, wo eine malerische Flotte aus Fischerbooten vertäut lag. »Sind Sie Fischer, Mr. Jepsen?«

»In einem kleinen Ort wie diesem hält man sich durch alles Mögliche über Wasser. Ich vermiete mein Nebengebäude. Mein Lebensstil ist nicht besonders aufwendig.«

Sie gingen hinein. Das Haus bestand im Wesentlichen aus einem Raum mit Einzelbett, einem Badezimmer und einer Kochnische, aber es sah gemütlich aus.

»Das Angelzeug ist im Schrank«, sagte Jepsen. »Lassen Sie es mich wissen, falls Sie beim Fischen oder Wandern Gesellschaft haben möchten. Meine Ahnenreihe reicht bis zu den Wikingern zurück, und niemand kennt sich hier so gut aus wie ich.«

»Danke für das Angebot, aber ich habe in letzter Zeit ziemlich viele Leute um mich gehabt und würde gern eine Weile allein sein. Soweit ich weiß, gehört zu diesem Haus

auch ein Boot.«

»Das drittletzte am Pier«, sagte Jepsen. »Ein Doppelender. Der Schlüssel steckt.«

»Danke für die Hilfe. Und nun entschuldigen Sie mich bitte. Ich würde gern auspacken und mir dann im Dorf ein wenig die Beine vertreten«, sagte Austin.

Jepsen erwiderte, falls Kurt noch etwas benötige, solle er sich einfach melden. »Und ziehen Sie sich warm an«, riet er beim Hinausgehen. »Das Wetter schlägt bei uns schnell um.«

Austin beherzigte den Rat und streifte einen Anorak über den Pullover. Dann ging er nach draußen, blieb auf der Veranda stehen und atmete die kühle Luft ein. Das Land fiel sanft zum Meer hin ab. Von hier aus hatte Kurt den Hafen, den Pier und die Boote vollständig im Blick. Er stieg den Pfad zum Volvo hinauf und fuhr ins Dorf.

Zuerst hielt er bei dem geschäftigen Pier, wo mehrere Kutter inmitten kreischender Seevögel ihren Fang entluden. Das Boot lag an der von Jepsen bezeichneten Stelle. Es war ein stabiler hölzerner Innenborder von rund sechs Metern Länge, mit spitzem Bug und ebenso geformtem Heck. Der Motor erwies sich als relativ neu und sauber, und der Schlüssel steckte, genau wie Jepsen gesagt hatte. Austin ließ die Maschine an und lauschte ihr einige Minuten. Sie lief rund. Zufrieden schaltete er den Motor wieder aus und kehrte zum Wagen zurück. Unterwegs traf er die Frau des Pfarrers, die gerade aus dem Laderaum eines Boots stieg.

»Hallo, Amerikaner«, sagte sie mit freundlichem Lächeln. »Haben Sie Gunnar gefunden?«

»Ja, vielen Dank.«

Sie hielt einen in Zeitungspapier gewickelten Fisch in der Hand. »Ich habe mir etwas zum Abendessen geholt.

Mein Name ist Pia Knutsen.« Ihr Händedruck war warm und fest.

»Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ich bin Kurt Austin und habe gerade die Aussicht genossen. Skaalshavn ist ein wunderschöner Ort. Wissen Sie vielleicht, was der Name auf Englisch bedeutet?«

»Sie sprechen mit der inoffiziellen Dorfhistorikerin. Skaalshavn heißt ›Schädelhafen‹.«

Austin blickte aufs Wasser hinaus. »Ist die Bucht wie ein Schädel geformt?«

»Nein, nein. Das reicht weit in die Vergangenheit zurück. Als die Wikinger diese Ansiedlung gegründet haben, sind sie in einigen Höhlen auf Totenschädel gestoßen.«

»Bereits vor den *Wikingern* hat jemand hier gelebt?«

»Eventuell irische Mönche – oder jemand aus noch früherer Zeit. Die Höhlen befinden sich auf der anderen Seite der Landzunge bei dem ursprünglichen Hafen der alten Walfängerstation. Irgendwann wurde es da drüben zu eng für die vielen Boote, also haben die Fischer ihre Sachen gepackt und sind hierher umgesiedelt.«

»Ich würde gern wandern gehen. Können Sie mir ein paar Strecken empfehlen, von denen aus ich eine gute Sicht auf die Stadt und die Umgebung habe?«

»Oben auf den Vogelklippen kann man meilenweit sehen. Nehmen Sie diesen Pfad dort hinter dem Dorf«, sagte sie und wies mit ausgestrecktem Finger darauf. »Sie kommen durch ein Hochmoor, vorbei an einigen herrlichen Wasserfällen, Bächen und einem großen See. Hinter den alten Farmruinen steigt der Weg steil an, und dann sind Sie auch schon auf den Klippen. Gehen Sie nicht zu nah an den Rand, vor allem, falls es neblig sein sollte, denn dann brauchten Sie Flügel. Die Felswände

sind fast fünfhundert Meter hoch. Folgen Sie den Steinhäufen zurück, und bleiben Sie stets rechts davon. Der Pfad ist steil und führt schnell nach unten. Halten Sie Abstand zum Meer, denn manchmal kommen die Brecher bis über die Felsen und könnten Sie mitreißen.«

»Ich werde aufpassen.«

»Eines noch. Ziehen Sie sich warm an. Das Wetter schlägt bisweilen schnell um.«

»Das hat Gunnar mir auch schon geraten. Er scheint sich gut auszukennen. Stammt er von hier?«

»Gunnar möchte den Leuten weismachen, dass Erik der Rote zu seinen Vorfahren zählt.« Sie rümpfte verächtlich die Nase. »Er kommt aus Kopenhagen und ist erst vor ein oder zwei Jahren ins Dorf gezogen.«

»Kennen Sie ihn gut?«

»Allerdings«, erwiderte sie und verdrehte die schönen Augen. »Er wollte mich ins Bett kriegen, aber so nötig hab ich's noch nicht.«

Pia war eine gut aussehende Frau, und Jepsens Avancen überraschten Austin nicht, aber er war nicht den ganzen Weg hergefahren, um das Liebesleben der Einwohner zu erforschen. »Ich habe gehört, hier irgendwo an der Küste soll eine Fischfabrik liegen.«

»Ja, die werden Sie von den Klippen aus sehen. Lauter hässliche Beton- und Metallgebäude. Der Hafen ist voll von ihren Fischkäfigen. Sie ziehen die Tiere hier groß und verschiffen sie dann anderswohin. Den Fischern gefällt das gar nicht. Rund um den alten Hafen lässt sich kaum noch etwas fangen. Niemand von hier arbeitet dort. Nicht mal mehr Gunnar.«

»Er hat bei der Fischzucht gearbeitet?«

»Am Anfang. Er hatte was mit dem Bau zu tun. Mit dem

Geld hat er dann die Häuser gekauft und lebt nun von der Vermietung.«

»Kommen viele Besucher her?« Austin beobachtete eine elegante blaue Jacht, die in den Hafen einlief.

»Vogelbeobachter und Angler.« Sie folgte Austins Blick.

»Wie diese Männer auf dem schönen Boot. Es gehört angeblich einem reichen Spanier. Man sagt, er sei den ganzen Weg von Spanien hergefahren, um hier zu angeln.«

Austin wandte sich wieder Pia zu. »Sie sprechen sehr gut englisch.«

»Wir lernen es in der Schule, genau wie Dänisch. Und als wir frisch verheiratet waren, haben mein Mann und ich eine Weile in England gelebt. In letzter Zeit habe ich kaum Gelegenheit gehabt, die Sprache aufzufrischen.« Sie hielt Austin den Fisch unter die Nase. »Möchten Sie nicht heute zum Abendessen kommen und weiter mit mir plaudern?«

»Wäre das denn keine zu große Mühe?«

»Nein, nein. Kommen Sie einfach nach Ihrem Spaziergang vorbei. Mein Haus liegt hinter der Kirche.«

Sie verabredeten sich für später, und Austin fuhr zu dem Pfad. Der Schotterweg stieg sacht durch ein wogendes Hochmoor voller Wildblumen an und führte an einem kleinen, fast absolut runden See vorbei, der aussah, als sei er aus kaltem Kristall gemacht. Etwa anderthalb Kilometer hinter dem See stieß Austin auf einen uralten Friedhof und die Ruinen eines Bauernhofs.

Der Pfad wurde steiler und urwüchsiger. Kurt erinnerte sich an Pias Ratschlag und folgte den ordentlich aufgetürmten Steinhaufen, die den Weg markierten. Er

entdeckte Schafe, die so weit von ihm entfernt waren, dass sie wie kleine helle Fusseln wirkten. Hinter den Tieren ragten Berge auf, von denen kaskadenförmige Wasserfälle hinabstürzten; sie ähnelten dünnen weißen Schleiern.

Es ging weiter die Klippen hinauf, wo Hunderte von Seevögeln geschickt in den Aufwinden schwebten. In der Bucht ragten Felssäulen aus dem Meer, deren abgeflachte Spitzen in Dunst eingehüllt wurden. Austin biss in einen Müsliriegel und dachte, dass die Färöer wohl zu den bizarrsten Orten dieser Erde zählen mussten.

Er ging weiter, bis er eine Kammlinie erreichte, von der aus sich ihm ein Panoramablick über den gezackten Küstenverlauf bot. Eine abgerundete Landzunge trennte Skaalshavn von einer kleineren Bucht. Auf dem Gebiet des alten Hafens standen dicht gedrängt einige Dutzend sorgsam angeordneter Gebäude. Während Kurt die Szenerie in Augenschein nahm, spürte er einen Regentropfen auf der Wange.

Aus Richtung der Berge zogen dunkle Wolken heran und verhüllten die Sonne. Austin machte sich an den Abstieg. Obwohl es in Serpentinaen nach unten ging, war der Pfad sehr steil und schwierig zu bezwingen, so dass Kurt nur langsam vorankam. Als der Boden auf Meereshöhe wieder horizontal verlief, öffneten sich die Himmelsschleusen. Austin orientierte sich an den Lichtern des Dorfes und erreichte bald darauf seinen Wagen.

Pia musterte die durchnässte und verdreckte Gestalt vor ihrer Tür und schüttelte den Kopf.

»Sie sehen aus, als seien Sie aus dem Meer gekrochen.« Sie zog Austin am Ärmel herein, schickte ihn ins Badezimmer und befahl ihm, sich auszuziehen. Er war zu nass, um zu protestieren. Während er sich noch aus den Sachen schälte, öffnete Pia die Tür einen Spalt und warf

ein Handtuch und trockene Kleidung herein.

»Ich war sicher, dass Ihnen alles passen würde«, stellte sie beifällig fest, als Austin sich in Hemd und Hose nach draußen wagte. »Mein Mann war genauso kräftig wie Sie.«

Als Pia den Tisch deckte, breitete Austin die nasse Kleidung neben einem Holzofen aus und blieb auch gleich dort stehen, um die Wärme zu genießen. Dann teilte seine Gastgeberin ihm mit, das Essen sei fertig.

Der gebackene frische Dorsch zerging Kurt auf der Zunge. Dazu gab es einen leichten Weißwein und als Dessert einen süßen Rosinenpudding. Beim Essen erzählte Pia von ihrem Leben auf den Färöern und Austin ein wenig von seiner Arbeit für die NUMA. Pia war fasziniert davon, welch exotische Orte er im Rahmen der Aufträge schon kennen gelernt hatte.

»Was ich noch fragen wollte ...«, sagte sie, während sie das Geschirr abräumte. »War es denn trotz des Regens eine schöne Wanderung?«

»Ich bin bis nach oben auf die Klippen gestiegen. Der Ausblick war herrlich. Und ich habe die Fischzucht gesehen, von der wir gesprochen haben. Kann man den Betrieb eigentlich mal besichtigen?«

»O nein«, entgegnete Pia und schüttelte den Kopf. »Die lassen *niemanden* rein. Wie ich schon sagte, keiner der Männer aus dem Dorf arbeitet dort. Es gibt eine Straße am Ufer entlang, die während der Bauarbeiten genutzt wurde, aber man hat sie mit einem hohen Zaun gesperrt. Alles kommt und geht auf dem Seeweg. Es heißt, es sei eine eigene kleine Stadt.«

»Klingt interessant. Zu schade, dass man nicht hineinkommt.«

Pia schenkte ihm Wein nach und warf ihm einen listigen

Blick zu. »Falls ich wollte, könnte ich jederzeit dorthin. Durch das Nixentor.«

Kurt glaubte, nicht recht gehört zu haben. »Das Nixentor?«, fragte er kopfschüttelnd.

»So hat mein Vater die natürlichen Gewölbe am Rand des alten Hafens genannt. Manchmal sind wir mit seinem Boot hingefahren, aber er hat mich nie mit hineingenommen. Wegen der Strömungen und Felsen ist es ziemlich gefährlich. Es sind dort schon mehrere Männer ertrunken, also halten die Fischer gehörigen Abstand. Sie glauben, die Seelen der Toten gingen noch immer um, und man könne sie stöhnen hören, aber das ist bloß der Wind, der durch die Höhlen bläst.«

»Ihr Vater hatte offenbar keine Angst vor Gespenstern.«

»Er hatte vor *gar nichts* Angst.«

»Was haben diese Höhlen mit der Fischzucht zu tun?«

»Sie stellen einen Zugang dar. Eine Höhle geht in die nächste über, bis hin zum alten Hafen. Mein Vater hat gesagt, da drinnen seien Zeichnungen an den Wänden. Warten Sie, ich zeige es Ihnen.«

Sie ging zu einem Bücherregal und nahm ein altes Fotoalbum heraus. Zwischen den Seiten steckte ein Blatt Papier. Pia entfaltete es und legte es auf den Tisch. Es war mit groben Skizzen versehen, die Büffel und Hirsche darstellten. Wesentlich interessanter fand Austin allerdings die Abbildungen langer, anmutiger Boote, die von Segeln und Rudern angetrieben wurden.

»Diese Zeichnungen sind sehr alt«, sagte Austin, wenngleich er sie zeitlich nicht genau einzuordnen vermochte.

»Hat Ihr Vater sie auch anderen Leuten gezeigt?«

»Niemandem außerhalb unserer Familie. Er wollte das

Geheimnis der Höhlen bewahren, denn er fürchtete, sie könnten ansonsten Schaden nehmen.«

»Demnach kann man sie von Land aus nicht betreten?«

»Es gab früher eine Möglichkeit, aber sie wurde mit Felsen blockiert. Mein Vater sagte, der Eingang ließe sich leicht wieder freiräumen. Er wollte Wissenschaftler von der Universität herholen, damit alles seine Ordnung hätte, aber dann ist er bei einem Sturm ums Leben gekommen.«

»Das tut mir Leid.«

Pia lächelte. »Ich sagte ja schon, er hatte vor gar nichts Angst. Wie dem auch sei, nach seinem Tod ist meine Mutter mit uns zu Verwandten gezogen. Später bin ich mit meinem Mann hierher zurückgekehrt, aber ich war viel zu sehr damit beschäftigt, meine Kinder großzuziehen, als dass ich mich um die Höhlen hätte kümmern können. Dann hat der Fischkonzern das Land und die alte Walfängerstation gekauft, und niemand konnte mehr dorthin.«

»Gibt es noch weitere Zeichnungen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Papa wollte eine Karte der Höhlen anfertigen, aber ich weiß nicht, was daraus geworden ist. Er hat gesagt, die Schöpfer dieser Darstellungen seien schlau gewesen und hätten die Fisch- und Vogelbilder als Wegweiser eingesetzt. Solange man dem richtigen Fisch folgt, verirrt man sich nicht. Manche der Höhlen führen in Sackgassen.«

Sie unterhielten sich bis spät in die Nacht. Austin warf schließlich einen Blick auf die Uhr und sagte, er müsse nun gehen. Pia ließ ihn erst weg, nachdem er versprochen hatte, am nächsten Abend erneut zum Essen vorbeizukommen. Dann fuhr er los. Die Straße war menschenleer, und es herrschte keine völlige Dunkelheit, sondern ein trübes Dämmerlicht, wie in nördlichen Breiten

nachts üblich.

Im Haupthaus war eines der Fenster erleuchtet, aber von Jepsen konnte Kurt keine Spur entdecken. Vermutlich war der Däne schon zu Bett gegangen. Es regnete nicht mehr. Austin blieb eine Weile auf der Veranda seines Häuschens stehen und betrachtete das stille Dorf und den Hafen. Obwohl alles hier so friedlich wirkte, konnte er sich des beunruhigenden Gefühls nicht erwehren, dass Skaalshavn dunkle Geheimnisse barg. Bevor er sich schlafen legte, verriegelte er sorgfältig Fenster und Eingangstür.

Paul Trout steuerte den breiten Humvee so geschickt durch den dichten Washingtoner Verkehr, als wolle er beim Superbowl die gegnerische Abwehr überrennen und einen Touchdown erzielen. Obwohl Gamay und er mit dem Allradwagen häufig ins offene Gelände fuhren, kam nichts dort der Herausforderung gleich, die Straßen der Hauptstadt zu bezwingen. Heute jedoch lief alles reibungslos, denn Gamay sagte die Lücken in der Blechlawine an, und Paul wirbelte das Lenkrad herum, ohne hinzusehen. Ihre Fähigkeit, wie eine gut geölte Maschine zusammenzuarbeiten, hatte sich bei zahllosen NUMA-Einsätzen als entscheidend erwiesen und sprach für die Weitsicht Admiral Sandeckers, der sie beide gleichzeitig angeworben hatte.

In Georgetown bog Paul in eine schmale Seitenstraße ab und parkte den Humvee hinter dem Backsteinhaus, in dem sie wohnten. Sie eilten hinein und sprangen wenige Minuten später mit hastig gepackten Reisetaschen in ein Taxi. Der Learjet der NUMA wartete bereits mit laufenden Turbinen. Die Pilotin, die eine Gruppe von Wissenschaftlern nach Boston fliegen würde, kannte die Trouts von früheren Einsätzen des Teams für Sonderaufgaben. Sie hatte die offizielle Erlaubnis erhalten, von der ursprünglichen Route abzuweichen, und daraufhin einen neuen Flugplan einprogrammiert.

Nach der Zwischenlandung auf dem Bostoner Logan Airport folgte die Maschine dem Verlauf der Atlantikküste. Dank der Reisegeschwindigkeit von fast achthundert Kilometern pro Stunde traf die Cessna Citation noch rechtzeitig genug in Halifax, Neuschottland,

ein, dass den Trouts Gelegenheit für ein spätes Abendessen blieb. Sie übernachteten in einem Flughafenhotel, nahmen früh am nächsten Morgen eine Maschine der Air Canada nach Kap Breton, mieteten am Flughafen von Sydney einen Wagen, verließen die Stadt und fuhren entlang der Felsküste zu der von Oceanus aufgekauften Fischverarbeitungsfabrik. Gamay hatte am Flughafen einen Reiseführer gekauft. Der Autor musste angesichts der Einsamkeit dieses Küstenabschnitts ziemlich verzweifelt gewesen sein, denn er hatte die Fabrik als touristische Sehenswürdigkeit aufgeführt.

Nach einer langen Fahrt durch scheinbar unberührte Landschaft stießen sie auf eine Tankstelle, zu der ein Café und eine Gemischtwarenhandlung gehörten. Gamay hielt neben einer Reihe verbeulter Pick-ups, die vor dem altersschwachen Gebäude geparkt waren.

Paul blickte von der Straßenkarte auf. »Entzückend, aber es sind noch ein paar Meilen bis zum Stadtzentrum.«

»Wir müssen sowieso tanken«, sagte Gamay und deutete auf die Benzinuhr. »Du kümmerst dich um den Wagen, und ich hör mich ein wenig um.«

Sie nahm den Reiseführer und machte einen großen Schritt über den rüdigen schwarzen Labrador hinweg, der vollkommen reglos auf der wackligen Veranda schlief. Als sie die Tür aufstieß, stieg ihr ein angenehmer Duft aus Pfeifentabak, gebratenem Speck und Kaffee in die Nase. Eine Hälfte des Raums wurde von Regalen eingenommen, die alle möglichen Waren enthielten, von Dosenfleisch bis Gewehrmunition. Die andere Hälfte fungierte als Café.

An mehreren Resopaltischen saßen ungefähr ein Dutzend Männer und Frauen. Alle Augen richteten sich auf Gamay. Mit einem Meter achtundsiebzig Größe, einundsechzig Kilogramm Körpergewicht, den schmalen

Hüften und dem außergewöhnlichen roten Haar hätte sie auch auf einer Strandparty in Malibu Aufmerksamkeit erregt. Die neugierigen Blicke verfolgten jede ihrer Bewegungen. Sie nahm zwei Plastikbecher und füllte sie an einem Selbstbedienungsspender mit Kaffee.

Die korpulente junge Frau an der Kasse schenkte Gamay ein freundliches Lächeln. »Sind Sie auf der Durchreise?«, fragte sie, als könne sie sich nicht vorstellen, dass ein Fremder länger als unbedingt nötig bleiben würde.

Gamay nickte. »Mein Mann und ich machen einen Ausflug die Küste entlang.«

»Ich kann's Ihnen nicht verdenken, dass Sie gleich weiterfahren«, erwiderte die Frau resigniert. »Hier gibt's nicht viel zu sehen.«

Ungeachtet ihres brillanten Intellekts verfügte Gamay über eine zutiefst natürliche Ausstrahlung, der kaum jemand widerstehen konnte. »Wir finden diese Gegend *wunderschön*«, sagte sie mit gewinnendem Lächeln. »Wenn wir mehr Zeit hätten, würden wir gern länger bleiben.« Sie klappte den Reiseführer auf. »Hier steht, dass es ganz in der Nähe einen hübschen kleinen Hafen und eine Fischfabrik geben soll.«

»Das steht da *wirklich?*«, fragte die Kassiererin ungläubig.

Die anderen Leute im Raum hatten dem Gespräch interessiert gelauscht. Eine spindeldürre weißhaarige Alte gackerte wie ein Huhn. »Für die Fischer ist es nicht mehr so wie früher. Die Fabrik wurde von irgendeinem großen Laden übernommen. Unsere Arbeiter hat man gefeuert, und niemand weiß, was die da eigentlich machen. Die neuen Angestellten kommen nie in die Stadt. Manchmal sehen wir die Eskimos in ihren großen schwarzen Geländewagen herumfahren.«

Gamay warf einen Blick in den Reiseführer, als sei ihr dort etwas entgangen. »Haben Sie gerade *Eskimos* gesagt? Ich dachte nicht, dass wir schon so weit im Norden sind.«

Ihre harmlose Frage führte zu einer angeregten Debatte. Manche der Einheimischen behaupteten, die Fabrik werde von Eskimos bewacht. Andere sagten, die Männer in den Fahrzeugen seien Indianer oder vielleicht Mongolen. Gamay fragte sich, ob sie wohl zufällig auf das hiesige Irrenhaus gestoßen war, und fand die Befürchtung bestätigt, als die Kassiererin etwas über »Außerirdische« murmelte.

»Außerirdische?«, fragte Gamay.

Hinter der dicken runden Brille wurden die Augen der Frau noch größer. »Dort ist es wie auf diesem geheimen UFO-Gelände in den Vereinigten Staaten, der Area Fiftyone. Wie in einer Folge von *Akte X*.«

»Als ich in der Nähe der alten Fabrik auf der Jagd war, hab ich tatsächlich ein UFO gesehen«, warf ein Mann ein, der aussah, als sei er hundert Jahre alt. »Ein großes silbernes Ding, hell erleuchtet.«

»Zum Teufel, Joe«, sagte die hagere Frau. »Wenn du genug getrunken hast, siehst du wahrscheinlich rosa Elefanten.«

»Ja«, bestätigte der Mann und enthüllte ein Grinsen voller Zahnlücken. »Die hab ich *auch* gesehen.«

Alle brachen in schallendes Gelächter aus.

Gamay lächelte warmherzig und wandte sich wieder an die Kassiererin. »Wir würden unseren Freunden zu Hause gern erzählen können, dass wir eine UFO-Basis besichtigt haben. Ist das weit von hier?«

»Etwa dreißig Kilometer«, entgegnete die Frau und beschrieb Gamay dann den Weg zur Fabrik. Gamay

bedankte sich, steckte einen Zehndollarschein in das leere Trinkgeldglas, nahm die beiden Becher und ging zur Tür hinaus.

Paul lehnte mit verschränkten Armen am Wagen und nahm den Kaffee dankbar entgegen. »Hast du etwas herausgefunden?«

Gamay blickte zurück zu dem Laden. »Ich bin mir nicht sicher. Die da drinnen wirken wie die Einwohner von Twin Peaks. In den letzten paar Minuten habe ich erfahren, dass es hier Eskimos mit großen schwarzen Geländewagen, eine UFO-Basis und rosa Elefanten gibt.«

»Das erklärt manches«, erwiderte er mit gespielter Ernsthaftigkeit. »Während du im Laden warst, ist hier eine Herde großer pinkfarbener Dickhäuter vorbeigedonnert.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte sie und setzte sich hinters Lenkrad.

»Glaubst du, die Einheimischen haben sich auf Kosten einer Touristin einen kleinen Scherz erlaubt?«, fragte Paul und stieg auf der Beifahrerseite ein.

»Ich möchte erst abwarten, ob wir in der Area Fifty-one große silberne Dinger finden.« Als sie Pauls verwirrte Miene sah, musste sie lachen. »Ich erklär's dir unterwegs.«

Statt in Richtung der Ortschaft und des Hafens abzubiegen, fuhren sie geradeaus weiter und gelangten in einen dichten Kiefernwald. Obwohl die Wegbeschreibung der Kassiererin nahezu jeden Stock und Stein beinhaltete, hätten sie die Abzweigung beinahe verpasst, denn es stand kein Schild am Straßenrand. Nur die tiefen, erst kürzlich befahrenen Radfurchen ließen erkennen, dass es sich nicht um einen der zahlreichen normalen Forstwege handelte.

Einen knappen Kilometer von der Hauptstraße entfernt hielten sie mitten im dichten Unterholz. Die Kassiererin

hatte Gamay geraten, an einer Lichtung in der Nähe eines großen eiszeitlichen Geröllblocks zu parken und das letzte Stück zu Fuß zu gehen. Ein paar Einheimische, die sich mit ihren Wagen zu dicht an die Tore der Fabrik gewagt hatten, seien abgefangen und unfreundlich zurückgeschickt worden. Die Eskimos verfügten offenbar über versteckte Kameras.

Gamay und Paul stiegen aus und gingen parallel zum Weg etwa zweihundert Meter durch das Dickicht, bis sie einen mit Stacheldraht bewehrten Metallzaun in der Sonne funkeln sahen. Ein schwarzes Kabel deutete darauf hin, dass die Barriere unter Strom stand. Kameras waren nirgendwo zu entdecken, aber vielleicht hatte man sie nur gut genug getarnt.

»Was jetzt?«, fragte Gamay.

»Wir können umkehren oder vorher noch einen kleinen Versuch starten«, erwiderte Paul.

»Einfach wieder abzuhaue fände ich langweilig.«

»Ich auch. Lass es uns probieren.«

Paul verließ den Schutz der Bäume und betrat den Grasstreifen unmittelbar am Zaun. Mit scharfem Blick bemerkte er einen dünnen, fast unsichtbaren Draht auf Knöchelhöhe und zeigte ihn Gamay. Dann brach er von einem nahen Baum einen trockenen Ast ab, warf ihn auf den Draht und zog sich ins Unterholz zurück. Dort legten Gamay und er sich bäuchlings auf den Teppich aus Kiefern nadeln und warteten ab.

Kurz darauf hörten sie das Geräusch eines Motors, und jenseits des Zauns rumpelte ein schwarzer Geländewagen in ihr Sichtfeld. Die Tür ging auf. Mehrere grimmig aussehende weiße Samoeden sprangen heraus und rannten zum Zaun. Einen Augenblick später folgte den schnüffelnden Hunden ein dunkelhäutiger, rundgesichtiger

Wachposten in schwarzer Uniform. Er hielt ein Sturmgewehr im Anschlag.

Während die Hunde am Zaun auf und ab liefen, beäugte der Mann argwöhnisch den Waldrand. Er sah den Ast auf dem Signaldraht liegen, zückte ein Funkgerät und murmelte in einer unverständlichen Sprache ein paar Worte hinein. Dann drehte er sich um und stieg wieder in den Wagen. Die Hunde jedoch hatten anscheinend etwas gewittert, denn sie blieben steifbeinig stehen und starrten knurrend auf die Bäume, hinter denen die Trouts lagen. Erst als der Wachposten ihnen barsch etwas zurief, sprangen sie zurück in das Fahrzeug, das sogleich losfuhr.

»Keine schlechte Reaktionszeit«, stellte Paul nach einem Blick auf die Uhr fest. »Neunzig Sekunden.«

»Wir sollten lieber von hier verschwinden«, sagte Gamay. »Die werden jemanden schicken, um den Ast wegzuräumen.«

Sie eilten im Laufschrift zu ihrem Wagen und befanden sich nach wenigen Minuten wieder auf der Hauptstraße.

Gamay schüttelte verwundert den Kopf. »Hat dieser Wachposten für dich wie ein Eskimo ausgesehen?«

»Ja, irgendwie schon. Aber ich bin auf Cape Cod nie besonders vielen Eskimos begegnet.«

»Was macht ein Eskimo so weit im Süden? Eiscreme verkaufen?«

»Dieser Kerl und seine Schoßhündchen hatten nur eines im Angebot: eine schnelle Fahrt ins Leichenschauhaus. Mal sehen, was in der großen Stadt los ist.«

Gamay nickte und bog wenig später auf die Straße ein, die in den Ort führte. Der erste Eindruck fiel ernüchternd aus, und die Trouts verstanden nun, weshalb der Reiseführer nicht näher auf das Dorf einging. Sämtliche

Fassaden waren zum Schutz vor der Witterung mit graugrünen oder dunkelbraunen Asphaltschindeln verkleidet und die Dächer mit Aluminiumplatten versehen, damit im Winter der Schnee keinen Halt fand. Man sah kaum Leute oder Autos. In einigen der Schaufenster des ohnehin winzigen Geschäftsviertels standen Schilder, die besagten, dass die Läden bis auf weiteres geschlossen seien. Man kam sich vor wie in einer Geisterstadt. Der Hafen war durchaus malerisch, aber es lagen keine Boote darin vertäut, was die trübsinnige Atmosphäre des Ortes nur noch verstärkte.

Der Fischerpier war leer, abgesehen von ein paar schlafenden Möwen. An einem kleinen quadratischen Haus oberhalb des Hafenbeckens entdeckte Gamay die Neonreklame eines Restaurants. Paul schlug vor, dass sie hineingehen und für ihn Bratfisch mit Pommes frites bestellen solle, während er versuchen würde, jemanden aufzutreiben, der mehr über die Oceanus-Fabrik wusste.

Gamay betrat das Lokal und sah, dass außer dem stämmigen Barkeeper nur ein einziger Mann am Tresen saß. Sie entschied sich für einen Tisch mit Blick auf den Hafen. Der Kellner kam, um ihre Bestellung aufzunehmen, und erwies sich als sehr freundlich, genau wie die Leute, die sie in dem Café kennen gelernt hatte. Er bedauerte, leider nicht mit Fisch und Pommes frites dienen zu können, empfahl dafür aber das gegrillte Schinken-Käse-Sandwich. Gamay war einverstanden und bestellte zwei Sandwiches und eine Flasche Molson. Sie mochte das kanadische Bier, denn es war stärker als die amerikanischen Marken.

Als Gamay an ihrem Getränk nippte und die mit Fliegendreck übersäte Decke sowie die Dekoration aus zerrissenen Fischernetzen und Hummerbojen bewunderte, stand der andere Gast von seinem Hocker auf. Offenbar

verstand er es als Einladung, wenn eine attraktive Frau mitten am Tag in einer Bar saß. Er schlenderte mit seiner Bierflasche näher und ließ die Augen über Gamays rotes Haar und die geschmeidige athletische Figur wandern. Da ihre linke Hand unter der Tischplatte auf dem Knie ruhte, konnte er den Ehering nicht sehen und kam gleich zur Sache.

»Guten Tag«, sagte er mit gewinnendem Lächeln. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Gamay war von seiner direkten Art nicht überrumpelt. Sie kam gut mit Männern zurecht, denn sie fühlte sich ihnen in mancherlei Hinsicht wesensverwandt. Angesichts ihrer hoch gewachsenen, schlanken Gestalt mit der langen lockigen Mähne fiel es schwer, sich vorzustellen, dass sie früher ein echter Wildfang gewesen war und mit einer Horde Jungen Baumhäuser gebaut oder auf den Straßen von Racine Baseball gespielt hatte. Dank ihres Vaters, den sie schon früh zum Sportschießen begleiten durfte, war sie außerdem eine Meisterschützin.

»Klar doch«, erwiderte sie zwanglos und wies auf einen Stuhl.

»Ich bin Mike Neal«, sagte er.

Neal war Mitte vierzig, trug Arbeitskleidung und kniehoch schwarze Gummistiefel. Mit seinem dunklen kantigen Gesicht und dem dichten schwarzen Haar sah er eigentlich nicht schlecht aus, wären da nicht die rote Trinkernase und der weiche Zug um die Mundwinkel gewesen.

»Sie klingen wie eine Amerikanerin.«

»Das bin ich auch.« Sie streckte die Hand aus und stellte sich vor.

»Hübscher Name«, sagte Neal und registrierte erstaunt ihren festen Händedruck. »Sind Sie auf der Durchreise?«,

fragte er, genau wie zuvor die Kassiererin.

Gamay nickte. »Ich wollte schon immer mal die Küstenprovinzen besuchen. Sind Sie Fischer?«

»Ja.« Er deutete mit sichtlichem Stolz zum Fenster hinaus. »Das da drüben im Dock ist mein Prachtstück. Die *Tiffany*. Ich hab sie damals nach meiner Freundin getauft. Wir haben uns letztes Jahr getrennt, aber es bringt Pech, ein Boot umzubenennen.«

»Ist heute Ihr freier Tag?«

»Nicht wirklich. Der Motor musste repariert werden, und die Werkstatt gibt *Tiffany* erst wieder frei, wenn ich die Rechnung bezahle. Die befürchten wohl, ich könnte mich aus dem Staub machen.«

»Würden Sie denn so etwas tun?«

Er grinste. »Ich hab die schon mal um ein paar Dollar beschummelt.«

»Trotzdem kommt mir deren Standpunkt etwas kurzsichtig vor. Mit dem Boot könnten Sie immerhin Fische fangen und so das Geld für die Rechnung verdienen.«

»Ja, falls es Fisch zu verkaufen gäbe.«

»Ich hab oben an der Tankstelle schon gehört, dass es nicht gut aussieht.«

»Nicht gut ist noch geschmeichelt. Die anderen Boote sind ein ganzes Stück die Küste hinaufgefahren. Manche der Jungs kommen zwischendurch ihre Familien besuchen.«

»Wie lange geht das schon so?«

»Ungefähr sechs Monate.«

»Und warum sind die Bestände so stark geschrumpft?«

Er zuckte die Achseln. »Die Leute von der

Fischereibehörde haben gesagt, die Fische seien wohl auf Nahrungssuche weitergezogen. Aber herschicken wollten sie niemanden, obwohl wir darum gebeten haben. Wahrscheinlich möchten die sich nicht die Füße nass machen. Die Meeresbiologen haben zu viel damit zu tun, auf ihren fetten Hintern zu hocken und ihre Computer anzustarren.«

»Sind Sie denn auch der Meinung, dass die Fische einfach abgewandert sein könnten?«

Er grinste. »Für eine Touristin stellen Sie aber ganz schön viele Fragen.«

»Wenn ich nicht gerade Urlaub mache, arbeite ich als Meeresbiologin.«

Neal wurde rot. »Oh, Entschuldigung. Ich habe nicht Ihren fetten Hintern gemeint. Ach, verdammt ...«

Gamay lachte. »Ich weiß genau, was Sie meinen. Viele Kollegen kommen so gut wie nie aus ihren Laboratorien raus. Meiner Ansicht nach verfügen Fischer über weit mehr praktische Meereskenntnisse als jeder Wissenschaftler. Andererseits kann fachlicher Rat nicht schaden. Vielleicht kann ich Ihnen ja einen Anhaltspunkt liefern, weshalb es hier keine Fische mehr gibt.«

Neals Gesicht verfinsterte sich. »Ich habe nicht gesagt, es gäbe *keine* Fische mehr. Ganz im Gegenteil.«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Diese Viecher sind anders als alles, was ich zeit meines Lebens gesehen habe.«

»Das verstehe ich nicht.«

Neal zuckte die Achseln. Anscheinend wollte er das Thema nicht weiter vertiefen.

»Ich habe überall auf der Welt Fische untersucht«, sagte Gamay. »Mich kann kaum noch etwas überraschen.«

»Wollen wir wetten?«

Gamay streckte die Hand aus. »Einverstanden. Wie hoch ist Ihre Werkstattrechnung?«

»Siebenhundertfünfzig kanadische Dollar.«

»Falls Sie mir zeigen, was Sie gerade angedeutet haben, begleiche ich den Betrag. Aber erst gebe ich Ihnen ein Bier aus, um die Abmachung zu besiegeln.«

Neals unrasierter Unterkiefer klappte herunter. »Meinen Sie das ernst?«

»*Sehr* sogar. Sehen Sie, Mike, der Ozean hat keine Schranken. Fische schwimmen, wohin sie wollen. Womöglich zeichnet sich hier eine Gefahr ab, die auch amerikanische Fischer betreffen könnte.«

»Okay«, sagte er und schlug ein. »Wann kann's losgehen?«

»Heute?«

Neal strahlte. Der Grund für seine Freude war unschwer zu erraten. Eine hübsche und freundliche Amerikanerin zahlte seine Rechnung und fuhr mit ihm allein aufs Meer hinaus, wo er all seinen rauen Charme spielen lassen konnte. Genau in diesem Moment betrat Paul Trout das Lokal und kam an den Tisch.

»Tut mir Leid, dass es so lange gedauert hat«, sagte er.

»Im Hafen war kaum jemand unterwegs.«

»Das ist Mike Neal«, erklärte Gamay. »Mike, ich möchte Sie gern mit meinem Mann Paul bekannt machen.«

Neals Blick wanderte an Trouts mehr als zwei Meter hoher Gestalt empor, und alle Tagträume hinsichtlich Gamay lösten sich schlagartig auf. Aber er war ein praktisch denkender Mann – Geschäft blieb Geschäft. »Es freut mich, Sie kennen zu lernen«, sagte er. Sie gaben sich

die Hand.

»Mike hat sich einverstanden erklärt, uns in seinem Boot mitzunehmen und uns ein paar ungewöhnliche Fische zu zeigen«, sagte Gamay.

»Wir können in einer Stunde aufbrechen«, erklärte Neal.

»So bleibt Ihnen genug Zeit für Ihr Mittagessen. Wir sehen uns dann drüben beim Boot.« Er stand auf und wollte gehen.

»Sollen wir etwas mitbringen?«, fragte Paul.

»Nein«, erwiderte Neal. Nach ein paar Schritten hielt er inne. »Wie war's mit einer Elefantenbüchse?« Als er die verwirrten Mienen der Trouts sah, brach er in schallendes Gelächter aus. Draußen lachte er immer noch. Sie konnten es durch die geschlossene Tür hören.

Mit seiner langen Tabakspfeife, dem löchrigen Gebiss und dem wettergegerbten Gesicht wirkte der alte Eric wie ein Seebär aus Rudyard Kiplings Roman *Fischerjungs*. Laut Pia sprach der einstige Fischer englisch und kannte die hiesigen Gewässer besser als jeder andere. Er war mittlerweile zu alt, um noch selbst rauszufahren, und erledigte allerlei Hilfsarbeiten am Pier. Trotz seines grimmigen Gesichtsausdrucks wurde er sofort sehr zugänglich, als Kurt ihm Pias Namen nannte.

Austin hatte sich früh am Morgen zum Fischerpier begeben, um sich über die örtlichen Wetter- und Meeresbedingungen zu informieren. Die Abgase der kleinen Bootsflotte von Skaalshavn hingen wie eine violettblaue Dunstglocke in der feuchten Luft. Fischer in Ölzeug und Stiefeln stapften durch den Nieselregen und luden für den Tag auf See Eimer voller Köder und Körbe mit aufgerollten Schlepplein in die Kutter. Kurt erzählte dem alten Seemann, er wolle mit Professor Jorgensens Boot zum Angeln rausfahren.

Eric musterte die tief hängenden grauen Wolken und schürzte nachdenklich die Lippen. »Es hört bald auf zu regnen, und die Sonne vertreibt den Nebel.« Er deutete auf eine hohe Felssäule an der Hafeneinfahrt. »Am besten biegen Sie dort nach steuerbord ab und bleiben ungefähr eine Meile auf Kurs. Da sind gute Fischgründe. Gegen Mittag kommt Wind auf, aber das Boot des Professors hält was aus. Ich muss es wissen«, erklärte er grinsend. »Immerhin hab ich sie gebaut. Sie wird Sie heil wieder nach Hause bringen.«

»Wie gut sind die Chancen, wenn ich der Küste links

entlang folge?«

Der alte Fischer rümpfte die Nase. »Rund um die Fischzucht ist praktisch nichts mehr los. Außerdem würde die Rückfahrt ziemlich nass, denn Sie kämen bei ablaufender Flut wieder rein.«

Austin bedankte sich für die Ratschläge, verstaute sein Proviantpaket und das Angelzeug im Boot, überprüfte den Spritvorrat und durchlüftete die Bilge. Der Innenbordmotor sprang sofort an und lief schon nach kurzer Zeit ruhig und gleichmäßig. Austin machte die Leinen los, stieß sich vom Pier ab und richtete den Bug auf die sechzig Meter hohe schornsteinförmige Felsformation, die wie eine steinerne Wasserhose an der Hafeneinfahrt aufragte. Dort bog er nach links anstatt nach rechts ab und hoffte, der alte Eric würde ihn nicht sehen.

Bald darauf passierte das Boot die turmhohen Klippen, wo Tausende von Seevögeln wie vom Wind verwirbeltes Konfetti über ihren Nistplätzen schwebten. Der Motor schnurrte wie ein zufriedenes Kätzchen. Es herrschte leichter Wellengang, aber der Doppelender schnitt wie ein Messer durch die Wogen. Hin und wieder sprühte Gischt über den Bug, aber Austin hatte das gelbe Ölzeug und die Stiefel aus dem Stauraum des Boots übergezogen und blieb warm und trocken.

Die hohen Felswände am Ufer gingen in eine Reihe zerklüfteter Vorsprünge und flacher Hügel über, bevor sie kurz vor dem alten Hafen bis auf Meereshöhe abfielen. Andere Boote konnte Austin nicht entdecken. Die einheimischen Fischer konzentrierten sich auf die ergiebigeren Fanggebiete in entgegengesetzter Richtung. Erst als Kurt eine Landspitze umrundete, bemerkte er, dass er nicht allein war.

Die blaue spanische Jacht, die ihm am Vortag in

Skaalshavn aufgefallen war, ankerte einen knappen Kilometer vor der Küste. Das elegante Schiff war mehr als sechzig Meter lang. Sein flaches und klares Profil deutete darauf hin, dass man es sowohl auf Geschwindigkeit als auch auf Komfort ausgelegt hatte. Der Name am Heck lautete *Navarra*. Die Decks waren menschenleer. Niemand ließ sich blicken, um zu winken, wie es normalerweise geschah, wenn zwei Boote sich begegneten, erst recht in so einsamen Gewässern. Als Austin an der Jacht vorbei auf das Ufer zusteuerte, fühlte er sich von unsichtbaren Augen hinter den dunkel getönten Scheiben beobachtet. Die ersten Sonnenstrahlen, die nun durch die Wolkendecke drangen, spiegelten sich stumpf in den fernen Metalldächern, die Kurt tags zuvor von dem hohen Felsgrat aus gesehen hatte.

In der Nähe der Gebäude stieg ein dunkler Punkt in den Himmel, wurde schnell größer und verwandelte sich in einen schwarzen Helikopter ohne Hoheitszeichen. Der Hubschrauber stieß wie eine wütende Hornisse auf Austin herab, umkreiste ihn zweimal und verharrte dann einige hundert Meter vor ihm in der Luft. Unter dem Rumpf hingen Raketenwerfer. Ein weiterer Besucher war bereits unterwegs, hielt mit hoher Geschwindigkeit auf Kurt zu und ließ beim Ritt über die Wellenkämme Gischt aufspritzen. Schon bald konnte Austin erkennen, dass es sich um ein flaches Schnellboot handelte, wie es auch die Drogenschmuggler in Florida bevorzugten.

Das Boot wurde langsamer und fuhr dicht genug an Kurt vorbei, dass er die drei Männer an Bord genau in Augenschein nehmen konnte. Sie waren klein und stämmig, hatten runde Gesichter und eine dunkle Hautfarbe. Ihr schwarzes Haar reichte bis dicht über die asiatisch anmutenden Augen. Einer der Männer blieb am Steuer, während die anderen mit Gewehren auf Kurt

anlegten.

Das Boot schaltete die Maschinen aus und kam nach kurzer Fahrt zum Stehen. Der Steuermann hob ein Megaphon an die Lippen und schrie etwas auf Färöisch. Austin reagierte mit einem dämlichen Grinsen und hob fragend beide Hände, um anzudeuten, dass er nichts verstanden hatte. Der Mann versuchte es erst auf Dänisch, dann auf Englisch.

»Privateigentum! Verschwinden Sie!«

Austin spielte weiterhin den grinsenden Einfaltspinsel, hob die Angelrute über den Kopf und zeigte darauf. Die beiden Bewaffneten lächelten nicht, ahmten die Geste aber mit ihren Gewehren nach. Austin nickte, als sei ihm die stumme Botschaft nun klar geworden. Dann steckte er die Angelrute wieder in die Halterung, gab Gas, winkte den Fremden freundlich zum Abschied zu und wendete.

Als er eine Minute später über die Schulter zurückschaute, sah er das Schnellboot wieder in den Hafen rasen. Auch der Helikopter hatte abgedreht und das Boot bereits überholt.

Austin kam erneut an der Jacht vorbei, wo sich noch immer niemand an Deck blicken ließ. Dann folgte er dem Küstenverlauf zu einer Landzunge, die wie ein Papageienschnabel geformt war. Kurz darauf sichtete er das Nixentor am Fuß einer senkrechten Klippe. Für einen natürlichen Höhleneingang war es erstaunlich ebenmäßig, dabei etwa sechs Meter hoch und fast genauso breit. In der riesigen, zerklüfteten braunschwarzen Felswand wirkte es wie ein Mauselloch.

Trotz seines lyrischen Namens war das Nixentor beileibe kein einladender Ort. Obwohl die See relativ ruhig schien, schlugen Wellen gegen die wie Fangzähne aufragenden Felsen zu beiden Seiten der Öffnung. Gischt spritzte hoch

empor, und heimtückische gegenläufige Strömungen ließen das Wasser vor der Höhle wie in einer gewaltigen Waschmaschine brodeln. Neben dem Lärm der Brandung vernahm Austin aus dem Eingang ein dumpfes Seufzen. Sein Nackenhaar richtete sich auf. Genauso hatte er sich das Stöhnen der ertrunkenen Seeleute vorgestellt. Eine Meerjungfrau bekam er leider nicht zu Gesicht.

Austin hielt das Boot in einiger Entfernung an. Eine Durchfahrt zu diesem Zeitpunkt wäre wie der Versuch gewesen, inmitten einer dichten Menschenmenge eine Nadel einzufädeln. Er sah auf die Uhr, lehnte sich zurück und machte sich über das Brot und den Käse her, die Pia ihm dankenswerterweise eingepackt hatte. Als er das Frühstück beendete, spürte er eine Änderung des Seegangs. Es war, als hätte König Neptun seinen Dreizack gehoben. Wenngleich das Wasser in unmittelbarer Umgebung immer noch unruhig schien, knallten die Wellen nicht länger mit explosionsartiger Wucht gegen die Felsen. Pia hatte gesagt, das Tor sei nur dann sicher schiffbar, wenn die Strömung abflaue.

Kurt sicherte alle losen Gegenstände an Bord, legte eine Schwimmweste an, stellte sich breitbeinig hin, um möglichst viel Halt zu haben, schob den Gashebel vor und steuerte die Öffnung an. Sogar bei nur schwacher Strömung bildeten sich vor dem Tor zahllose kleine Strudel. Austin biss die Zähne zusammen und hoffte inständig, Pia habe sich tatsächlich noch genau an die Worte ihres Vaters erinnern können. Als ihn nur noch wenige Meter von den tödlichen Felsen trennten, gab er Vollgas, zielte wie angewiesen leicht nach rechts und schoss mit ein paar Zentimetern Abstand mühelos durch die schmale Einfahrt.

In der gewölbten Kammer wandte er sich flink nach links, hielt auf einen schmalen Felsspalt zu und gelangte in

einen Kanal, der kaum breiter als das Boot war. Der Doppelender folgte dem S-förmigen Verlauf der Rinne und stieß dabei mehrmals an die mit Tang bewachsenen Wände. Schließlich erreichte Kurt ein rundes Becken von der Größe eines kleinen Swimmingpools. Die Wasseroberfläche war schwarz vor lauter Algen, und es roch in dem beengten Raum überwältigend nach Ozean.

Austin hielt am Rand des Beckens und vertäute das Boot an einem kleinen Felsvorsprung. Dann legte er Schwimmweste und Ölzeug ab, erklimmte ein paar natürlich entstandene Stufen und betrat eine Öffnung, die wie ein umgekehrtes Schlüsselloch aussah. Sofort schlug ihm ein muffiger Windhauch entgegen. Auf dem Weg durch den Felsspalt wurde dieser Luftzug gleich dem Atem eines Trompeters verstärkt und bewirkte das gespenstische Stöhnen der toten Seeleute.

Kurt schaltete seine Taschenlampe ein und folgte einem Tunnel, der sich nach einer Weile zu einer großen Kammer verbreiterte. Drei kleinere Höhlen zweigten von hier ab, und neben jedem der Durchgänge war ein Fisch an die Wand gemalt. Austin hielt sich an Pias Weisung und folgte dem Symbol der Brasse. Schon bald fand er sich in einem verwirrenden Labyrinth aus Höhlen und Gängen wieder, in dem er sich ohne die schlichten Wegweiser hoffnungslos verirrt hätte. Nach einigen Minuten gelangte er in eine hohe Kaverne, deren Wände geglättet und mit vielen farbenfrohen Malereien verziert worden waren. Kurt erkannte die Büffel und Hirsche, die Pias Vater einst abgezeichnet hatte. Das Ocker und Rot leuchtete auch heute noch kraftvoll.

Zu den Bildern gehörte eine Jagdszene, die Antilopen, Wildpferde und sogar ein Wollmammut umfasste. Jäger mit kurzen Kilts attackierten die Beute mit Speeren oder Pfeil und Bogen. Auch Alltägliches war dargestellt. Man

sah prächtig gekleidete Gestalten in wallenden Gewändern, schlanke Segelschiffe, zwei- und dreistöckige Gebäude von anmutiger Konstruktion. Wenn man das Mammut berücksichtigte, musste es sich um Gemälde aus der Jungsteinzeit handeln, aber alles andere deutete eher auf eine Hochkultur hin.

Austin folgte der Brasse durch eine Reihe kleinerer Höhlen und sah die Reste ehemaliger Feuerstellen. Dann jedoch stieß er auf Anzeichen einer Besiedlung deutlich jüngeren Datums: Er hörte unmittelbar vor sich leise Stimmen. Behutsam schob er sich an der Wand entlang vor und spähte um die nächste Ecke. Dahinter erstreckte sich eine Höhle von der Größe eines kleinen Lagerhauses, die offenbar natürlich entstanden, aber mit Sprengstoff und Pressluftschlämmern erweitert worden war. Von der hohen Decke hingen Scheinwerfer und erhellten Hunderte von Plastikkästen, gestapelt auf Holzpaletten.

Aus dem Schatten beobachtete Austin ein Dutzend Männer in schwarzen Overalls bei der Arbeit. Sie luden Kisten von einem Gabelstapler auf ein Fließband um. Die Leute waren von gedrungener Statur und dunkelhäutig, genau wie die Männer in dem Patrouillenboot. Alle hatten hohe Wangenknochen und mandelförmige Augen, und ihr tiefschwarzes Haar war zu einer Ponyfrisur geschnitten. Nachdem sie ihre Arbeit beendet hatten, verließ die Hälfte der Gruppe den Raum, während die anderen noch ein paar Minuten lang aufräumten. Dann erteilte einer, dessen herrisches Auftreten den Vorgesetzten verriet, einen knappen Befehl, und auch diese Leute drängten zur Tür hinaus.

Austin verließ sein Versteck und näherte sich den Kästen. Laut der mehrsprachigen Aufschrift enthielten sie veredeltes Fischfutter. Er kam an einem großen Tor vorbei, durch das die Kisten vermutlich in das Warenlager

gelangten, und steuerte die Tür an, hinter der die Arbeiter verschwunden waren.

Der nächste Raum enthielt einen riesigen runden Behälter, in dessen Seitenwände mehrere Schächte mündeten und aus dem Dutzende von Röhren und Pumpen entsprangen. "Austin folgerte, dass das Futter über die Schächte in den Tank eingefüllt, dort gemischt und dann durch das Netzwerk aus Rohrleitungen in der gesamten Fischzucht verteilt wurde.

Aus einem angrenzenden Geräteraum holte Kurt sich ein Brecheisen. Er würde damit zwar kaum etwas gegen automatische Waffen ausrichten können, aber es war besser als gar nichts, also steckte er es sich in den Gürtel. Dann folgte er den Röhren durch einen Korridor bis zu einer Tür. Als er sie ein winziges Stück öffnete, verspürte er einen kalten Luftzug im Gesicht. Er lauschte. Da kein Geräusch zu vernehmen war, trat er ins Freie. Nach der schalen Luft in den Höhlen tat ihm die frische Brise gut.

Die Rohrleitungen kamen neben der Tür aus der Wand zum Vorschein und verliefen entlang eines breiten weißen Schotterwegs, der zwei parallele Gebäudereihen voneinander trennte. In jedes der Häuser zweigten kleinere Röhren ab. Die eingeschossigen Bauwerke bestanden aus Schlackeblöcken und waren mit Wellblech gedeckt. Es roch durchdringend nach Fisch, und aus allen Richtungen ertönte das leise Summen von Maschinen.

Austin ging zu dem nächstbesten Gebäude und fand die Stahltür unverschlossen vor. Oceanus rechnete vermutlich nicht damit, dass jemand an den Booten und Helikoptern vorbeikam. Der Innenraum war nur schwach beleuchtet. Das Summen stammte von elektrischen Pumpen, die Wasser durch Reihen großer blauer Kunststofftanks zirkulieren ließen. Die Behälter waren zu beiden Seiten eines Mittelgangs aufgestellt, der bis zur

gegenüberliegenden Wand verlief, und jeweils mit Wasserzuleitungen, Futterröhren, Pumpen, Ventilen und Stromanschlüssen versehen. Austin stieg die Metallleiter an der Wand eines der Tanks empor. Der Strahl seiner Taschenlampe schreckte Hunderte von Fischen auf, jeweils nicht größer als ein Finger.

Kurt kletterte wieder herunter, verließ die Zuchthalle und überprüfte die Nachbargebäude. Alle waren identisch ausgestattet und unterschieden sich nur durch die Größe und Art der jeweils dort untergebrachten Fische. Er erkannte Lachse, Dorsche und andere vertraute Arten. Ein in der Mitte errichtetes kleineres Haus enthielt die Schaltzentrale. Auch hier war kein Mensch zu sehen. Austin betrachtete die blinkenden Skalen und Computermonitore und begriff, weshalb es hier kaum Leute gab. Die Fischzucht funktionierte nahezu vollautomatisch.

Als er aus dem Haus kam, hörte er Schritte auf dem Kies und versteckte sich hastig hinter der nächsten Ecke. Zwei Wachposten schlenderten vorbei. Die Männer hatten ihre Gewehre geschultert und lachten über irgendeinen Scherz. Den Eindringling bemerkten sie nicht.

Austin wartete eine Weile ab und ging in Richtung des Hafens. Am felsigen Ufer erstreckte sich ein Pier ins Wasser, der lang genug für große Schiffe war. Das Patrouillenboot lag dort vertäut. Der Hubschrauber war nirgendwo zu entdecken. Am Rand des Hafenbeckens sah man Hunderte von Fischkäfigen aus dem Wasser ragen. Männer in offenen Booten kümmerten sich um die Zuchttiere, stets umgeben von einem Schwarm lautstarker Möwen. Auf dem Kai standen mehrere Wachen und sahen den anderen träge bei der Arbeit zu.

Austin warf einen Blick auf die Uhr. Wenn er die abflauende Strömung nutzen wollte, musste er sofort zum

Nixentor zurückkehren. Er umrundete den Komplex und stieß auf ein Gebäude, das äußerlich den anderen ähnelte, aber etwas abseits stand. An der Außenwand hingen Warnschilder. Kurt ignorierte den Haupteingang und fand an der Rückseite eine zweite Tür vor, die allerdings abgeschlossen war.

Mit dem Brecheisen stemmte Austin so leise wie möglich das Schloss auf und schlich sich hinein. Im trüben Licht sah er, dass die Tanks doppelt so groß wie in den anderen Hallen waren. Irgendetwas hier kam ihm seltsam vor, aber er konnte den Grund dafür nicht benennen. Zum ersten Mal seit Beginn seiner Erkundung fing seine Haut an zu kribbeln.

Er war nicht allein im Gebäude. Ein einzelner Wachposten drehte seine Runden. Kurt wartete, bis der Mann sich am anderen Ende der Halle befand, legte das Brecheisen ab, stieg die Leiter des nächstgelegenen Tanks empor und schaute über den Rand.

Der Fischgeruch war sogar noch stärker als bei den kleineren Tanks. Kurt beugte sich vor und hörte leises Plätschern. Der Tank war voll. Er richtete die Taschenlampe auf die Oberfläche, und das Wasser explodierte förmlich. Etwas Weißes blitzte verschwommen auf, dann ein klaffendes Maul voller scharfer Zähne. Austin zuckte zurück und spürte eine nasse und schleimige Berührung an der Stirn. Dann verlor er den Halt und fiel von der Leiter. Seine rudernden Hände bekamen ein Plastikrohr zu fassen, doch es brach, und er stürzte auf den Betonboden. Aus der beschädigten Leitung strömte Wasser. Kurt rappelte sich auf und nahm benommen wahr, dass über dem Tank ein rotes Licht blinkte. Er fluchte leise. Die Störung hatte einen Alarm ausgelöst.

Der Posten näherte sich bereits im Laufschrift. Austin

duckte sich in den Spalt zwischen zwei Tanks und wäre fast über einige Röhren gestolpert. Der Wachmann lief an ihm vorbei und blieb stehen, als er die defekte Leitung sah. Austin nahm ein kurzes Metallrohr und trat vor. Der Mann musste seine Anwesenheit irgendwie gespürt haben, denn er wollte sich umdrehen und das Gewehr von der Schulter nehmen, aber da traf ihn auch schon das Rohr am Kopf, und er brach zusammen.

Nachdem die unmittelbare Bedrohung beseitigt war, wollte Austin im ersten Moment fliehen, beschloss dann aber, zuvor noch ein Ablenkungsmanöver zu versuchen. Er benutzte das Rohrstück wie einen Hammer und zerschmetterte methodisch eine Reihe von Kunststoffleitungen, so dass immer mehr rote Warnleuchten aufblinkten und das Wasser sich am Boden zu einem kleinen Bach vereinte.

Dann lief er durch die Pfützen zur Tür. Das Rauschen des Wassers übertönte alle anderen Laute, und so hörte er nicht, dass ein zweiter Mann sich näherte. An einer Kreuzung zwischen zwei Tankreihen wären sie beinahe wie Zirkusclowns zusammengestoßen. Die Komik der Situation wurde noch verstärkt, als sie beide ausrutschten und zu Boden fielen. Doch Austin war nicht nach Lachen zumute, denn der Mann sprang schnell wieder auf und riss eine Pistole aus dem Gürtelholster.

Kurt schlug im Aufstehen mit dem Rohr zu, und die Waffe flog davon. Der Blick des Mannes weitete sich vor Erstaunen über Austins Schnelligkeit. Er griff unter das Hemd seiner schwarzen Uniform und zog ein Messer, dessen lange Klinge aus einem harten weißen Material gefertigt war. Dann wich er ein Stück zurück und duckte sich abwehrbereit. Austin hatte Gelegenheit, ihn etwas genauer zu mustern.

Der Fremde war etwa einen Kopf kleiner als er, aber

seine muskulösen Schultern deuteten an, wie viel Kraft in dem stämmigen Körper steckte. Wie die anderen Wachen hatte auch er ein breites, rundes Gesicht mit Ponyfrisur und mandelförmigen Augen, die schwarz und hart wie Obsidian glänzten. Seine hohen Wangenknochen waren mit senkrechten Tätowierungen verziert. Unter der flachen Nase hatte er breite fleischige Lippen, die er nun zu einem Grinsen verzog, das keine Spur von Wärme, sondern nur Grausamkeit erkennen ließ.

Austin hatte keine Lust, sich auf einen Höflichkeitswettbewerb einzulassen. Die Zeit arbeitete gegen ihn. Jede Sekunde konnten weitere Wachposten auftauchen. Ihm blieb keine Wahl. Er musste diesen Mann ausschalten und hoffen, dass keine Verstärkung kam. Er umklammerte das Rohr mit festem Griff. Seine Augen mussten ihn verraten haben, denn der Mann sprang urplötzlich vor. Trotz seiner untersetzten Gestalt bewegte er sich mit der Flinkheit eines Skorpions. Austin hielt das Rohr wie einen Baseballschläger bereit, doch die Attacke kam zu überraschend, und so durchdrang der Messerhieb Pullover und Hemd. Kurt verspürte einen scharfen Schmerz an der linken Seite seines Brustkorbs, dann ein feuchtes Rinnsal.

Das Grinsen des Mannes wurde noch breiter, und die blutige Klinge hob sich zum nächsten Angriff. Er täuschte einen Ausfall nach links an. Austin reagierte instinktiv und schlug zu, als wolle er einen Homerun erzielen. Es ertönte ein widerliches Knirschen, denn das Rohr erwischte den Gegner genau auf der Nase und zerschmetterte Knochen und Knorpel. Blut spritzte wie aus einer Fontäne hervor. Doch was war das? Nach einem Treffer, der einen Ochsen gefällt hätte, hielt dieser Kerl sich immer noch auf den Beinen. Dann aber trübte sich sein Blick, das Messer entglitt seinen schlaffen Fingern, und er brach zusammen.

Austin wollte zum Ausgang rennen, doch er hörte Schreie und duckte sich hinter einen Fischtank. Mehrere Wachposten platzten zur Tür herein und liefen auf die blinkenden roten Lichter zu. Kurt wagte sich ein Stück vor und vernahm aus Richtung des Hafens aufgeregte Stimmen. Er trat ins Freie, lief um das Gebäude herum und kehrte zu dem Komplex der anderen Zuchthallen zurück. Da die meiste Aufmerksamkeit den von ihm angerichteten Schäden galt, gelangte er problemlos bis in die Vorratshöhle.

Erleichtert stellte er fest, dass sich noch immer niemand hier aufhielt. Gleich würde er in dem Höhlenlabyrinth verschwinden. Er hatte eine Hand an die Brust gepresst, konnte die Wunde aber nicht vollständig verschließen. Schlimmer noch – er hinterließ eine Blutspur. In der Ferne heulte eine Sirene auf. Austin lief soeben an dem Gabelstapler vorbei, als ihm ein Gedanke kam. Er machte es diesen Jungs viel zu einfach.

Er schob sich auf den Sitz des Fahrzeugs, startete den Motor, visierte mit der Gabel einen hohen Kistenstapel an und gab Gas. Das Gefährt vollführte einen Satz nach vorn und prallte heftig genug gegen das Hindernis, um es umzustößen. Die Kisten stürzten auf das Fließband und blockierten die Öffnung. Dann versperrte Kurt auf gleiche Weise die Zugänge des Raums und rammte als krönenden Abschluss eine Zinke des Gabelstaplers in den Schaltkasten des Fließbands.

Wenige Augenblicke später eilte er durch die Höhlen davon. Bei der großen Bildergalerie blieb er stehen und horchte. Neben seinem eigenen keuchenden Atem hörte er aufgeregte Rufe, begleitet von einem noch schlimmeren Geräusch: Hundegebell. Die primitive Barrikade hatte nicht lange gehalten. Er setzte seinen Weg in gemessenem Laufschrift fort und orientierte sich anhand des tänzelnden

Lichtkegels der Taschenlampe. Vor lauter Hast verwechselte er zwei der Fischmarkierungen und verlor wertvolle Zeit, um sich wieder zurechtzufinden. Die Schreie und das Gebell waren nun lauter, und er sah einen geisterhaften Schimmer hinter sich. Die Höhlen verstärkten die Stimmen und deren Widerhall, so dass er den Eindruck bekam, eine ganze Armee sei ihm auf den Fersen.

Das Rattern einer automatischen Waffe erklang. Austin warf sich zu Boden, und die Geschossgarbe prasselte ohne Schaden anzurichten gegen die Wände. Er bemühte sich, die schmerzende Brustverletzung zu ignorieren, und rappelte sich wieder auf. Eine weitere Salve wurde abgefeuert, aber da befand er sich schon hinter der nächsten Ecke und somit in Deckung. Einige Sekunden später zwängte er sich durch den letzten schmalen Gang. Dann hatte er es geschafft und stieg die natürliche Treppe zum Boot hinunter.

Als er den Motor starten wollte, fing dieser an zu stottern. Austin griff mit der rechten Hand ins kalte Wasser und riss die Algen weg, die sich um die Schraube gewickelt hatten. Dann betätigte er erneut den Anlasser. Diesmal erwachte die Maschine sofort zum Leben. Als Austin ablegte und den Kanal ansteuerte, der zurück zum Nixentor führte, tauchten auf den Stufen zwei schwarz gekleidete Gestalten auf. Die Strahlen ihrer Taschenlampen erfassten ihn, beleuchteten aber auch den Tunneleingang.

Austin gab Gas und schrammte an den Wänden der Rinne entlang, was dem Bootsrumpf einige Scharten einbrachte. Vor sich sah er graues Tageslicht, und dann raste er ins Nixentor hinaus. Er riss das Steuerrad herum. Das Boot bog scharf nach rechts ab und hielt auf die Durchfahrt zu, aber die teuflischen Strömungen hatten

bereits wieder deutlich an Kraft gewonnen, und so fand Kurt sich auf der Flanke einer Woge wieder, was fast zu einer fatalen Kollision mit der Felswand geführt hätte. Im letzten Moment erfasste ihn die nächste Welle und schob das Boot zurück auf den ursprünglichen Kurs.

Austin erhöhte das Tempo und versuchte, die Situation unter Kontrolle zu bekommen. Das Boot schlingerte, als hätte es Bananenschalen unter dem Kiel. Er versetzte dem Ruder einen schnellen Ruck, um nicht gegen einen gezackten Felsvorsprung zu prallen, der den Rumpf in zwei Teile zerrissen hätte. Die Schraube touchierte einen Grat unter Wasser. Kurt fing das Boot abermals ab, doch die Wogen schleuderten ihn aufs Neue herum. Der Doppelender verlor an Fahrt und wurde zurück in die Grotte geschoben. Austin betrachtete das aufgewühlte Wasser und visierte verzweifelt eine etwas ruhigere Stelle zwischen zwei Strudeln an.

Als das Boot sich der Öffnung näherte, sah Kurt, dass er Gesellschaft bekommen hatte. Seine Verfolger waren zu Fuß dem Rand des Kanals gefolgt und standen nun wenige Meter vor ihm auf den Felsen.

Einer der Männer hob das Gewehr. Er hätte Austin kaum verfehlen können, doch sein Kumpan drückte den Lauf der Waffe herunter. Dann nahm er eine Handgranate vom Gürtel und warf sie beiläufig ein paarmal in die Luft, als sei er ein Baseballpitcher beim Aufwärmtraining. Als Austin an ihnen vorbeifuhr, zog der Mann den Ring ab und hielt den Hebel gedrückt. Kurts Blick wanderte von der Granate zu dem mitleidlosen Gesicht des Fremden. Es war der Wachposten, der ihn mit dem Messer verletzt hatte. Seine Nase war ein fleischiger Brei, und über seine Wangen verliefen getrocknete Blutspuren. Er musste furchtbare Schmerzen leiden, aber sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen, als er die Granate lässig in

Kurts Boot beförderte. Dann duckten er und sein Begleiter sich hinter einen Felsvorsprung und hielten sich die Ohren zu.

Die Granate kam in hohem Bogen angeflogen und landete genau zu Austins Füßen. Kurt quetschte das letzte bisschen Leistung aus dem Motor. Der Bug hob sich, und die Granate rollte bis zur niedrigen Bordwand nach hinten.

Dann schoss das Boot unter dem Felsbogen hindurch ins offene Wasser. Austin sprang über Bord. Er hatte diese Entscheidung nicht bewusst getroffen; ein Teil seines Gehirns war eigenständig zu dem Schluss gelangt, dass es lieber in einigen Minuten erfrieren als sofort in Stücke gerissen würde.

Er stürzte ins eiskalte Wasser, hörte eine Sekunde später den gedämpften Knall der Granate und gleich darauf die laute Explosion der Treibstofftanks. Austin blieb so lange wie möglich unten, doch als er auftauchte, regnete es noch immer Holzsplinter. Das Boot war weg, und er tauchte von neuem, um den brennenden Benzinlachen auf der Oberfläche zu entgehen. Als er zum zweiten Mal nach Luft schnappte, fühlte er sich bereits taub vor Kälte, aber sein Lebenswille blieb ungebrochen. Er wollte in Richtung Ufer schwimmen, doch schon nach wenigen Metern kam es ihm vor, als hätte jemand flüssigen Stickstoff in seine Gelenke gegossen.

Über die Wellenkämme hinweg nahm er den verschwommenen Schemen eines Boots wahr, das sich mit hoher Geschwindigkeit näherte. Seine Verfolger wollten die Sache wohl zu Ende bringen. Er musste unwillkürlich lachen. Bis das Boot hier eintraf, würde er ohnehin längst abgesoffen sein.

Sekunden bevor er unter die Oberfläche glitt, wurde Austins Abgang jäh verhindert, denn eine Hand reckte sich über die Bordwand und packte ihn an den Haaren. Seine Zähne klapperten wie Kastagnetten, und seine Kopfhaut fühlte sich an, als würde sie ihm vom Schädel gerissen. Dann griffen ihn weitere Hände unter den Achseln und am Kragen und zogen ihn aus dem Meer. Er spuckte und hustete wie eine junge Katze, die im Brunnen gelandet war.

Seine Beine hingen noch im Wasser, als das Boot wieder Fahrt aufnahm und mit laut dröhnenden Gasturbinen und hoch erhobenem Bug über die Wellen raste. Wie durch einen Schleier stellte Austin überrascht fest, dass sie längs der blauen Jacht hielten. Man hob ihn halb bewusstlos an Deck und trug ihn an einen Ort, bei dem es sich um die Krankenstation des Schiffes handeln musste. Dort zog man ihm die nasse Kleidung aus und wickelte ihn in warme Handtücher. Ein Mann horchte ihn stirnrunzelnd mit einem Stethoskop ab. Dann schleppte man ihn in eine Sauna, wo er endlich wieder Finger und Zehen bewegen konnte. Nach einer zweiten Untersuchung brachte man ihm einen blauen Trainingsanzug aus weichem Fleece. Offenbar war er über den Berg.

Sein Übergang vom drohenden Tod zum Leben fand unter den wachsamen Blicken zweier Männer statt, die wie Proficatcher aussahen und untereinander spanisch sprachen. Die beiden Aufpasser führten ihn schließlich in eine luxuriöse Kabine, wo er sich mit wackeligen Knien auf einem bequemen Liegestuhl niederließ. Sie breiteten eine weiche Decke über ihn und zogen sich zurück.

Erschöpft schlief Austin ein. Als er aufwachte, blickte er direkt in ein dunkles Augenpaar. Dicht neben ihm saß ein Mann in einem Lehnstuhl und musterte ihn interessiert, als sei er eine Probe auf einem Objektträger.

Der Mann lächelte, als er Austins Lider flattern sah.

»Gut. Sie sind wach«, sagte er. Seine Stimme war tief und volltönend, und er sprach amerikanisches Englisch mit einem kaum wahrnehmbaren Akzent.

Von einem Beistelltisch nahm der Mann nun eine versilberte Flasche und schenkte Kurt einen Drink ein. Mit zitternden Fingern ließ Austin den grünlich gelben Alkohol in dem Kognakschwenker kreisen, atmete den aromatischen Duft ein und trank einen großen Schluck. Der feurige Kräuterlikör rann seine Kehle hinab, und die Wärme breitete sich im ganzen Körper aus.

Austin warf einen Blick auf die Flasche. »Das hier schmeckt zu gut für ein Frostschutzmittel, aber der Effekt ist der gleiche.«

Der Mann kicherte und genehmigte sich einen tiefen Zug direkt aus der Flasche. »Der grüne Izarra hat's in sich«, sagte er und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab.

»Normalerweise wird er in Gläsern serviert, die kaum größer als Ihr Daumen sind. Ich dachte, in diesem Fall könnte etwas mehr nicht schaden. Was macht Ihre Verletzung?«

Austin berührte seine Rippen. Er konnte unter der Kleidung einen steifen Verband spüren, aber keinerlei Schmerz, auch nicht bei festerem Druck. Vor seinem inneren Auge blitzte noch einmal das weiße Messer auf und schnitt in sein Fleisch.

»Wie schlimm war es?«

»Einen Zentimeter tiefer und wir hätten Sie auf See bestatten können.« Die nüchterne Feststellung wurde von einem Grinsen begleitet.

»Es fühlt sich gut an.«

»Mein Schiffsarzt ist Fachmann für Wundbehandlungen. Er hat Sie zusammengeflickt und die Naht vereist.«

Austin schaute sich im Raum um. Seine Erinnerung kehrte zurück. »Schiffsarzt? Das hier ist die blaue Jacht, nicht wahr?«

»Ganz recht. Ich heiße Balthazar Aguirrez. Dies ist mein Boot.«

Mit seinem mächtigen Brustkorb und den starken Händen sah Aguirrez eher wie ein Hafenarbeiter als wie der Eigentümer einer Jacht aus, die vermutlich mehrere Millionen Dollar wert war. Er hatte eine breite Stirn und dichte schwarze Augenbrauen über einer markanten Nase und einem großen, nach oben geschwungenen Mund, der stets zu lächeln schien. Sein Kinn glich einem Granitvorsprung, und seine Augen waren violett-schwarz wie reife Oliven. Er trug den gleichen hellblauen Trainingsanzug, den man auch Austin überlassen hatte. Auf seinem grau gesprenkelten Schopf saß keck über dem Ohr ein schwarzes Barett.

»Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Mr. Aguirrez. Ich heiße Kurt Austin. Vielen Dank für Ihre Gastfreundschaft.«

Aguirrez' Händedruck war eisenhart.

»Keine Ursache, Mr. Austin. Wir freuen uns über Besuch.« Seine dunklen Augen funkelten belustigt. »Allerdings kommen die meisten Leute auf etwas konventionellere Weise an Bord. Darf ich Ihnen noch einen Izarra anbieten?«

Austin lehnte dankend ab. Er wollte einen klaren Kopf behalten.

»Vielleicht nach dem Essen. Sind Sie hungrig?«

Seit seinem Frühstück aus Brot und Käse hatte Austins Appetit beträchtlich zugenommen. »Ja, da Sie es gerade erwähnen. Ich hätte nichts gegen ein Sandwich einzuwenden.«

»Ich wäre ein armseliger Gastgeber, wenn ich nichts Besseres als ein Sandwich anzubieten hätte. Falls Sie sich kräftig genug fühlen, würde ich Sie gern zu einer leichten Mahlzeit in den Salon bitten.«

Austin stemmte sich aus dem Liegestuhl und stellte sich hin. Er war noch immer ein wenig zittrig. »Es geht schon.«

»Prächtig«, sagte Aguirrez. »Nehmen Sie sich ruhig noch ein paar Minuten Zeit. Kommen Sie, wenn Ihnen danach ist.« Er stand auf und verließ die Kabine. Austin startete die geschlossene Tür an und schüttelte den Kopf. Er fühlte sich immer noch leicht benebelt, und der Blutverlust machte ihm zu schaffen. Dann ging er ins Badezimmer und schaute in den Spiegel. Er sah aus wie sein eigener Großvater. Kein Wunder, wenn man nacheinander aufgeschlitzt, beschossen und in die Luft gejagt wurde. Er wusch sich das Gesicht, erst kalt, dann heiß. Ein elektrischer Rasierapparat lag bereit, also entfernte er sich die Bartstoppeln vom Kinn. Als er in die Kabine zurückkehrte, wurde er bereits erwartet.

Die einschüchternd wirkenden Stewards, die ihn zuvor schon begleitet hatten, standen bereit. Einer öffnete die Tür und ging voran, der andere bildete die Nachhut. Der kurze Spaziergang gab Austin Gelegenheit, die steifen Gelenke zu bewegen, und er gewann mit jedem Schritt an Stärke. Sie erreichten nun den Salon auf dem Hauptdeck.

Einer der Männer bedeutete Kurt, er möge eintreten. Dann zogen er und sein Begleiter sich zurück.

Austin betrat den Salon und hob die Augenbrauen. Er kannte Dutzende von Yachten und hatte mit dem üblichen Dekor gerechnet: Chrom, Leder und klare moderne Linien.

Der Salon der *Navarra* jedoch ähnelte einer südeuropäischen Bauernstube.

Wände und Decke waren mit eierschalenfarbenem Stuck überzogen, durch den grob behauene Holzbalken verliefen, und der Boden war rot gefliest. In einem großen steinernen Kamin brannte ein Feuer. Über dem Sims hing ein Gemälde, das Männer bei einem Ballspiel namens Jai Alai zeigte, einer Variante des Pelota. Austin ging weiter zu einem Stillleben mit zahlreichen Früchten und betrachtete soeben die Signatur, als eine tiefe Stimme fragte: »Interessieren Sie sich für Kunst, Mr. Austin?«

Aguirrez hatte sich geräuschlos genähert.

»Ich sammle Duellpistolen«, erwiderte Austin. »Für mich sind das ebenfalls Kunstwerke.«

»Ganz ohne Frage! Kunst bleibt Kunst, auch wenn sie tödlich ist. Diesen Cézanne habe ich letztes Jahr meiner kleinen Sammlung hinzufügen können. Die anderen Stücke habe ich auf Auktionen oder aus privater Hand erstanden.«

Austin schlenderte an den Gauguins, einem Degas, den Manets und Monets vorbei. Die »kleine Sammlung« hätte jedem Museum zur Ehre gereicht. Kurt näherte sich einer anderen Wand, an der mehrere große Fotografien hingen.

»Sind das auch Originale?«

»Ein paar meiner Besitztümer«, sagte Aguirrez achselzuckend. »Schiffswerften, Stahlwerke und so

weiter.« Er klang wie ein gelangweilter Kellner, der eine Speisekarte herunterbetete. »Aber genug vom Geschäft.« Er nahm Austin beim Arm. »Das Essen ist fertig.«

Er führte Kurt durch eine Schiebetür in ein elegantes Speisezimmer. In der Mitte des Raums stand ein ovaler Mahagonitisch mit zwölf Gedecken. Aguirrez nahm das Barett ab und ließ es mit einer beiläufigen Bewegung aus dem Handgelenk quer durch das Zimmer fliegen. Es landete genau auf einem Stuhl. Dann wies er mit ausholender Geste auf die beiden gegenüberliegenden Plätze an einem Ende der Tafel. Kaum hatten die beiden Männer sich dort niedergelassen, tauchte aus dem Nichts ein Diener auf und goss Wein in die hohen Pokale.

»Ich glaube, dieser kräftige spanische Rioja wird Ihnen schmecken«, sagte Aguirrez und erhob das Glas. »Auf die Kunst.«

»Auf den Kapitän und die Mannschaft der *Navarra*.«

»Sie sind sehr freundlich«, stellte Aguirrez sichtlich geschmeichelt fest. »Ah, gut«, sagte er, und seine Augen leuchteten auf. »Da kommt unser Festmahl.«

Es gab keine Vorspeisen, sondern gleich den Hauptgang, ein herzhaftes Gericht aus Bohnen, Paprika, Kohl und Schweinerippen. Austin lobte den Koch und fragte nach dem Namen der Speise.

»Das sind *alubias de tolosa*«, sagte Aguirrez, der mit großem Genuss aß. »Für uns Basken ein Gegenstand nahezu mystischer Verehrung.«

»*Basken*. Natürlich. *Navarra* ist eine baskische Provinz. Dann das Jai Alai auf dem Gemälde. Und das schwarze Barett, die Baskenmütze.«

»Ich bin beeindruckt, Mr. Austin! Sie scheinen viel über mein Volk zu wissen.«

»Wer sich für das Meer interessiert, weiß automatisch, dass die Basken die größten Forscher, Seeleute und Schiffbauer der Welt gewesen sind.«

Aguirrez klatschte in die Hände. »Bravo.« Er schenkte Kurt Wein nach und beugte sich vor. »Worin genau liegt denn *Ihr* Interesse am Meer?« Er lächelte unverändert weiter, aber sein Blick schien Austin zu durchbohren.

Kurt bewunderte, wie geschickt Aguirrez die Frage vorbereitet hatte, doch solange er seinen Gastgeber nicht besser kannte und erfuhr, warum die blaue Jacht vor der Oceanus-Fischzucht ankerte, wollte er sich lieber bedeckt halten.

»Ich bin Bergungsfachmann und habe hier auf den Inseln zu tun«, erwiderte er. »Nach Skaalshavn bin ich gekommen, um ein wenig zu anglen.«

Aguirrez lehnte sich zurück und brach in schallendes Gelächter aus. »Bitte verzeihen Sie meine schlechten Manieren«, sagte er mit Tränen in den Augen. »Aber es waren *meine* Männer, die *Sie* aus dem Wasser geangelt haben.«

Austin lächelte verlegen. »Ein kaltes Bad hatte ich eigentlich nicht geplant.«

Aguirrez wurde wieder ernst. »Wir haben gesehen, dass sich auf Ihrem Boot eine Explosion ereignet hat.«

»Der Motorraum war unzureichend belüftet, und es hatten sich Benzindämpfe angesammelt. Bei Innenbordern kommt so etwas bisweilen vor«, erklärte Austin.

Aguirrez nickte. »Seltsam. Nach meiner Erfahrung tritt eine solche Explosion zumeist dann ein, wenn ein Boot lange im Dock gelegen hat. Und Ihre Verletzung stammt zweifellos von einem Stück Metall.«

»Zweifellos«, bestätigte Austin ungerührt, obwohl er nur

zu gut wusste, dass der Schiffsarzt keinerlei Verbrennungen festgestellt hatte und die Schnittwunde zu sauber war, um von einem gezackten Metallsplitter stammen zu können. Ihm war nicht ganz klar, weshalb Aguirrez Katz und Maus spielte, aber er ließ sich darauf ein. »Ich hatte Glück, dass Sie in der Nähe gewesen sind.«

Aguirrez nickte. »Wir haben Ihre erste Begegnung mit dem Patrouillenboot beobachtet und sahen Sie dann die Küste entlangfahren. Als wir später um die Landzunge kamen, waren Sie verschwunden. Nicht lange danach schossen Sie plötzlich wie eine Kanonenkugel aus dieser Höhle hervor.« Er schlug die großen Hände zusammen. »*Bumm!* Ihr Boot wurde zerfetzt, und Sie landeten im Wasser.«

»Das ist eine recht gute Zusammenfassung«, sagte Austin mit mattem Lächeln.

Aguirrez bot ihm eine kurze dicke Zigarre an. Kurt lehnte ab, also entzündete nur der Baske einen der dunklen Stummel. Es stank wie auf einer Giftmülldeponie. »So, mein Freund«, sagte er und stieß den Rauch durch die Nasenlöcher aus. »Sind Sie bis in die Höhlen gelangt?«

»Höhlen?«, fragte Austin unschuldig.

»Herrje, Mann, nur aus diesem Grund bin ich hier: um die Höhlen zu finden. Sie haben sich doch bestimmt schon gefragt, was ich an diesem gottverlassenen Ort verloren habe.«

»Der Gedanke ist mir gekommen.«

»Dann gestatten Sie mir eine Erklärung. Ich habe beruflich einige Erfolge erzielt.«

»Nicht so bescheiden. Sie sind sehr wohlhabend. Herzlichen Glückwunsch.«

»Vielen Dank. Mein Vermögen erlaubt mir, zu tun, was

immer ich möchte. Manche Männer geben ihr Geld für schöne junge Frauen aus. Ich habe mich entschieden, Amateurarchäologe zu werden.«

»Das sind beides sehr anspruchsvolle Hobbys.«

»Ich weiß die Gesellschaft schöner Frauen durchaus zu schätzen, vor allem wenn die Damen intelligent sind. Aber die Vergangenheit ist für mich *mehr* als ein Hobby.« Er sah aus, als würde er jeden Moment aufspringen. »Sie ist meine *Leidenschaft*. Wie Sie vorhin ganz richtig angemerkt haben, waren die Basken einst große Seeleute. Schon Jahrzehnte vor Kolumbus haben sie vor den Küsten Nordamerikas Dorsche gefangen und Wale gejagt. Einer meiner Vorfahren, Diego Aguirrez, hat damals viel Geld damit verdient.«

»Er wäre bestimmt stolz, dass Sie sein Vermächtnis so erfolgreich fortgeführt haben.«

»Sie sind mehr als liebenswürdig, Mr. Austin. Er war ein sehr mutiger und prinzipientreuer Mann, was ihm Ärger mit der spanischen Inquisition eingebracht hat. Einer der unbarmherzigsten Inquisitoren hatte es auf ihn abgesehen.«

»Demnach wurde Ihr Vorfahr hingerichtet?«

Aguirrez lächelte. »Er war außerdem einfallsreich. Diego hat seine Frau und die Kinder in Sicherheit bringen lassen. Ich bin ein direkter Abkömmling seines ältesten Sohnes. In unserer Familie heißt es, er sei auf einem seiner Schiffe entkommen, aber sein weiteres Schicksal ist nicht bekannt.«

»Die See steckt voller ungelöster Rätsel.«

Aguirrez nickte. »Wie dem auch sei, er hat eine Reihe verlockender Spuren hinterlassen, die beweisen, dass er sich weit aus dem Einflussgebiet der Inquisition entfernen wollte. Die traditionelle Nordamerikaroute der Basken

beinhaltete einen Zwischenstop auf den Färöern. Also habe ich mir diese Verbindung etwas genauer vorgenommen. Wissen Sie, wie der Name Skaalshavn entstanden ist?«

»Man hat mir erzählt, es heiße »Schädelhafen«.«

Aguirrez lächelte, stand vom Tisch auf und holte aus einer Vitrine einen mit reichhaltigen Schnitzereien verzierten Holzkasten. Er klappte den Deckel auf, nahm einen Totenschädel heraus und wog ihn in einer Hand, beinahe wie Hamlet, der über Yorick nachsann. »Der hier stammt aus einer der Höhlen. Ich habe ihn von Fachleuten untersuchen lassen. Er weist eindeutig baskische Merkmale auf.« Er warf Austin den Schädel wie einen Ball zu, vermutlich, um ihn zu erschrecken.

Kurt fing den Kopf geschickt auf und ließ ihn auf der Handfläche kreisen, als sei er ein Geograph, der einen Globus studiert. »Vielleicht ist es ja sogar Ihr Vorfahr Diego.«

Er warf den Schädel zurück.

»Die Frage habe ich mir auch gestellt und einen entsprechenden Gentest veranlasst. Leider sind dieser Gentleman und ich nicht miteinander verwandt.« Aguirrez verstaute den Schädel wieder in dem Kasten und setzte sich zurück an den Tisch. »Dies ist mein zweiter Besuch. Beim ersten Mal glaubte ich noch, die Höhlen seien von Land aus zugänglich. Es hat mich zutiefst bestürzt, dann erfahren zu müssen, dass der Hafen und das Höhlengebiet aufgekauft worden waren und als Fischzucht dienen sollten. Ich habe mit einem Mann gesprochen, der beim Bau der Anlage beteiligt gewesen ist. Er sagte, als dort Lagerräume in die Felsen gesprengt wurden, sei ein Durchbruch zu den Höhlen entstanden. Daraufhin habe ich mich bei den Eigentümern um die Erlaubnis bemüht,

archäologische Untersuchungen vornehmen zu dürfen, doch leider erfolglos. Ich habe all meine Beziehungen spielen lassen, aber sogar mit meinen guten Verbindungen war es mir nicht möglich, Oceanus zum Einlenken zu bewegen. Also bin ich noch mal auf eigene Faust hergekommen.«

»Sie sind recht hartnäckig.«

»Die Sache liegt mir sehr am Herzen. Deshalb bin ich auch an Ihrem Abenteuer interessiert. Ich vermute, dass man über den natürlichen Durchgang bis in die Höhlen gelangen kann, aber die Strudel dort waren zu gefährlich für unsere Beiboote. Ihnen ist es offenbar dennoch geglückt.«

»Ein bloßer Zufall«, wiegelte Austin ab.

Aguirrez lachte auf. »Das war mehr als ein Zufall, möchte ich wetten. Bitte, schildern Sie mir, was Sie gesehen haben. Als Bestechungsgeschenk biete ich noch etwas Wein.«

Er schnippte mit den Fingern. Der Diener brachte eine neue Flasche, öffnete sie und füllte die Gläser nach.

»Eine Bestechung ist gar nicht notwendig«, sagte Austin.

»Betrachten Sie es als kleinen Dank für Ihre Gastfreundschaft und die herrliche Mahlzeit.« Er trank einen Schluck und genoss es, die Spannung weiter zu steigern. »Sie haben Recht, es führt von dort aus ein Weg in die Höhlen. Die Einheimischen nennen es das ›Nixentor‹. Das Höhlensystem ist ziemlich ausgedehnt, und ich habe nur einen Teil davon gesehen.«

Austin beschrieb ihm ausführlich die Wandgemälde, verschwieg jedoch den Abstecher auf das Firmengelände. Aguirrez hing an seinen Lippen.

»Man hat vergleichbare paläolithische Malereien an Höhlenwänden im Baskenland gefunden. Ihr Alter wurde auf zwölftausend Jahre geschätzt«, murmelte er. »Die anderen Zeichnungen deuten darauf hin, dass eine fortschrittliche Zivilisation die Höhlen genutzt haben muss.«

»Den Eindruck hatte ich auch. Angeblich waren die Färöer unbewohnt, bis irische Mönche und die Wikinger hier siedelten. Vielleicht haben die Historiker sich geirrt.«

»Das würde mich nicht überraschen. Die Wissenschaft kann sich nicht erklären, woher mein Volk kommt. Unsere Sprache geht weder auf europäische noch auf asiatische Idiome zurück. Die Basken haben weltweit den höchsten Prozentsatz an Personen mit negativem Rhesusfaktor, was zu der Spekulation geführt hat, wir könnten in direkter Linie von den Cromagnonmenschen abstammen.« Er schlug mit der Faust leise auf den Tisch. »Ich würde alles dafür geben, um in diese Höhlen zu gelangen.«

»Sie haben doch gesehen, wie herzlich ich begrüßt wurde.«

»Da haben Sie anscheinend in ein Hornissennest gestochen. Vorhin, während Ihrer kleinen Ruhepause, sind Männer in Patrouillenbooten hergekommen und haben verlangt, an Bord gelassen zu werden. Wir haben uns selbstverständlich geweigert.«

»Die Männer heute Morgen waren mit automatischen Gewehren bewaffnet.«

Aguirrez winkte mit nachlässiger Geste ab. »Als diese Kerle sahen, dass meine Leute ihnen zahlenmäßig und an Feuerkraft überlegen waren, sind sie schnell wieder verschwunden.«

»Die hatten außerdem einen Helikopter. Er war mit Raketen bestückt.«

»Ach ja, dieses Ding«, sagte er, als ginge es um eine lästige Mücke. »Ich ließ meine Jungs die Boden-Luft-Raketen in Stellung bringen, und schon wurden wir nicht länger belästigt.«

Raketen und automatische Waffen. Die *Navarra* glich einem Kriegsschiff.

Aguirrez erriet Austins Gedanken. »Wohlhabende Männer können leicht zu Opfern einer Entführung werden. Die *Navarra* wäre für Piraten eine lohnende Beute, also habe ich dafür gesorgt, dass sie nicht zahnlos daherkommt. Und ich habe mich mit loyalen und gut bewaffneten Männern umgeben.«

»Warum ist Oceanus Ihrer Meinung nach so sehr darauf bedacht, sich nicht in die Karten schauen zu lassen?«, fragte Austin. »Immerhin reden wir hier von einer Fischzucht und nicht von Diamantenminen.«

»Das habe ich mich auch schon gefragt«, erwiderte Aguirrez achselzuckend.

Einer von Austins Aufpassern kam herein, gab Aguirrez eine Plastiktüte und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Aguirrez nickte. »Danke, dass Sie mir so bereitwillig von Ihrem Höhlenbesuch erzählt haben, Mr. Austin. Kann ich noch etwas für Sie tun?«

»Ich würde mich freuen, wenn Sie mich im Dorf absetzen könnten.«

»Gern. Mein Mitarbeiter hat mich darüber informiert, dass wir soeben die Felsnadel passieren und in wenigen Minuten vor Anker gehen.« Er reichte ihm die Plastiktüte.

»Man hat Ihre Kleidung und persönlichen Habseligkeiten getrocknet.«

Austin wurde zurück in seine Kabine geführt, damit er sich umziehen konnte. Die Tüte enthielt unter anderem

seine Brieftasche, in der unübersehbar der NUMA-Dienstausweis steckte. Aguirrez war ein durchtriebener Bursche.

Er musste gewusst haben, dass Austin kein gewöhnlicher Bergungsfachmann war, doch er hatte sich trotzdem nichts anmerken lassen. In der Tüte lag außerdem eine Visitenkarte, auf der der Name von Kurts Gastgeber und eine Telefonnummer standen. Austin verstaute sie ebenfalls in der Brieftasche.

Aguirrez wartete an Deck, um sich von ihm zu verabschieden.

»Ich bin Ihnen wirklich überaus dankbar«, sagte Kurt und schüttelte ihm die Hand. »Ich hoffe, Sie halten mich nicht für unhöflich, weil ich so schnell nach dem Essen wieder verschwinde.«

»Ganz und gar nicht«, erwiderte Aguirrez mit rätselhaftem Lächeln. »Ich wäre nicht überrascht, wenn unsere Wege sich bald wieder kreuzen würden.«

»Es sind schon seltsamere Dinge geschehen«, sagte Austin grinsend.

Kurz darauf saß er im Beiboot und fuhr quer durch das ruhige Hafenbecken.

Sechshundert Meter über Skaalshavn schwebte der Bell 206 Jet Ranger, der die Jacht auf ihrem Weg die Küste entlang verfolgt hatte, und richtete die hochauflösende Wescam-Überwachungskamera auf das Beiboot. Der Mann am Steuerknüppel konnte anhand eines kleinen Bildschirms genau beobachten, wie nun ein einzelner Passagier an Land ging. Der Pilot hatte ein rundes Gesicht mit hohen Wangenknochen und eintätowierten senkrechten Linien. Sein kohlrabenschwarzes Haar hing tief über die niedrige Stirn. Ein flüchtiger Beobachter hätte ihn durchaus für einen Eingeborenen der nördlichen Tundra halten können, doch er wich in mancherlei Hinsicht von dem Bild ab, das man sich für gewöhnlich von einem Eskimo machte. Statt eines freundlichen Lächelns stellte er eine grausame, boshafte Miene zur Schau. Seine Augen funkelten nicht arglos und fröhlich, sondern glichen kalten schwarzen Diamanten. Die bräunlich rote Haut war pockennarbig, als wäre seine innere Verderbtheit durch die Poren nach außen gedrungen. Der hastig angelegte Verband über der zerschmetterten Nase des Mannes verstärkte den grotesken Anblick noch zusätzlich.

»Wir haben das Zielobjekt erfasst«, knurrte er mit nasalem Klang und bediente sich dabei einer uralten Sprache, die einst unter dem Nordlicht entstanden war.

Das elektronische Signal der Kamera, deren Gehäuse unter dem Cockpit hing, wurde in einen hochfrequenten Datenstrom umgewandelt und simultan auf die andere Seite des Erdballs übertragen, wo in einem abgedunkelten Raum zwei blassgraue Augen die gleichen Bilder sahen,

die auf dem Monitor des Hubschraubers erschienen.

»Ich kann ihn deutlich erkennen«, sagte der Grauäugige. Seine samtweiche Stimme klang ruhig und kultiviert, doch in ihr schwang etwas Bedrohliches mit. »Wer ist dieser Kerl, der sich so mühelos über unsere Sicherheitsmaßnahmen hinweggesetzt hat?«

»Er heißt Kurt Austin.«

Es gab eine kurze Pause. »Derselbe Austin, der die dänischen Seeleute aus dem gesunkenen Schiff gerettet hat?«

»Ja, großer Toonook. Er arbeitet als Ingenieur für die National Underwater and Marine Agency.«

»Bist du *sicher*? Ein einfacher Ingenieur wäre wohl kaum so mutig oder findig gewesen, in unsere Anlage einzudringen. Und wieso sollte die NUMA sich für unser Projekt interessieren?«

»Ich weiß es nicht, aber unser Beobachter hat seine Identität zweifelsfrei bestätigt.«

»Und die Jacht, die ihn aufgefischt und deine Männer verjagt hat? Handelt es sich um ein NUMA-Schiff?«

»Soweit wir wissen, befindet sie sich in Privatbesitz und ist in Spanien registriert. Wir lassen durch unsere Quellen in Madrid den Eigentümer ermitteln.«

»Sorg dafür, dass es zügig erledigt wird. Wie lautet der bisherige Schadensbericht?«

»Einer der Wachposten ist tot. Es ist uns gelungen, die beschädigten Rohrleitungen zu reparieren und die optimierten Prototypen zu retten.«

»Der Mann war nachlässig und hatte den Tod verdient. Ich möchte, dass die Musterexemplare unverzüglich nach Kanada verlegt werden. Unsere Experimente sind viel zu wichtig, um sie aufs Spiel zu setzen.«

»Ja, großer Toonook.«

»Jeder Idiot kann sehen, was passiert ist. Mr. Austin hat es irgendwie geschafft, eine Verbindung zwischen Oceanus und der von uns so vorteilhaft herbeigeführten Kollision herzustellen.«

»Das ist unmöglich ...«

»Die Anhaltspunkte befinden sich direkt vor deinen Augen, Umealiq. Keine Widerrede! Du musst dich um die Situation kümmern.«

Der Pilot legte die Hand fester um den Steuerknüppel und machte sich bereit, wie ein Adler auf die Beute hinabzustürzen. Seine grausamen Augen verfolgten, dass die Gestalt vom Fischerpier zu dem geparkten Wagen ging. Innerhalb weniger Sekunden könnte er seine Raketen abschießen oder das Ziel mit tödlichem Maschinengewehrfeuer beharken und so das Leben dieses lästigen Mannes auslöschen. Die schmalen Lippen verzogen sich zu einem unbarmherzigen Grinsen.

»Sollten wir Austin nicht lieber beseitigen, solange wir ihn noch im Visier haben?«

»Höre ich da etwa den Wunsch heraus, dich für die Beschädigung deiner kostbaren Nase zu rächen?« Die Stimme klang spöttisch und wartete gar nicht erst auf eine Antwort.

»Nun ja, eigentlich müsste ich ihn schon deswegen umlegen, weil er mir so viele Scherereien gemacht hat. Hätte er die dänischen Seeleute sterben lassen, wäre die Aufmerksamkeit der Presse von Oceanus abgelenkt worden. Alle hätten sich voller Abscheu auf die SOS konzentriert.«

»Ich erledige das sofort –«

»*Nein!* Sei nicht ungeduldig. Wir dürfen dabei nicht

mehr Aufsehen als unbedingt notwendig erregen.«

»Er wohnt in einem abgelegenen Ferienhaus. Das wäre der perfekte Ort. Wir könnten seine Leiche von einer Klippe werfen.«

»Also gut, leite alles in die Wege. Aber es muss wie ein Unfall aussehen. Austin darf seine Beobachtungen keinesfalls in alle Welt hinausposaunen. Unser Projekt befindet sich in einer kritischen Phase.«

»Ich kehre zur Basis zurück und weise unseren Männern ihre Aufgaben zu. Dann werde ich dafür sorgen, dass Austin einen sehr langsamen Tod erleidet, voller Angst und Schmerzen, während das Leben aus seinem Körper weicht, so dass –«

»Nein. Jemand anders soll sich darum kümmern. Mit dir habe ich etwas Besseres vor. Du musst auf der Stelle nach Kanada abreisen und unsere Prototypen sicher dorthin verfrachten. Dann begibst du dich nach Washington und eliminiertest den Senator, der unserem Gesetz im Wege steht. Eine Tarnung für dich und deine Männer ist bereits organisiert.«

Der Pilot schaute sehnsüchtig auf den Monitor und berührte den weichen Brei, der einmal seine Nase gewesen war. »Wie Sie wünschen«, sagte er widerwillig.

Er ließ den Helikopter abdrehen und kehrte mit Höchstgeschwindigkeit zum alten Hafen zurück.

Austin hatte keine Ahnung, wie knapp er dem Tode entronnen war. Er saß hinter dem Steuer von Professor Jorgensens Volvo und erwog seine nächsten Schritte. Die einsame Lage seiner Unterkunft war ihm bewusst. Er blickte auf die warmen Lichter der Stadt. Dann nahm er seine Reisetasche und stieg aus. Auf dem Weg durch das Dorf begegnete ihm keine Menschenseele. Schließlich

erreichte er das Haus hinter der Kirche.

Pia öffnete ihm strahlend die Tür und bat ihn herein. Offenbar sah man ihm die Strapazen des Tages deutlich an, denn als er ins Licht trat, verschwand ihr Lächeln. »Geht es Ihnen gut?«, fragte sie besorgt.

»Ein Schluck Aquavit könnte nicht schaden.«

Sie scheuchte ihn mit fürsorglicher Geste zum Küchentisch, goss ihm ein großes Glas Aquavit ein und sah ihm beim Trinken zu. »Und?«, fragte sie schließlich. »Haben Sie viele Fische gefangen?«

»Nein, aber ich habe die Meerjungfrauen besucht.«

Pia lachte laut auf, klatschte in die Hände und schenkte ihm reichlich nach. »Ich *wusste* es!«, rief sie aufgeregt.

»Und waren die Höhlen so wundervoll, wie mein Vater behauptet hat?«

Austin beschrieb ihr, wie er bei nachlassender Strömung durch das Nixentor und weiter in das Höhlenlabyrinth vorgedrungen war. Sie lauschte ihm andächtig wie ein Kind. Als er erzählte, dass er gern länger geblieben wäre, aber von bewaffneten Posten verjagt worden sei, stieß sie einen imposanten Fluch auf Färöisch aus. »Sie können heute Abend nicht in Ihr Haus zurückkehren. Gunnar sagt zwar, er würde nicht für diese Leute arbeiten, aber ich bin da anderer Meinung.«

»Das habe ich mir auch schon überlegt. Der Wagen steht noch am Fischerpier. Vielleicht sollte ich Skaalshavn lieber verlassen.«

»Um Gottes willen, nein! Sie würden von der Straße abkommen und ins Meer stürzen. Nein, Sie bleiben über Nacht hier und brechen morgen in aller Frühe auf.«

»Sind Sie sicher, dass Sie nächtlichen Männerbesuch wünschen? Die Leute werden anfangen zu reden«, stellte

Austin grinsend fest.

Sie grinste zurück, und in ihren Augen funkelte kindlicher Übermut. »Das will ich doch schwer hoffen.«

Kurz vor Tagesanbruch wachte Austin auf und erhob sich vom Sofa. Pia hörte ihn und stand ebenfalls auf, um ihm Frühstück zu machen. Es gab ein riesiges Kartoffelomelett mit Räucherfisch und Blätterteiggebäck. Dann packte sie ihm Aufschnitt, Käse und Äpfel ein und schickte ihn los, nachdem er versprochen hatte, sie wieder zu besuchen.

Während er in der klammen Morgenluft zum Pier ging, erwachte die Stadt allmählich zum Leben. Ein paar Fischer auf dem Weg zur Arbeit winkten ihm zu, als er gerade die Autotür öffnen wollte. Beim Zurückwinken fiel ihm der Schlüssel aus der Hand – und als er sich bückte, um ihn aufzuheben, stieg ihm ein Chemikaliengeruch in die Nase, begleitet von einem leisen Tropfgeräusch. Er kniete sich hin und schaute unter den Wagen, wo der Geruch noch stärker wurde. Jemand hatte die Bremsleitungen durchtrennt. Austin stöhnte auf, ging zum Pier und erkundigte sich bei den Leuten nach einem guten Mechaniker. Der Hafenmeister sagte, er würde jemanden anrufen, und wenig später tauchte ein schlaksiger Mann mittleren Alters auf.

Nachdem er den Schaden inspiziert hatte, stand der Mechaniker auf und gab Austin ein Stück Schlauch. »Jemand mag Sie nicht.«

»Es war eindeutig keine Panne?«

Der wortkarge Färing deutete auf die Serpentina am Rand der Klippe und schüttelte den Kopf. »Ich schätze, da oben bei der ersten Kurve wären Sie zu den Vögeln rausgeflogen. Aber es lässt sich leicht reparieren.« Der Mechaniker war schnell mit der Arbeit fertig. Als Austin

ihn bezahlen wollte, lehnte der Mann ab. »Schon in Ordnung, Sie sind ein Freund von Pia.«

»Wer auch immer das hier getan hat, könnte wissen, dass ich bei Pia gewesen bin«, sagte Austin. »Vielleicht sollte ich mit der Polizei reden.«

»Nicht nötig. Keine Angst, die ganze Stadt wird gut auf sie aufpassen.«

Austin dankte ihm erneut. Kurz darauf verließ er die Stadt. Als er die Felsnadel im Rückspiegel sah, ließ er die Ereignisse seines kurzen Aufenthalts in Skaalshavn noch einmal Revue passieren. Er fuhr mit mehr Fragen als Antworten von hier weg. Sieh's positiv, ermahnte er sich lächelnd. Er hatte ein paar wunderbare neue Freunde gefunden.

Paul Trout kam an Bord und taxierte Neals hölzernen Kutter mit Kennerblick. Was er sah, überraschte ihn. Neal mochte ein charmanter Gauner und ein Trinker sein, aber als Fischer war er Profi, und das Boot war sein ganzer Stolz. Die sorgfältige Pflege ließ sich nicht leugnen. Alle Aufbauten waren frisch gestrichen, das Deck war geschrubbt und frei von Ölflecken, der Rost auf ein Minimum reduziert. Im Ruderhaus fand sich moderne Fischortungs- und Navigationstechnik.

Als Trout ihm ein Kompliment über den Zustand des Kutters machte, strahlte Neal wie ein Vater, dem man soeben bescheinigt hatte, sein Erstgeborener sei ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Schon bald tauschten Paul und er Seemannsgarn aus. Als Neal sich gerade mal nicht in Hörweite befand, zog Gamay eine Augenbraue hoch und sagte:

»Ihr beide kommt ja prächtig miteinander klar. Hast du ihm schon das Rezept für dein Leibgericht verraten?«

»Er ist ein interessanter Typ. Sieh dir das Boot an. Es ist hervorragend in Schuss.«

»Freut mich, das zu hören. Immerhin ist die NUMA inzwischen Anteilseignerin der *Tiffany*.«

Die Werkstattrechnung hatte näher bei tausend als bei siebenhundertfünfzig Dollar gelegen. Nach einer schnellen Betankung, für die ebenfalls Gamay zahlte, steuerte Neal den Kutter aufs offene Meer hinaus.

»Bis zu den Fischgründen ist es nicht weit«, rief er nun, um den Maschinenlärm zu übertönen. »Etwa sieben Seemeilen. Zehn Faden Tiefe. Der Boden ist glatt wie ein

Kinderpopo. Bestens geeignet für Schleppnetze. Wir sind bald da.«

Nach einer Weile überprüfte Neal die GPS-Position, schaltete die Maschine in den Leerlauf und ließ das Netz ins Wasser – einen kegelförmigen Sack von knapp fünfzig Metern Länge, der über den Meeresgrund gezogen wurde. Das Boot fuhr zwei Bahnen und holte jede Menge Tang an Bord, aber keinen einzigen Fisch.

»Wie seltsam«, sagte Trout und untersuchte die schmale Tasche am Ende des Netzes, in der sich eigentlich die gefangenen Tiere sammeln sollten. »Ich weiß ja, dass der Fang mitunter schlecht ausfällt, aber dass *gar nichts* im Netz schwimmt, ist doch höchst ungewöhnlich. Nicht mal wertloser Beifang. Das Netz ist vollkommen leer.«

Neal lächelte wissend. »Sie werden sich womöglich noch wünschen, dass es auch leer *bleibt*.«

Sie ließen das Netz erneut ins Wasser, zogen es über den Grund und holten es langsam wieder ein. Mit einem Auslegerkran wurde das Netzeende seitlich über die Bordwand gehievt, wo man normalerweise den Fang auf Deck entleerte. Diesmal zappelte etwas in den Maschen, ein großer Fisch, der sich verzweifelt zu befreien versuchte. Man konnte silbrig weiße Schuppen aufblitzen sehen. Neal schickte sich an, das Netz zu öffnen.

»Halten Sie Abstand, wir haben einen erwischt!«

Der Fisch fiel mit einem dumpfen Knall aufs Deck und schien in Freiheit nur noch wütender zu werden. Zuckend wand er den langen Leib, rutschte quer über die Planken und schnappte mit weit aufgerissenem Maul um sich. Seine runden Augen wirkten geradezu böse, was für einen Fisch vollkommen untypisch war. Er prallte gegen die Aufbauten der Ladeluke. Die Kollision zeigte keinerlei betäubende Wirkung, sondern schien ihn noch mehr

anzustacheln. Das Zucken wurde immer heftiger, und er rutschte abermals über das schlüpfrige Deck.

»Oha!«, rief Neal und sprang hastig beiseite, um dem schnappenden Maul zu entgehen. Er wollte sich den Fisch mit einem Landungshaken vom Leib halten, doch mit einem einzigen Biss war der hölzerne Stiel entzwei.

Paul Trout stand etwas erhöht auf einem Netzstapel und war wie gebannt. Gamay hatte eine Videokamera gezückt und filmte. »Das ist der größte Lachs, den ich je gesehen habe!«, sagte Paul. Der Fisch war ungefähr anderthalb Meter lang.

»Das ist doch verrückt«, rief Gamay, ohne die Kamera abzusetzen. »Lachse führen sich nicht so auf, wenn sie gefangen werden. Außerdem haben sie weiche Zähne, die bei einer derartigen Attacke sofort splintern würden.«

»Erzählen Sie das dem verfluchten *Fisch*«, sagte Neal und hielt das geborstene Ende des Landungshakens empor.

Dann warf er es weg, schnappte sich eine Forke, durchbohrte den Fisch hinter den Kiemen und spießte ihn aufs Deck. Der Fisch zappelte immer noch. Neal brachte einen alten Baseballschläger zum Vorschein und schlug dem Fisch kräftig auf den Kopf. Der war eine Sekunde lang betäubt und schnappte dann wieder um sich, wenngleich nicht mehr so stark wie zuvor.

»Manchmal muss man mehrfach zuschlagen, bevor sie sich beruhigen«, erklärte Neal.

Mit äußerster Vorsicht legte er dem Fisch eine Seilschlinge um den Schwanz, fädelt das andere Ende des Seils durch einen Flaschenzug, zog die Forke heraus und den Fisch in die Höhe und schwang ihn über den offenen Laderaum, wobei er auch weiterhin darauf achtete, den Zähnen nicht zu nah zu kommen. Als der Fisch über der Öffnung hing, zog Neal ein Messer und schnitt das Seil

durch. Der Fisch fiel in den Laderaum, wo man ihn gegen die Bordwand hämmern hörte.

»Ein so übles Vieh ist mir noch nie begegnet«, sagte Paul und schüttelte verwundert den Kopf. »Es hat sich eher wie ein Barrakuda als wie ein Lachs verhalten.«

»Es sah zwar aus wie ein Atlantiklachs, aber ich bin mir nicht sicher, was es *tatsächlich* war. Diese komischen weißen Schuppen. Fast wie bei einem Albino.« Gamay schaltete die Kamera aus und spähte in den düsteren Laderaum.

»Hör doch mal! Es ist viel zu groß und aggressiv für einen normalen Fisch. Als wäre es irgendwie mutiert.« Sie wandte sich an Neal. »Wann wurden die ersten dieser Tiere gefangen?«

Neal nahm den Zigarrenstummel aus dem Mund und spuckte über die Bordwand. »Vor ungefähr sechs Monaten. Die Jungs nannten sie ›Teufelsfische‹. Es hat uns so manches Netz gekostet, aber sie waren groß, also haben wir sie zerlegt und verkauft. Das Fleisch war anscheinend okay, denn es ist niemand gestorben«, sagte er mit einfältigem Grinsen.

»Ziemlich bald haben wir dann nichts anderes mehr gefangen. Die kleineren Fische sind einfach verschwunden.« Er wies mit der Zigarre auf den Laderaum. »Und das da ist der Grund dafür.«

»Haben Sie die Fischereibehörde verständigt?«

»Na klar haben wir das, aber die haben niemanden geschickt.«

»Warum nicht?«

»Aus Personalmangel, hieß es. Man muss es wohl von deren Warte betrachten. Sie sind doch auch Meeresbiologin. Würden *Sie* Ihr Labor verlassen, wenn

jemand anruft und Ihnen erzählt, dass ein großer alter Teufelsfisch ihm den Fang wegfrisst?«

»Ja, ich hätte mich sofort auf den Weg gemacht.«

»Sie sind anders als die anderen. Die wollten, dass wir ihnen ein Exemplar zur Begutachtung bringen.«

»Und wieso haben Sie das nicht getan?«

»Wir hatten es vor, aber als diese Sache mit Charlie Marstons passiert ist, bekamen die Fischer Angst. Zum Teufel damit, sagten sie. Dann haben sie sich neue Fanggründe gesucht.«

»Wer war Charlie Marstons?«, fragte Paul.

»Charlie war ein alter Hase. Er hat seit Ewigkeiten hier gefischt, sogar als es mit seinem schlimmen Bein immer schwieriger für ihn wurde. Aber er war außerdem ein Dickschädel und ist am liebsten allein rausgefahren. Man hat ihn – oder was von ihm übrig war – ein paar Meilen von hier gefunden. Er hatte wohl einen ganzen Haufen dieser Viecher erwischt und ist ihnen zu nahe gekommen. Vielleicht hat auch sein kaputtes Bein nachgegeben. Es war kaum noch was da, das wir beerdigen konnten.«

»Sie wollen sagen, die Fische hätten ihn getötet?«

»Es ist die einzige Erklärung. Danach sind die Jungs abgehauen. Ich wäre mitgekommen, falls ich mein Boot gehabt hätte. Komisch«, sagte er grinsend, »dass ausgerechnet einer dieser Fische jetzt mein Glückslos gewesen ist.«

Gamay war in Gedanken bereits weiter. »Ich möchte ihn zur Untersuchung ins Labor mitnehmen.«

»Gern«, sagte Neal. »Wir packen ihn ein, sobald es sicher ist.«

Er setzte einen Kurs zurück zum Hafen. Als sie am Kai anlegten, war der Fisch praktisch tot, schnappte aber

immer noch gelegentlich um sich, so dass sie beschlossen, ihn etwas länger an Bord zu lassen. Neal empfahl ihnen eine Pension, in der sie übernachten konnten. Gamay zahlte ihm hundert Dollar Bonus, und sie vereinbarten, sich am nächsten Morgen zu treffen.

In der Pension, einem viktorianischen Haus am Stadtrand, wurden die Trouts von einem freundlichen Ehepaar mittleren Alters herzlich willkommen geheißen. Nach der enthusiastischen Begrüßung zu urteilen, gab es hier offenbar nur äußerst selten Gäste. Das Zimmer war preiswert und sauber, und die Wirtin kochte ihnen ein herzhaftes Abendessen. Sie schliefen tief und fest, und am nächsten Morgen machten sie sich nach einem üppigen Frühstück auf den Weg, um bei Neal ihren Fisch abzuholen.

Der Pier war menschenleer. Weder Neal noch die *Tiffany* waren zu sehen. Paul und Gamay fragten beim Dock nach, aber dort hatte ihn niemand mehr zu Gesicht bekommen, seit er am Vortag seine Werkstattrechnung beglichen hatte. Ein paar Männer saßen müßig am Wasser, weil es nichts Besseres zu tun gab, aber auch sie hatten Neal an jenem Morgen nicht gesehen. Der Barkeeper, den die Trouts tags zuvor kennen gelernt hatten, kam auf dem Weg zu seinem Lokal vorbei. Sie fragten, ob er vielleicht wisse, wo Neal stecken könnte.

»Vermutlich schläft er seinen Rausch aus«, sagte der Mann. »Er ist gestern Abend mit hundert Dollar zur Tür hereinspaziert und hat das meiste davon in Drinks für sich und die Stammkunden umgesetzt. Als er ging, war er ziemlich voll. Das kommt häufiger vor, also habe ich mir deswegen keine Gedanken gemacht. Neal kommt betrunken besser zurecht als manch anderer nüchtern. Er ist gegen elf Uhr abgezogen, und danach hab ich ihn nicht

mehr gesehen. Er wohnt auf seinem Boot, auch wenn es im Dock liegt.«

»Können Sie sich erklären, wo die *Tiffany* abgeblieben ist?«, fragte Paul.

Der Barkeeper ließ den Blick über den Hafen schweifen und fluchte leise. »Verdammter Idiot, er konnte doch unmöglich noch rausfahren.«

»Könnte irgendeiner der anderen Gäste wissen, wo er ist?«

»Nein, die waren sogar noch besoffener als er. Nur Fred Grogan hat nichts getrunken, und er ist vor Mike gegangen.«

Trouts scharfes Ohr registrierte den veränderten Tonfall sofort. »Wer ist dieser Grogan?«, fragte er.

»Niemand, auf dessen Bekanntschaft Sie Wert legen würden«, erwiderte der Mann verächtlich. »Er wohnt im Wald bei der alten Fabrik und ist der einzige Einheimische, den die neuen Besitzer übernommen haben. Eigentlich seltsam, denn Fred ist eine zwielichtige Gestalt. Meistens lebt er sehr zurückgezogen, aber manchmal kommt er mit einem dieser großen schwarzen Geländewagen in die Stadt.« Der Barkeeper hielt inne, blickte aufs Wasser hinaus und schirmte mit einer Hand die Augen ab. Ein kleines Boot war in das Hafenbecken eingebogen und näherte sich mit hoher Geschwindigkeit dem Pier. »Das da ist Fitzy, unser Leuchtturmwärter. Anscheinend hat er's sehr eilig.«

Das Boot fuhr bis an den Kai heran, und der weißbärtige Mann, der hinten am Außenbordmotor saß, warf ein Seil zu ihnen nach oben. Er war sichtlich aufgeregt. Noch bevor er einen Fuß an Land gesetzt hatte, fing er auch schon an, wirr zu stammeln.

»Immer mit der Ruhe, Fitzy«, sagte der Barkeeper. »Ich

versteh kein Wort.«

Der Bärtige kam langsam wieder zu Atem. »Gestern am späten Abend hab ich einen lauten Knall gehört«, sagte er.

»Die Fensterscheiben haben gezittert. Zuerst dachte ich, es sei ein Jet im Tiefflug gewesen, aber heute Morgen hab ich lieber mal nachgeschaut. Es waren überall Holzstücke verstreut. Seht euch das mal an.« Er schlug eine Plane zurück, zog eine geborstene, Planke darunter hervor und hielt sie über den Kopf. Man konnte ganz deutlich die aufgemalten Buchstaben *Tif* entziffern.

Die Züge des Barkeepers verhärteten sich. Er ging ins Lokal, verständigte die Behörden und rief mehrere Leute an. Kurz darauf trafen zahlreiche Pick-ups ein, und man organisierte eine bunt gemischte Suchflotte, die sofort unter Fitzys Führung in See stach. Dann erschien auch der Polizeichef vor Ort, sprach mit dem Barkeeper und nahm dessen Aussage zu Protokoll. In der Zwischenzeit kehrten die ersten Boote wieder zurück und brachten weitere Trümmer des Kutters mit. Neal blieb verschollen.

Der Sheriff setzte sich mit der Küstenwache in Verbindung, die daraufhin einen Suchhubschrauber schicken wollte, doch die übereinstimmende Meinung stand bereits fest: Neal hatte sich betrunken, war zu einer kleinen Spritztour aufgebrochen und vermutlich irgendwo vor der Landspitze auf einen Felsen aufgelaufen und gesunken. Die Trouts äußerten sich zunächst nicht zu dieser Theorie, aber auf der Fahrt zur Pension hielt Gamay sich nicht länger zurück.

»Ich glaube, dass Mike ermordet wurde«, sagte sie lapidar.

»Demnach bin ich nicht der Einzige, dem die Brandspuren an den Trümmerstücken aufgefallen sind. Ich würde sagen, man hat sein Boot angezündet oder einfach

in die Luft gesprengt. Vielleicht hat Neal zu laut von dem Fisch geprahlt und damit sein Leben in Gefahr gebracht.«

»Ist *das* schon die ganze Erklärung?«, fragte Gamay mit wütend funkelndem Blick. »Neal wurde wegen eines *Fischs* getötet?«

»Kann sein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Armer Kerl. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass wir in gewisser Weise dafür verantwortlich –«

»Verantwortlich sind einzig und allein die Kerle, die ihn umgebracht haben.«

»Und ich möchte wetten, dass Oceanus dabei eifrig mitgemischt hat.«

»Falls das stimmt, könnten wir die Nächsten sein.«

»Dann sollten wir lieber unseren Kram zusammenpacken und von hier verschwinden.«

Paul hielt vor der Pension. Sie gingen hinein, zahlten ihre Rechnung und nahmen ihr Gepäck. Die Eigentümer waren sichtlich betrübt, dass die Trouts schon abreisten, und begleiteten sie noch zum Wagen. Als sie ein weiteres Mal beteuerten, wie schade dieser baldige Aufbruch doch sei, zupfte Gamay ihren Mann am Ärmel und schob ihn mit sanfter Gewalt zur Fahrertür. Dann stieg sie ebenfalls ein und winkte den Wirtsleuten zum Abschied zu.

»Tut mir Leid, dass ich die Party verderben musste, aber während wir geredet haben, ist ein schwarzer Geländewagen an uns vorbeigefahren, ein Chevrolet Tahoe.«

»Wie es aussieht, versammeln sich allmählich die Wölfe«, sagte Paul, bog auf die Straße ein, die hinaus aus der Stadt führte, und schaute in den Rückspiegel. »Hinter uns ist niemand.«

Sie sahen nur wenige Fahrzeuge, und sobald sie den Ort ein Stück hinter sich gelassen hatten, war die zweispurige Straße vollkommen leer. Das Asphaltband schlängelte sich durch einen dichten Kiefernwald und stieg dabei immer weiter an, so dass sie schon bald hoch über dem Meer fuhren. Auf einer Seite der Fahrbahn standen Bäume, auf der anderen gähnte ein tiefer Abgrund.

Nach etwa drei Kilometern warf Gamay einen Blick über die Schulter. »Oh, verdammt.«

Paul hob den Kopf und entdeckte im Spiegel einen schwarzen Tahoe, der sich mit hoher Geschwindigkeit näherte. »Die müssen in einem Waldweg abgewartet haben, dass wir an ihnen vorbeifahren.«

Gamay legte den Sicherheitsgurt an. »Okay, dann zeig ihnen mal, was du drauf hast.«

Paul musterte sie ungläubig. »Dir ist doch hoffentlich bewusst, dass wir in einer Sechszylinder-Familienkutsche hocken, die ungefähr halb so groß und schwer ist wie dieses schwarze Ungetüm hinter uns.«

»Verdammt, Paul, jetzt sei doch nicht so analytisch. Du bist ein Teufelskerl aus Massachusetts. Tritt einfach das Pedal durch.«

Trout verdrehte die Augen. »Jawohl, Ma'am.«

Er gab Gas. Der Wagen beschleunigte auf stattliche hundertdreißig Kilometer pro Stunde. Der Tahoe konnte locker mithalten und holte weiter auf. Paul schaffte es, dem Motor zusätzliche fünfzehn Zähler abzutrotzen, aber der Verfolger kam immer noch näher.

Die Straße ging in eine Reihe von Kurven über, die den Konturen der Küstenhügel entsprachen. Der Mietwagen war zwar kein Sportflitzer, aber er hielt unter diesen Umständen besser die Spur als der große Chevy, der bei schärferen Biegungen ziemlich ins Wanken geriet. Trout

musste häufig bremsen, um nicht von der Fahrbahn zu fliegen, aber der Geländewagen kam sogar noch schlechter zurecht.

Dank der vielen Serpentinien vergrößerte sich der Abstand. Trouts Freude hielt sich dennoch in Grenzen. Er blickte starr nach vorn, umklammerte das Lenkrad und blieb gerade so schnell, dass er nicht aus der Kurve getragen wurde. Er wusste, dass jedes noch so kleine Missgeschick – etwas Sand auf der Fahrbahn, ein kleiner Steinschlag oder eine Fehleinschätzung – den Tod bedeuten konnte.

Gamay ließ den Verfolger nicht aus den Augen und hielt Paul ständig auf dem Laufenden. Bei jedem Richtungswechsel quietschten die Reifen. Trout hatte den Wagen gut im Griff. Als er mit Tempo hundert auf eine lange abschüssige Gerade einbog, konnte er kaum glauben, was er dort sah.

Vor ihnen war hinter einem riesigen Felsblock ein schwarzer Tahoe zum Vorschein gekommen. Eine Sekunde lang dachte Paul, ihr Verfolger habe eine Abkürzung gewählt.

Dann rief Gamay: »Es sind *zwei*! Sie wollen uns in die Zange nehmen.«

Der Wagen vor ihnen wurde langsamer, um den Weg zu blockieren, und der andere Chevy holte sofort auf. Trout wollte überholen, aber sobald er ausscherte, machte sein Vordermann die Bewegung mit. Paul musste bremsen, um eine Kollision zu vermeiden. Der hintere Tahoe rammte sein Heck, drückte die Stoßstange bis in den Kofferraum und brachte den Mietwagen mächtig ins Schlingern.

Paul konnte rechtzeitig gegenlenken und behielt das Fahrzeug unter Kontrolle. Der Verfolger rammte ihn erneut. Es roch plötzlich nach Benzin. Der Chevy setzte

zum dritten Angriff an, aber diesmal sah Gamay ihn kommen und schrie: »Nach rechts!«

Trout wich nach rechts aus, und der Tahoe zerkratzte bloß den Kotflügel. Dann gingen beide Geländewagen ein Stück auf Abstand.

»Die haben irgendwas vor«, sagte Gamay.

»Lange warten werden sie wohl kaum.«

»Dann sollten wir schnell etwas unternehmen. Der Autoverleih wird sich wundern, dass die Karre nur noch einen halben Meter lang ist. Mist, da kommt er wieder. Nach links!«

Trout wich auf die Gegenfahrbahn aus und sah etwas, das ihm die Haare zu Berge stehen ließ. Die Straße bog scharf nach rechts ab. Die Tahoes würden sie bis zum letzten Moment zwischen sich einklemmen, wobei der vordere zunächst die Sicht verdeckte, dann das Tempo verlangsamte und um die Ecke bog, so dass der hintere Wagen sie von der Klippe schieben konnte – wie ein Queue, das eine Billardkugel traf.

Paul rief Gamay eine Warnung zu und schloss die schweißnassen Hände noch fester um das Lenkrad. Er wollte versuchen, nicht lange nachzudenken, sondern sich auf seinen Instinkt zu verlassen. Ein Auge war nun stets auf den Rückspiegel gerichtet. Das Timing würde entscheidend sein.

Ihr Verfolger beschleunigte. Trout machte seinen Zug. Als der Chevy nur noch ein kurzes Stück hinter ihm war, riss er das Steuer nach rechts.

Er raste über den weichen sandigen Seitenstreifen und parallel zur Fahrbahn ein Stück die schräge Böschung hinauf, fast wie ein Rennwagen in einer Steilkurve. Sträucher und kleine Bäume knickten um. Holz schrammte kreischend über Metall.

Den Tahoe sah Paul links von sich als schwarzen Schemen vorbeihuschen. Dann quietschten laut die Reifen, gefolgt von einem heftigen Zusammenstoß. Der Verfolger hatte das Heck des Vordermanns gerammt und hing an dessen Stoßstange fest. Der erste Wagen versuchte, zu bremsen und dem Verlauf der Biegung zu folgen, aber die Masse des hinteren Fahrzeugs machte jedes Manöver unmöglich. Die beiden Chevys schossen wie Steine aus einer Schleuder über den Rand der Klippe hinaus und stürzten als tödliches Gespann in die Tiefe.

Trout hatte mit eigenen Problemen zu kämpfen, denn auch die Böschung knickte nach rechts ab. Auf halber Strecke der Kurve verlor er vollends die Kontrolle. Der Wagen flog geradeaus weiter und drehte sich ein Stück um die Längsachse. Paul fühlte, wie die Fliehkraft ihn gegen die Fahrertür presste. Dann schlug der Wagen seitlich mit der Vorderachse auf, begleitet von einem furchtbaren Knirschen. Trout schaute zu Gamay, aber die Airbags zündeten, und er sah lediglich weißes Plastik.

Dann nur noch Schwärze.

»Willkommen zurück in Tórshavn, Mr. Austin«, begrüßte ihn der freundliche Empfangschef des Hotels Hania. »Ich hoffe, Ihr Angelausflug hat sich gelohnt.«

»Ja, danke. Mir sind ein paar höchst außergewöhnliche Fische begegnet.«

Der Empfangschef reichte ihm den Zimmerschlüssel und einen Umschlag. »Das ist vorhin für Sie eingetroffen.«

Austin öffnete den Umschlag und las die Nachricht, in sauberer Handschrift notiert auf dem Briefpapier des Hotels: *Ich bin in Kopenhagen und wohne im Palace. Gilt die Einladung zum Abendessen noch? Therri.*

Lächelnd dachte er an Therri's unglaubliche Augen und den süßen Klang ihrer Stimme. Er durfte nicht vergessen, ein Lotterielos zu kaufen. Vielleicht hatte er gerade eine Glückssträhne. Er schrieb die Antwort auf einen Zettel: *Heute Abend im Tivoli?* Dann faltete er das Blatt zusammen, gab es dem Empfangschef und bat ihn, die Nachricht zu übermitteln.

»Würden Sie bitte versuchen, mir ein Zimmer im Palace Hotel zu reservieren?«

»Sehr gern, Mr. Austin. Und ich lasse die Rechnung fertig machen.«

Kurt ging auf sein Zimmer, duschte und rasierte sich. Als er sich abtrocknete, klingelte das Telefon. Der Portier berichtete, dass die Reservierung erfolgreich verlaufen sei und er sich ferner erlaubt habe, das zuvor bestellte Zimmer in einem der Flughafenhotels zu stornieren. Austin packte seine Sachen und rief Professor Jorgensen an. Die Sekretärin sagte, er sei in einer Vorlesung, also ließ Kurt

ihm ausrichten, er komme nach Kopenhagen und wolle sich möglichst noch heute mit ihm treffen. Jorgensen solle doch bitte eine Antwort im Palace Hotel hinterlassen.

Austin gab dem Empfangschef ein großzügiges Trinkgeld, nahm den Helikoptershuttle von Tórshavn zum Flughafen Vagar und stieg dort in die Atlantic-Airways-Maschine nach Kopenhagen. Einige Stunden später setzte das Flughafentaxi ihn am Radhuspladen ab, dem zentralen Platz der Stadt. Er ging an der Hans-Christian-Andersen-Statue und dem Drachenbrunnen vorbei zum vornehmen alten Palace Hotel am Rand des geschäftigen Forums. Zwei Nachrichten erwarteten ihn. Eine stammte von Therri: *Tivoli passt hervorragend! Wir sehen uns um sechs.* Und Professor Jorgensen teilte ihm mit, er sei den ganzen Nachmittag im Büro zu erreichen.

Austin brachte sein Gepäck aufs Zimmer und rief den Professor an, um seinen Besuch anzukündigen. Als er das Hotel verließ, fiel ihm auf, dass Jeans und Rollkragenpullover für die Abendverabredung mit einer schönen Frau kaum angemessen erschienen, also suchte er ein nahes Bekleidungsgeschäft auf und fand schnell eine geeignetere Garderobe. Ein üppiges Trinkgeld sollte sicherstellen, dass der Schneider bis siebzehn Uhr alle notwendigen Änderungen vornehmen würde.

Der Campus der Universität Kopenhagen lag eine kurze Taxifahrt vom Zentrum entfernt. Das meeresbiologische Labor gehörte zum zoologischen Institut, einem zweistöckigen Backsteingebäude inmitten grüner Rasenflächen. Professor Jorgensens Büro bot gerade genug Platz für einen Schreibtisch, einen Computer und zwei Stühle. An den Wänden hingen Diagramme und Tabellen, und überall türmten sich Aktenordner.

»Bitte verzeihen Sie die Unordnung«, sagte Jorgensen.

»Mein eigentliches Büro befindet sich an der Uni Helsingør. Dieses Kabuff benutze ich nur, wenn ich hier Seminare abhalte.« Er räumte einen Stoß Papiere von dem Besucherstuhl, damit Austin sich setzen konnte. Da er keine andere Ablagemöglichkeit fand, platzierte er sie auf einem ohnehin schon gefährlich schiefen Stapel auf seinem Schreibtisch.

»Wie schön, Sie wiederzusehen, Kurt«, sagte er und ließ die großen Zähne aufblitzen. »Ich freue mich, dass Sie unserer wundervollen Stadt einen Besuch abstatten.«

»Ich bin immer gern in Kopenhagen. Leider fliege ich schon morgen zurück in die Vereinigten Staaten, und es bleibt mir nur eine Übernachtung.«

»Besser als gar nichts«, erwiderte Jorgensen und ließ sich in dem engen Spalt hinter seinem Tisch nieder. »Verraten Sie mir, haben Sie eigentlich noch mal von dieser zauberhaften Frau gehört, dieser Anwältin, mit der Sie in Tórshavn Kaffee getrunken haben?«

»Therri Weld? Ja, allerdings. Wir essen heute gemeinsam zu Abend.«

»Sie Glückspilz! Ich bin sicher, die junge Dame wird eine angenehmere Gesellschafterin sein als ich«, stellte Jorgensen mit leisem Lachen fest. »Wie hat es Ihnen in Skaalshavn gefallen?«

»*Gefallen* ist nicht ganz das richtige Wort. Skaalshavn hat so manche Überraschung zu bieten. Danke, dass ich Ihr Haus und Ihr Boot benutzen durfte.«

»Gern geschehen. Die Landschaft ist wirklich *unglaublich*, nicht wahr?«

Austin nickte. »Da wir gerade von Skaalshavn sprechen ... Wie sind denn Ihre Labortests verlaufen?«

Der Professor wühlte sich durch den Papierberg auf seinem Schreibtisch und fand tatsächlich die Akte, nach der er suchte. Dann nahm er seine Brille ab und setzte eine andere auf. »Ich weiß nicht, ob Sie mit dem Schwerpunkt meiner Arbeit vertraut sind. Ich beschäftige mich hauptsächlich mit den Folgen der Hypoxie, das heißt ich untersuche, inwiefern Fischpopulationen durch Sauerstoffmangel und Temperaturveränderungen beeinträchtigt werden. Da ich keineswegs auf allen Gebieten ein Experte bin, habe ich einige Bakteriologen und Virologen hinzugezogen. Wir haben uns Dutzende von Wasserproben sowie Fische aus der Umgebung der Oceanus-Fabrik vorgenommen und nach Anomalien oder einem Parasiten gesucht, aber leider vergebens.«

»Was ist mit Ihrer ursprünglichen Theorie, das Wasser könne Chemikalienrückstände enthalten?«

»Die hat sich zerschlagen. Die Leute von Oceanus haben nicht übertrieben, als sie behaupteten, man besitze dort hochmoderne Filteranlagen. Das Wasser ist absolut *sauber*, ganz im Gegensatz zu anderen Fischzuchten, die stets auch Abfallstoffe produzieren, zum Beispiel vom Futter. Kurzum, ich habe nichts gefunden, was sich auf die Fischbestände von Skaalshavn auswirken würde.«

»Was zu der Frage führt, wodurch denn nun die Population dezimiert wird.«

Jorgensen schob sich die Brille auf die Stirn. »Es könnte Gründe geben, die wir überhaupt nicht untersucht haben. Raubtiere, eine Verschlechterung des Lebensraums oder ein Rückgang des Nahrungsangebots.«

»Haben Sie die Fischzucht als Ursache vollkommen ausschließen können?«

»Nein, hab ich nicht, und daher kehre ich auch nach Skaalshavn zurück, um weitere Tests durchzuführen.«

»Das könnte sich als problematisch erweisen«, erwiderte Austin. Dann schilderte er dem Professor in knappen Worten den Vorstoß auf das Oceanus-Gelände, die Flucht in letzter Sekunde und die Rettung. »Natürlich werde ich Ihnen das Boot ersetzen«, fügte er hinzu.

»Das Boot ist meine geringste Sorge. Sie hätten *tot* sein können.« Jorgensen war perplex. »Mir sind diese Patrouillenboote ebenfalls begegnet. Die Männer sahen einschüchternd aus, aber sie haben mich weder bedroht noch angegriffen.«

»Vielleicht hat denen mein Gesicht nicht gefallen. Ich jedenfalls mochte deren Visagen ganz und gar nicht.«

»Ihnen dürfte aufgefallen sein, dass ich nicht unbedingt wie ein Filmstar aussehe«, sagte der Professor. »Trotzdem hat niemand versucht, mich zu ermorden.«

»Womöglich wusste man, dass Ihre Tests negativ ausfallen würden. In dem Fall bestand kein Anlass, Sie zu verscheuchen. Haben Sie mit Gunnar über Ihre Arbeit gesprochen?«

»Ja, er war immer zur Stelle, wenn ich zurückkam, und schien sich sehr für mein Vorhaben zu interessieren.« Dem Professor ging ein Licht auf. »Ach so! Sie glauben, er ist ein Informant von Oceanus?«

»Das weiß ich nicht mit Sicherheit, aber man hat mir erzählt, er habe während der Bauphase der Fischzucht für Oceanus gearbeitet. Eventuell steht er immer noch auf deren Lohnliste.«

Jorgensen runzelte die Stirn. »Haben Sie den Zwischenfall der Polizei gemeldet?«

»Noch nicht. Immerhin habe ich genau genommen einen Hausfriedensbruch begangen.«

»Aber man bringt doch niemanden um, bloß weil er

neugierig ist!«

»Das kommt auch mir wie eine Überreaktion vor. Wie dem auch sei, ich wüsste nicht, was die Polizei ausrichten könnte. Oceanus würde den Vorfall schlicht abstreiten. Und die heftige Reaktion auf meine harmlose Schnüffelei verrät mir, dass diese Leute etwas zu verbergen haben. Daher höre ich mich lieber still und leise um, anstatt durch die Polizei unnötigen Wirbel zu verursachen.«

»Wie Sie wünschen. Ich kenne mich mit solchen Winkelzügen nicht so gut aus. Mein Gebiet ist die Wissenschaft.«

Er dachte angestrengt nach. »Dieses Geschöpf in dem Tank, das Sie so erschreckt hat. Es war wirklich kein Hai?«

»Ich weiß nur, dass es groß, hungrig und bleich wie ein Gespenst gewesen ist.«

»Ein *Geisterfisch*. Interessant. Ich lasse mir das eine Weile durch den Kopf gehen. In der Zwischenzeit bereite ich meine Rückreise auf die Färöer vor.«

»Sind Sie sicher? Es könnte gefährlich werden.«

»Diesmal komme ich mit einem Forschungsschiff. Das ist nicht nur deutlich sicherer, sondern ermöglicht mir den Zugriff auf alle denkbaren Untersuchungseinrichtungen. Außerdem würde ich gern einen Archäologen mitbringen, der sich diese Höhlen vornimmt.«

»Das halte ich für keine gute Idee, Professor, aber in der Stadt gibt es eine Frau, die Ihnen in dieser Hinsicht behilflich sein könnte. Ihr Vater hat die Höhlen besucht, und sie hat mir verraten, wie man hineingelangt. Sie heißt Pia.«

»Die Witwe des Pfarrers?«

»Ja. Sie kennen sie bereits? Eine tolle Frau.«

»Das kann man wohl sagen«, schwärmte Jorgensen und errötete. »Wir sind uns ein paarmal über den Weg gelaufen. Es ließ sich gar nicht vermeiden. Können Sie denn nicht Ihre Pläne ändern und zusammen mit mir nach Skaalshavn zurückkehren?«

Austin schüttelte den Kopf. »Danke für das Angebot, aber meine Pflichten bei der NUMA rufen, zumal Joe immer noch mit den Tests der *Sea Lamprey* beschäftigt ist. Bitte halten Sie mich über Ihre Erkenntnisse auf dem Laufenden.«

»Selbstverständlich.« Jorgensen stützte das Kinn auf die Hand und starrte versonnen ins Leere. »Der Gedanke an böse Vorahnungen ist mir eigentlich zuwider, denn ich bin als Wissenschaftler dazu ausgebildet worden, keine Schlussfolgerung zu ziehen, die sich nicht durch entsprechende Fakten stützen lässt. Aber hier geht irgendetwas Schlimmes vor sich, Kurt. Ich kann es spüren. Etwas *Unheiliges*.«

»Falls es Sie tröstet, ich empfinde genauso. Das da sind nicht bloß ein paar Kerle, die mit Waffen durch die Gegend rennen.« Er beugte sich vor und sah den Professor aus blaugrünen Augen durchdringend an. »Ich möchte, dass Sie mir etwas versprechen.«

»Natürlich, mein Junge. Alles, was Sie wollen.«

»Passen Sie in Skaalshavn auf sich auf, Professor«, sagte Austin mit fester Stimme, die keinen Raum für Missverständnisse ließ. »Passen Sie *gut* auf sich auf.«

Das unangenehme Gefühl ließ Austin nicht mehr los, auch als er aus dem Universitätsgebäude in den hellen dänischen Sonnenschein hinaustrat. Während der Taxifahrt zurück zum Hotel ertappte er sich mehrmals dabei, dass er durch die Heckscheibe nach Verfolgern Ausschau hielt. Schließlich gab er es auf und ließ sich in die Polster sinken. Falls tatsächlich jemand hinter ihm her war, würde Kurt ihn mitten im Berufsverkehr ohnehin nicht entdecken.

Vor dem Bekleidungsgeschäft stieg er aus, holte seine Einkäufe ab und nahm die sorgfältig verschnürten Schachteln mit ins Hotel. Dann rief er Therri an. Es war siebzehn Uhr dreißig. »Mein Zimmer liegt eine Etage unter Ihrem. Ich glaube, ich kann Sie vor lauter Vorfreude auf unser Abendessen fröhlich singen hören.«

»Dann müssen Sie mich außerdem *tanzen* gehört haben.«

»Schon erstaunlich, wie Frauen auf meinen Charme reagieren«, sagte Austin. »Ich erwarte Sie in der Lobby. Wir könnten so tun, als seien wir ein früheres Liebespaar, das sich zufällig wieder begegnet.«

»Sie sind ja ein richtiger Romantiker, Mr. Austin.«

»Man hat mich schon schlimmer betitelt. Sie erkennen mich an der roten Nelke im Knopfloch.«

Therri entstieg dem Aufzug, als würde sie eine Bühne betreten, und zog sofort das Interesse sämtlicher Männer auf sich. Auch Austin konnte den Blick nicht von ihr abwenden, als sie quer durch das Foyer schwebte. Therris kastanienbraunes Haar fiel lockig auf die schmalen Träger

ihres weißen knöchellangen Seidenkleids, das sich eng an ihre schmale Taille und die Oberschenkel schmiegte.

Ihr warmes Lächeln verriet, dass auch sie mit dem Anblick ihres Kavaliers zufrieden war. Sie musterte den taubengrauen Einreihler, dessen taillierter Schnitt Austins breite Schultern vorteilhaft zur Geltung brachte. Das blaue Hemd und die weiße Seidenkrawatte standen in angenehmem Kontrast zu der tiefen Sonnenbräune, den korallenfarbenen Augen und dem hellen Haar. An seinem Revers steckte eine rote Nelke.

Therri streckte die Hand aus. Austin hauchte einen Kuss darauf. »Was für eine reizende Überraschung«, sagte sie mit gespielterem britischem Akzent. »Ich habe Sie nicht mehr gesehen seit ...«

»Biarritz. Oder war es Casablanca?«

Therri hob das Handgelenk an die Stirn. »Ach, wer kann das schon sagen? Die Orte vermischen sich im Laufe der Jahre, finden Sie nicht auch?«

Austin beugte sich dicht an ihr Ohr und flüsterte: »Uns bleibt auf ewig Marrakesch.«

Dann nahm er Therris Arm. Gemeinsam schlenderten sie zur Tür hinaus, als würden sie sich schon seit einer Ewigkeit kennen, und überquerten den Platz in Richtung des Tivoli, jenes berühmten Vergnügungsparks aus dem neunzehnten Jahrhundert. Alles hier war hell erleuchtet, und die Besucherscharen erfreuten sich an Theater-, Tanz- und Musikdarbietungen. Eine Zeit lang schauten Therri und Austin einer Volkstanzgruppe zu, dann schlug sie ihm ein Restaurant mit Terrasse vor. Man führte sie an einen Tisch mit Ausblick auf das Riesenrad.

Austin nahm die Speisekarte. »Da Sie das Restaurant ausgesucht haben, wähle ich das Essen aus, falls es Ihnen recht ist.«

»Aber gern. Ich habe mich bisher ausschließlich von Smörrebrød ernährt.«

Als der Kellner kam, bestellte Austin als Vorspeise winzige Fjord-Shrimps, als Hauptgericht für sich *flaekesteg*, geschmortes Schweinefleisch mit Grieben und Kohl, und für Therri *mørbradbøf*, kleine Schweinefilets in Pilzsoße. Als Getränke orderte er zwei Gläser Carlsberg, nicht etwa Wein.

»Das ging aber flott«, stellte Therri bewundernd fest.

»Ich hab geschummelt. Bei meinem letzten Aufenthalt in Kopenhagen habe ich genau dieses Restaurant schon einmal besucht.«

»Auf Ihr gutes Gedächtnis!«

Sie prosteten einander mit den schäumenden Gläsern zu und tranken von dem kühlen erfrischenden Bier. Die Shrimps wurden serviert. Nach dem ersten Bissen schloss Therri verzückt die Augen. »Das ist *köstlich*.«

»Bei der Zubereitung von Fisch muss man darauf achten, dass die Gewürze nicht den feinen Eigengeschmack überdecken. Hier hat der Koch lediglich etwas Limonensaft und frischen Pfeffer verwendet.«

»Ein weiterer Punkt auf meiner Dankesliste.«

»Ihre gute Laune ist offenbar nicht nur dem Essen zu verdanken. Wie war das Treffen mit Becker?«

»Ihr Freund Mr. Becker hat sich als überaus liebenswürdig erwiesen. Sie genießen bei ihm höchstes Ansehen, und er war von Ihren Fotos der *Sea Sentinel* sehr beeindruckt. Auf meine nachdrückliche Bitte hin haben die Dänen das Schiff selbst überprüft und die sabotierte Steuerung exakt so vorgefunden, wie Sie es beschrieben hatten. Wir haben uns geeinigt. Man war bereit, die Anklage gegen Marcus fallen zu lassen.«

»Ich gratuliere. Ohne Bedingungen?«

»Mitnichten. Marcus sowie alle Angehörigen der SOS, einschließlich meiner Wenigkeit, müssen Dänemark innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden verlassen. Wir haben für morgen einen Heimflug mit der Concorde gebucht.«

»Mit der *Concorde*? Die SOS sind nicht geizig, wenn es ums Reisen geht, was?«

Sie zuckte die Achseln. »Die millionenschweren Gönner der SOS scheinen sich nicht daran zu stören, solange die Ozeane geschützt werden.«

»Den Satz muss ich mir merken. Mal sehen, was die Erbsenzähler der NUMA dazu sagen, die unser Reisebudget verwalten. Während Sie morgen Mittag bei Kinkaid's speisen, werde ich noch in elftausend Metern Höhe sitzen und zähes Hühnerfleisch herunterwürgen. Was für Bedingungen hat Becker sonst noch gestellt?«

»Keine Pressekonferenzen auf dänischem Boden. Es wird kein Versuch unternommen, die *Sea Sentinel* zu bergen. Und falls wir jemals wieder nach Dänemark einreisen wollen, müssen wir uns als illegale Gastarbeiter einschmuggeln. Noch mal – ich kann Ihnen gar nicht genug für Ihre Bemühungen danken.«

»Alles hat seinen Preis. Verraten Sie mir, was Sie über Oceanus wissen.«

»Mit Vergnügen. Wie ich schon beim letzten Mal sagte, ist Oceanus ein multinationaler Handels- und Transportkonzern für Fischprodukte. Ihm gehören überall auf der Welt Fangflotten und Frachter.«

»Das dürfte auf ungefähr ein Dutzend Großfirmen zutreffen.« Austin lächelte. »Warum habe ich nur den Eindruck, dass Sie etwas vor mir verheimlichen?«

Therri wirkte erschrocken. »Ist das denn so offenkundig?«

»Nur für jemanden, der an Leute gewohnt ist, die sich mit einem Teil der Wahrheit durchmogeln wollen.«

Sie runzelte die Stirn. »Geschieht mir recht. Es ist eine alte Angewohnheit. Wir Anwälte behalten nach Möglichkeit immer einen Trumpf im Ärmel. Die SOS stehen tief in Ihrer Schuld. Was möchten Sie wissen?«

»Zum Beispiel *wem* diese Firma gehört.«

»Das haben wir uns auch schon gefragt, sind aber nur auf ein Geflecht aus Schattenbetrieben, Tarnfirmen und dubiosen Treuhandgesellschaften gestoßen. Dabei ist immer wieder ein bestimmter Name aufgetaucht: Toonook.«

»Hm. Das erinnert mich an einen alten Dokumentarfilm, den ich als Kind gesehen habe: *Nanuk, der Eskimo*. Ist dieser Kerl ebenfalls ein Inuit?«

»Vermutlich. Wir können es nicht beweisen, aber einige Indizien deuten in diese Richtung. Die Nachforschungen waren unglaublich schwierig. Es heißt, er sei kanadischer Staatsbürger und sehr geübt darin, sein Gesicht zu verbergen. Mehr kann ich Ihnen leider nicht über ihn erzählen, und diesmal ist das die *ganze* Wahrheit.«

Austin nickte und musste an die dunkelhäutigen Wachposten denken, die auf ihn geschossen hatten. »Zurück zu Oceanus. Wodurch ist dieser Konzern den SOS überhaupt aufgefallen?«

»Er gehörte zu den wenigen Firmen, die unseren Boykottaufruf gegen die Färöer ignoriert haben. Die Umweltproblematik von Fischzuchten war uns zwar schon vorher bewusst, aber Marcus' Interesse wurde durch die Heimlichtuerei des Konzerns geweckt. Als er von der Fischzucht auf den Inseln erfuhr, wollte er die Gelegenheit

nutzen, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf Oceanus zu lenken und etwas Bewegung in die Sache zu bringen.«

»Es ist ihm gelungen. Als Beweis liegen nun zwei Schiffe auf dem Meeresgrund.«

»Lassen Sie mich *Ihnen* eine Frage stellen«, sagte Therri und sah ihn prüfend an. »Was wissen *Sie* über Oceanus, das Sie *mir* noch nicht erzählt haben?«

»Einverstanden. Während Sie mit Mr. Becker verhandelt haben, bin ich zu einer der Fischzuchten aufgebrochen.«

»Haben Sie etwas herausgefunden?«

Austin verspürte einen stechenden Schmerz an seiner Brustverletzung. »Ich weiß nun, dass diese Leute es nicht mögen, wenn jemand seine Nase in ihre Geschäfte steckt. Ich würde Ihnen und Ihren Freunden raten, einen großen Bogen um die Firma zu machen.«

»Wer weicht hier jetzt wem aus?«

Austin lächelte nur. Er wollte Therri zwar gern vertrauen, konnte jedoch nicht einschätzen, wie loyal sie zu den SOS und deren Leiter stand. »Ich habe Ihnen genug verraten, um Sie vor Schwierigkeiten zu bewahren.«

»Sie sollten wissen, dass eine solch dürftige Information meine Neugier nur noch zusätzlich anstachelt.«

»Vergessen Sie nicht, dass übertriebener Wissensdurst schon so manches Leben gekostet hat. Ich möchte nicht, dass Sie ein tragisches Schicksal erleiden.«

»Danke für die Warnung.« Sie schenkte ihm ein verführerisches Lächeln.

»Keine Ursache. Vielleicht können wir dieses Gespräch fortsetzen, wenn wir wieder in Washington sind.«

»Mir fallen jede Menge Hotellobbys ein, die sich gut für ein zufälliges Rendezvous eignen würden. Wir können ja vereinbaren, nicht über geschäftliche Dinge zu reden.«

»Lassen Sie uns gleich damit anfangen.« Austin winkte dem Kellner und bestellte zwei Gläser Kirschlikör.

»Worüber möchten Sie sich denn gern unterhalten?«, fragte Therri.

»Erzählen Sie mir von den SOS.«

»Das könnte man durchaus als etwas Geschäftliches auffassen.«

»Okay, dann stelle ich Ihnen eben eine persönliche Frage. Wie kommt es, dass Sie für die SOS arbeiten?«

»Das war Schicksal«, antwortete sie lächelnd. »Ich habe mich von jeher für den Naturschutz interessiert. Eigentlich wurde mir diese Bestimmung sogar schon in die Wiege gelegt. Meine Familie hat mich Thoreau getauft – nach dem berühmten Henry David.«

»Ich habe mich schon gewundert, woher das ›Therri‹ stammt.«

»Vermutlich hatte ich Glück, dass man mich nicht *Henry* genannt hat. Mein Vater war Umweltaktivist, bevor es überhaupt diesen Begriff gab. Meine Mutter stammte aus einer alten Yankee-Familie, die mit Sklaven und Rum zu Reichtum gelangt war. Nach meinem Abschluss an der juristischen Fakultät von Harvard wurde von mir erwartet, dass auch ich in irgendeiner Form Wiedergutmachung leiste. Nun bin ich an der Reihe. Wie sind Sie zur NUMA gekommen?«

Austin fasste seinen Werdegang kurz für sie zusammen.

»In Ihrem Lebenslauf gibt es eine merkwürdige Lücke«, stellte sie fest.

»Sie sind viel zu aufmerksam. Ich habe während jener Zeit für die CIA gearbeitet. Nach dem Ende des Kalten Kriegs wurde die Abteilung geschlossen. Mehr kann ich Ihnen nicht darüber verraten.«

»Schon in Ordnung«, sagte sie. »Die Aura des Geheimnisvollen trägt nur zu Ihrer Attraktivität bei.«

Austin kam sich wie ein Außenfeldspieler vor, dem der Ball genau in die Arme flog. Therri hatte dem Gespräch eine etwas intimere Note verliehen, und er wollte soeben in angemessener Form reagieren, als er bemerkte, dass sie über seine Schulter blickte. Er drehte sich um und sah Marcus Ryan auf ihren Tisch zukommen.

»Therri!«, sagte Ryan mit strahlendem Lächeln. »Was für eine angenehme Überraschung.«

»Hallo, Marcus. Du erinnerst dich bestimmt noch an Kurt Austin. Er hat bei der Anhörung in Tórshavn ausgesagt.«

»Aber natürlich! Mr. Austin hat sich bei diesem Fiasko als Einziger unvoreingenommen verhalten.«

»Setz dich doch zu uns«, schlug Therri vor. »Sie haben doch nichts dagegen, Kurt, oder?«

Austin hatte sehr wohl etwas dagegen, denn das Zusammentreffen roch nach einer abgekarteten Sache. Andererseits interessierte ihn der Grund für diese Inszenierung. Also deutete er auf einen freien Stuhl. Ryans Händedruck war überraschend fest.

»Nur eine Minute«, sagte Ryan. »Ich möchte euch nicht beim Abendessen stören, aber es freut mich, dass ich Mr. Austin im Namen der SOS für die Hilfe danken kann.«

»Ihr Dank geht an die falsche Adresse. Ich wollte nicht etwa den SOS helfen, sondern Miss Weld einen persönlichen Gefallen tun. Sie ist diejenige, die mich überzeugt hat, einen genaueren Blick auf Ihr Schiff zu werfen.«

»Ich kenne kaum jemanden, der Therri überzeugender

Art widerstehen könnte, und ich rechne es ihr hoch an. Dennoch haben Sie den Geschöpfen des Meeres einen großen Dienst erwiesen.«

»Sparen Sie sich die Blumen, Mr. Ryan. Ich habe Therri das Beweismaterial für die Sabotage übergeben, weil es der Wahrheitsfindung diene, nicht weil ich an Ihre Sache glaube.«

»Dann wissen Sie, dass ich für diese Kollision nicht verantwortlich gewesen bin.«

»Ich weiß, dass Sie absichtlich eine riskante Situation heraufbeschworen haben, um den Fernsehkameras möglichst spektakuläre Bilder zu liefern.«

»Mitunter heiligt der Zweck eben die Mittel. Nach allem, was ich über die NUMA weiß, schreckt auch Ihre Organisation bei Bedarf nicht vor unkonventionellen Methoden zurück.«

»Aber es gibt einen großen Unterschied. Jeder Einzelne von uns, bis hinauf zu Admiral Sandecker, ist bereit, die Verantwortung für sein Tun zu übernehmen. Wir verstecken uns nicht hinter Plakaten mit niedlichen kleinen Robbenbabys.«

Ryans Gesicht lief dunkelrot an. »Ich habe noch nie versucht, mich vor den Konsequenzen meiner Aktionen zu drücken.«

»Mag sein, aber Sie haben sich immer ein Hintertürchen offen gehalten.«

Ryan bemühte sich, seinen Ärger durch ein Lächeln zu überspielen. »Sie sind ein schwieriger Mann, Mr. Austin.«

»Ich bemühe mich, einer zu sein.«

Der Kellner brachte die Hauptgerichte.

»Tja, ich möchte Ihnen nicht den Abend verderben«, sagte Ryan. »Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen,

Mr. Austin. Ich rufe dich nachher noch an, Therri.«

Er winkte ihnen zum Abschied zu, verließ das Restaurant und verschwand in der Menschenmenge.

Austin schaute ihm hinterher. »Ihr Freund ist sehr von sich überzeugt. Ich dachte, es gäbe bereits einen Meeresgott. Neptun oder Poseidon, je nach Kulturkreis.«

Er rechnete damit, dass Therri den Mann verteidigen würde, aber sie lachte nur. »Herzlichen Glückwunsch, Kurt. Wie schön, dass nicht nur Marcus das Talent hat, andere Leute zu verärgern.«

»Das liegt in meiner Natur. Sie sollten ihn lieber vorwarnen, wenn Sie das nächste Mal ein zufälliges Zusammentreffen arrangieren.«

Therri wich seinem Blick aus, musterte das Riesenrad und spielte verlegen mit ihrer Gabel herum. »War das so offensichtlich?«

»Es hat bloß noch die schriftliche Ankündigung gefehlt.«

Sie seufzte vernehmlich. »Dieser unbeholfene Täuschungsversuch tut mir Leid. Sie haben so etwas nicht verdient. Marcus wollte Sie kennen lernen, um sich bei Ihnen zu bedanken. Das hat er wirklich so gemeint. Ich hätte nicht gedacht, dass Sie beide sich streiten würden. Bitte verzeihen Sie.«

»Nur wenn Sie mir in der Bar des Palace bei einem Schlummertrunk Gesellschaft leisten, nachdem wir zuvor einen langen Spaziergang unternommen haben.«

»Sie sind ein zäher Verhandlungspartner.«

Austin lächelte diabolisch. »Wie Ihr Freund Mr. Ryan ganz richtig feststellte, ich bin ein schwieriger Mann.«

Es schien fast so, als würde in Kopenhagen derzeit ein großes Fest stattfinden, doch es handelte sich um einen ganz normalen Abend in einer der lebhaftesten Städte Europas. Aus Dutzenden von Cafes erklang Musik. In den Parks und auf den Plätzen entlang einer breiten Fußgängerzone drängten sich Bummler und Straßenkünstler. Die Stimmung war fröhlich, aber man konnte kaum ein Wort wechseln. Austin schlug vor, in eine ruhige Seitenstraße voller geschlossener Boutiquen abzubiegen und zum Hotel zurückzukehren.

Die menschenleere Straße wurde nur durch ein paar Schaufenster und schwach leuchtende Gaslaternen erhellt. Austin lauschte soeben einer von Theris Anekdoten über Becker, als ein Stück vor ihnen zwei Gestalten aus dem Schatten in einen gelben Lichtkreis traten.

Austin hatte die Dänen als zurückhaltende und überaus höfliche Leute kennen gelernt, und Kopenhagen galt als Stadt mit äußerst niedriger Verbrechensrate. Daher schöpfte er keinen Verdacht, als die beiden Männer sich nebeneinander aufbauten und den Bürgersteig blockierten. Wahrscheinlich hatten sie nur etwas zu viel Aquavit getrunken. Kurt nahm Theris Arm und wollte zur Seite ausweichen, aber dann brachten die Unbekannten lange Knüppel zum Vorschein.

Austin hörte Schritte und warf einen Blick über die Schulter. Zwei weitere Männer, ebenfalls mit Knüppeln bewaffnet, näherten sich von hinten. Therri hatte die Gefahr unterdessen erschrocken registriert und war verstummt. Das Vorgehen der Fremden wirkte geübt. Die Männer wollten sie offenbar einkreisen.

Austin sah sich nach einer Waffe um. Besser als gar nichts, dachte er und schnappte sich den runden Deckel einer Mülltonne, gefertigt aus dickem, robustem Aluminium, wie Kurt erfreut feststellte. Dann postierte er sich mit dem metallenen Schild schützend vor Therri und parierte wie ein mittelalterlicher Infanterist den Hieb des ersten Angreifers. Der Mann hob den Knüppel, um erneut zuzuschlagen, aber Austin ging zum Angriff über und rammte den schweren Deckel in das Gesicht des Unbekannten. Der Fremde schrie vor Schmerz auf und ging in die Knie. Kurt hob den Deckel mit beiden Händen und hämmerte ihn auf den Kopf des Mannes. Der Treffer hallte wie ein Gongschlag, und Austin taten von dem Aufprall die Hände weh. Sein Gegner war deutlich schlimmer dran und sackte reglos in sich zusammen.

Der nächste Angreifer stürmte vor. Austin zielte mit dem Schild auf seinen Kopf, aber der Mann ahnte das Manöver voraus, wich außer Reichweite zurück und schlug den Deckel dann mühelos beiseite. Kurt versuchte, die empfindliche linke Seite seines Brustkorbs zu schützen. Sein Gegner spürte die Schwäche und streifte mit seinem Knüppel Austins Scheitel. Kurt sah Sterne. Im selben Moment hörte er Therri aufschreien. Einer der Männer hielt sie fest, während der andere ihren Kopf an den Haaren nach hinten zog, um die Kehle freizulegen. Ein fester Schlag auf die Luftröhre konnte tödlich sein.

Austin schüttelte die Benommenheit ab und wollte Therri zu Hilfe eilen, doch sein Gegner stellte sich ihm in den Weg und ließ den Knüppel wie ein beidhändiges Breitschwert herabsausen. Kurt wehrte den Schlag ab, verlor dabei aber den Deckel und das Gleichgewicht. Mit einem Knie am Boden riss er beide Arme hoch, um seinen Kopf zu schützen. Er sah breite Gesichter, funkelnde Augen, hoch erhobene Knüppel und wappnete sich für den

Hagel aus Schlägen. Stattdessen hörte er plötzlich dumpfe Hiebgeräusche. Jemand ächzte, und dann schrien Männer in zwei verschiedenen Sprachen durcheinander, eine unverständlich, die andere Spanisch. Die Angreifer verschwanden so schnell, wie sie aufgetaucht waren.

Austin rappelte sich auf und sah mehrere Gestalten weglaufen. Die Knüppel landeten klappernd auf dem Pflaster. Schatten eilten in alle Richtungen davon, und er musste an die Szene in dem Film *Ghost* denken, wo die Gespenster der Toten die Verdammten in die Unterwelt ziehen. Dann waren die Schatten verschwunden. Er und Therri blieben allein zurück, abgesehen von dem Mann, den Kurt bewusstlos geschlagen hatte und der von seinen Freunden augenscheinlich im Stich gelassen worden war.

»Alles in Ordnung?«, fragte Austin und nahm Therri's Arm.

»Ja, mir ist nichts passiert, aber mir zittern die Knie, wie Sie sich vorstellen können. Was ist mit Ihnen?«

Er betastete vorsichtig seinen Kopf. »Mein Schädel brummt und ist voller zwitschernder Spatzen, aber ansonsten geht's mir gut. Es hätte schlimmer kommen können.«

»Allerdings«, sagte sie schauernd. »Gott sei Dank haben diese Männer uns gerettet.«

»Welche Männer? Ich war zu sehr damit beschäftigt, Ivanhoe zu spielen.«

»Die kamen wie aus dem Nichts. Ich glaube, es waren zwei. Sie haben die anderen angegriffen und in die Flucht geschlagen.«

Austin trat gegen den verbeulten Tonnendeckel. »Schade, ich dachte schon, ich hätte sie mit meinem Backblech verscheucht.« Er klopfte sich den Staub von der zerrissenen und schmutzigen Hose. »Verdammt, das

ist seit Jahren der erste neue Anzug, den ich mir gekauft habe.«

Therri musste unwillkürlich lachen. »*Unglaublich*. Sie wären beinahe erschlagen worden und machen sich Sorgen um Ihren Anzug.« Sie schloss ihn herzlich in die Arme.

Austin beklagte sich nicht einmal dann, als ihr Körper sich gegen seine Messerwunde presste. Therri roch sehr gut, dachte er. Plötzlich zuckte sie zusammen, wich zurück und blickte erschrocken an ihm vorbei.

»Kurt, Vorsicht!«

Austin fuhr herum und sah, dass der verbliebene Angreifer das Bewusstsein wiedererlangt hatte und sich schwerfällig aufrappelte. Der Mann starrte sie einige Sekunden an und war offenbar immer noch benommen. Austin ballte die Fäuste und trat vor, um den Kerl zurück ins Traumland zu schicken, hielt jedoch abrupt inne, als ein kleiner hellroter Punkt auf der Stirn des Mannes erschien.

»Runter!«, schrie er Therri an. Als sie zögerte, riss er sie zu Boden und schirmte sie mit dem eigenen Körper ab.

Der Mann kam ein Stück auf sie zu, schien urplötzlich gegen eine unsichtbare Wand zu stoßen, ging in die Knie und fiel bäuchlings auf den Gehweg. Austin hörte Schritte und sah jemanden die Straße hinunterlaufen. Dann half er Therri wieder auf die Beine und entschuldigte sich für sein grobes Verhalten.

»Was ist passiert?«, fragte sie verwirrt.

»Man hat unseren Freund erschossen. Ich habe den Leuchtpunkt der Laserzielvorrichtung bemerkt.«

»Warum sollte jemand so etwas tun?«

»Vielleicht wollte sein Arbeitgeber ihm auf besonders

drastische Weise kündigen.«

»Oder man wollte nicht, dass er redet«, sagte sie und musterte den Toten.

»In beiden Fällen erscheint es gesünder, sich nicht länger hier aufzuhalten.«

Er nahm Therri beim Arm und führte sie weg. Unterwegs hielt er beständig nach den Angreifern Ausschau. Erst als die Lichter ihres Hotels in Sicht kamen, atmete Kurt erleichtert auf. Die Cocktailbar des Palace kam ihnen wie eine andere Welt vor. Austin und Therri nahmen an einem Ecktisch Platz, hörten überall um sich herum fröhliches Stimmengewirr und im Hintergrund ein Jazzpiano, das ein Stück von Cole Porter spielte. Austin hatte für jeden einen doppelten Scotch bestellt.

Therri trank einen großen Schluck und ließ den Blick über die anderen Gäste schweifen. »Ist das da draußen *tatsächlich* passiert?«

»Es war keine Neuaufführung der *West Side Story*, falls Sie das meinen. Woran können Sie sich erinnern?«

»Es ging alles so schnell. Zwei dieser Schläger haben mich gepackt.« Sie runzelte die Stirn. »Sehen Sie nur, was die mit meiner Frisur angestellt haben.« Je mehr ihre Angst sich legte, desto wütender wurde sie. »Wer *waren* diese Kerle?«

»Der Überfall war gut koordiniert. Die wussten, dass wir in Kopenhagen sind, und müssen uns heute Abend beobachtet haben, um diesen Hinterhalt zu legen. Wie lautet Ihre Vermutung?«

»Oceanus?«, erwiderte Therri ohne zu zögern.

Austin nickte grimmig. »Ich habe auf den Färöern selbst erlebt, dass Oceanus nicht nur gewaltbereit ist, sondern auch über zahlreiche Schlägertypen sowie die

entsprechenden Mittel verfügt. Was ist dann geschehen?»

»Die beiden haben mich losgelassen. Einfach so. Dann sind sie weggerannt, und die anderen Männer haben sie verfolgt.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, unsere barmherzigen Samariter wären geblieben und ich hätte mich bedanken können. Sollen wir zur Polizei gehen?»

»Normalerweise ja, aber ich weiß nicht, ob es viel nützen würde. Womöglich tut man alles als versuchten Raubüberfall ab. Und in Anbetracht Ihrer heiklen Beziehung zu den dänischen Behörden könnten Sie länger als gewünscht in polizeilichem Gewahrsam landen.«

»Sie haben Recht«, sagte Therri und trank aus. »Ich gehe jetzt lieber auf mein Zimmer. Wir fliegen morgen sehr früh zurück.«

Austin brachte sie bis zur Tür. »Ist auch wirklich alles in Ordnung?»

»Ja, es geht mir gut. Vielen Dank für den interessanten Abend. Sie wissen, wie man einem Mädchen die Zeit vertreibt.«

»Das war doch noch gar nichts. Bei unserer nächsten Verabredung gebe ich mir mehr Mühe.«

Sie lächelte und hauchte ihm einen Kuss auf die Lippen.

»Ich kann's kaum erwarten.«

Er war beeindruckt, wie schnell Therri sich wieder gefasst hatte. Sie erwies sich als zarter Schmetterling mit eisernem Panzer. »Rufen Sie mich an, falls Sie etwas brauchen.«

Sie nickte. Austin wünschte ihr eine gute Nacht und ging zum Aufzug. Als die Türen sich hinter ihm geschlossen hatten, zog Therri den Schlüssel wieder ab, lief ein Stück den Flur hinunter und klopfte an der Tür eines anderen Zimmers. Marcus Ryan öffnete ihr. Als er ihre

angespannte Miene sah, verschwand sein Lächeln. »Alles okay?«, fragte er besorgt. »Du siehst ein wenig blass aus.«

»Nichts, was sich nicht mit etwas Make-up wieder beheben ließe.« Sie schob sich an ihm vorbei und streckte sich auf dem Sofa aus. »Besorg mir eine Tasse starken Tee und setz dich, dann erzähl ich dir alles.«

Er nahm Platz, und Therri schilderte ihm den Überfall und die Rettung.

Ryan hörte aufmerksam zu, legte die Fingerspitzen aneinander und starrte ins Leere. »Austin hat Recht. Es ist *Oceanus*. Ich bin mir *sicher*.«

»Ich auch. Was unsere Retter angeht, bin ich leider überfragt.«

»Austin wusste nicht, wer die gewesen sind?«

Sie schüttelte den Kopf. »Angeblich nicht.«

»Hat er die Wahrheit gesagt?«

»Eventuell hat er einen Verdacht, aber ich habe nicht weiter nachgehakt. Kurt kommt mir nicht wie ein Lügner vor.«

»Sieh an, sieh an, meine knallharte Rechtsberaterin hat also doch ein weiches Herz. Du magst ihn, nicht wahr?«, fragte Ryan mit listigem Grinsen.

»Das will ich gar nicht leugnen. Er ist ... anders.«

»Ich bin ebenfalls anders, das musst du zugeben.«

»Allerdings«, sagte sie lächelnd. »Deshalb sind wir auch nur Kollegen und kein Liebespaar.«

Ryan seufzte theatralisch. »Ich schätze, ich bin auf ewig dazu verdammt, Brautjungfer zu sein, niemals Braut.«

»Du würdest eine scheußliche Braut abgeben. Außerdem hattest du deine Chance. Wie du dich vielleicht erinnerst, war ich nicht gewillt, hinter den SOS die zweite Geige zu

spielen.«

»Ich mache dir keinen Vorwurf. Wenn es um die Sentinels geht, werde ich zu einer Art Kriegermönch.«

»Blödsinn! Komm mir nicht mit diesem Mönchskram. Zufällig weiß ich, dass du in jedem Hafen eine Freundin hast.«

»Aber Therri, sogar ein Mönch muss hin und wieder das Kloster verlassen und ordentlich auf den Putz hauen. Sprechen wir lieber über deine fesselnde Beziehung zu Austin.

Glaubst du, er ist deinem Charme weit genug erlegen, dass du ihn um den Finger wickeln kannst?«

»Ich habe nicht den Eindruck, dass Kurt sich von *irgendwem* um den Finger wickeln lässt.« Ihre Augen verengten sich. »Was geht in diesem Wirrwarr aus Plänen und Intrigen vor sich, das du einen Verstand nennst?«

»Bloß so eine Idee. Ich möchte gern die NUMA auf unsere Seite ziehen. Wenn wir uns mit Oceanus anlegen wollen, brauchen wir einflussreiche Unterstützung.«

»Und falls die NUMA uns nicht helfen will?«

Er zuckte die Achseln. »Dann müssen wir es eben allein versuchen.«

Therri schüttelte den Kopf. »Das ist eine Nummer zu groß für uns. Es geht hier nicht um eine Straßenbande. Diese Leute sind zu mächtig. Du hast selbst erlebt, wie einfach die unser Schiff sabotiert haben. Wenn sogar jemand wie Kurt Austin nervös wird, sollten wir uns umso mehr in Acht nehmen. Wir dürfen nicht noch weitere Leben riskieren.«

»Unterschätz die SOS nicht, Therri. Es kommt nicht nur auf die Muskelkraft an. Auch Wissen bedeutet Stärke.«

»Sprich nicht in Rätseln, Marcus.«

Er lächelte. »Wir haben vielleicht einen Trumpf im Ärmel. Gestern hat Josh Green angerufen. Er ist auf etwas Großes gestoßen. Es betrifft ein Oceanus-Projekt in Kanada.«

»Was für eine Art von Projekt?«

»Josh war sich nicht sicher. Ben Nighthawk hat ihn darauf gebracht.«

»Der College-Praktikant bei uns im Büro?«

Ryan nickte. »Wie du weißt, ist Nighthawk ein kanadischer Indianer. Seine Familie in den North Woods hat ihm seit einiger Zeit seltsame Briefe geschrieben. In der Nähe ihres Dorfes wurde ein großes Stück Land aufgekauft. Um Ben einen Gefallen zu tun, hat Josh sich die Käufer mal näher angesehen. Das Land wurde von einer Tarnfirma erworben, hinter der in Wahrheit Oceanus steckt.«

Vor lauter Aufregung schob Therri alle Bedenken beiseite. »Das könnte die Spur sein, nach der wir gesucht haben.«

»Ganz genau. Ich war der gleichen Meinung. Und daher habe ich Josh gesagt, er soll einen Blick darauf werfen.«

»Du hast ihn allein dorthin geschickt?«

»Als er anrief, war er bereits nach Kanada unterwegs, um sich mit Ben zu treffen. Nighthawk kennt die Gegend. Keine Angst. Die beiden werden schon auf sich aufpassen.«

Therri biss sich auf die Unterlippe und dachte an den brutalen Überfall in der ruhigen Kopenhagener Nebenstraße zurück. Sie respektierte Ryan aus hundert verschiedenen Gründen, aber manchmal war er so sehr darauf versessen, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, dass sein Urteilsvermögen darunter litt. Angst umwölkte Therris Blick. »Hoffentlich«, murmelte sie.

Die riesigen Stämme ragten wie Säulen in einem uralten Tempel auf. Ihr verflochtenes Laubwerk ließ kaum Sonnenstrahlen durch und schuf auf dem Waldboden ein künstliches Zwielight. Weit unterhalb der Wipfel quälte sich der alte verbeulte Pick-up schlingernd wie ein Boot im Sturm über knorrige Baumwurzeln und unnachgiebige Felsen hinweg.

Joshua Green saß auf der Beifahrerseite und wurde auf der harten Bank kräftig durchgerüttelt. Mit einer Hand schirmte er seinen Kopf ab, der immer wieder gegen das Wagendach prallte. Green arbeitete bei den Sentinels of the Sea als Experte für Umweltrecht. Er war ein rotblonder, schmalgesichtiger Mann, dessen große runde Brille und die Hakennase ihn wie eine ausgemergelte Eule aussehen ließen. Bisher hatte er die Fahrt tapfer und klaglos ertragen, aber dann rumpelte der Wagen durch ein so tiefes Schlagloch, dass Joshs Kopf beinahe das Blech durchstoßen hätte.

»Ich komme mir vor wie ein Maiskorn in der Popcornmaschine«, sagte er zu dem Fahrer. »Wie lange dauert diese Tortur denn noch?«

»Noch ungefähr fünf Minuten, dann geht's zu Fuß weiter«, entgegnete Ben Nighthawk. »Ich kann dir nicht verdenken, dass du langsam von dieser Holperfahrt genug hast. Und verzeih bitte die Rostlaube. Mein Cousin konnte auf die Schnelle nichts Besseres auftreiben.«

Green nickte schicksalsergeben und widmete seine Aufmerksamkeit wieder dem tiefen Forst, der sich weit in alle Richtungen erstreckte. Vor der Versetzung in die Zentrale der SOS hatte er einer der mobilen

Einsatzgruppen angehört. Er war gerammt, beschossen und für kurze, aber unvergessliche Haftzeiten in Gefängnisse gesteckt worden, die eher an mittelalterliche Verliese erinnerten hatten. In Krisensituationen bewahrte er stets einen erstaunlich kühlen Kopf, und sein professorenhaftes Aussehen täuschte über den harten Kern hinweg, aber die unnatürliche Dunkelheit dieser Umgebung setzte ihm stärker zu als alles, was er je auf See erlebt hatte.

»Nicht die *Straße* ist das Problem, sondern dieser verdammte *Wald*«, sagte er und starrte hinaus auf die Bäume.

»Verflucht unheimlich! Es ist mitten am Tag, die Sonne scheint, und hier unten bleibt es stockfinster. Wie aus einem Roman von Tolkien. Es würde mich nicht überraschen, wenn plötzlich ein Ork oder Oger auf uns zugestürmt käme. Hoppla, ich glaube, ich habe dahinten Shrek gesehen.«

Nighthawk lachte. »Ich schätze, der Wald wirkt ein wenig gespenstisch, wenn man ihn nicht gewohnt ist.« Er blickte nach vorn durch die Windschutzscheibe. Sein rundes braunes Gesicht ließ keine Besorgnis erkennen, nur Ehrfurcht. »Wenn man hier aufwächst, ist es ganz anders. Der Wald und die Dunkelheit sind deine Freunde, denn sie bedeuten Schutz.« Er hielt kurz inne. »Meistens jedenfalls.«

Einige Minuten später parkte er den Wagen. Sie stiegen aus und verharrten in der düsteren Naturkathedrale.

Schwärme winziger Fliegen schwirrten um ihre Köpfe. Es roch überwältigend nach Kiefernholz, aber für Nighthawk war dies ein süßerer Duft als Parfüm. Mit seliger Miene sog er die Anblicke und Gerüche in sich auf. Dann

nahmen Green und er ihre Rucksäcke, in denen Kameras, Filme, Werkzeuge, Wasser und Proviant verstaут waren.

Ohne einen Blick auf den Kompass zu werfen, ging Nighthawk los. »Hier entlang«, sagte er so selbstsicher, als würde er einer Markierung folgen.

Schweigend schritten sie über den jahrzehntealten dicken Teppich aus Kiefernadeln und schlängelten sich zwischen den Stämmen hindurch. Die Luft war heiß und drückend, und schon nach kurzer Zeit hatten sie ihre Hemden durchgeschwitzt. Es wuchsen hier zwar vereinzelt Farne und Moose, aber weder Büsche noch Sträucher, und so kamen sie zügig voran. Während er Nighthawk folgte, ließ Green noch einmal Revue passieren, was ihn aus seinem bequemen klimatisierten Büro in diesen dunklen Urwald verschlagen hatte.

Neben seiner Tätigkeit für die SOS unterrichtete Green halbtags an der Georgetown University in Washington. Dort hatte er Ben Nighthawk kennen gelernt, der als Stipendiat an einem seiner Seminare teilnahm. Der junge Indianer wollte die Ausbildung nutzen, um die North Woods zu retten, denen eine zunehmende Erschließung drohte.

Green war von Bens Intelligenz und Begeisterung so angetan gewesen, dass er ihn als Forschungsassistenten ins Büro der SOS geholt hatte.

Der schlaksige Umweltschützer war nur wenige Jahre älter als der stämmige Indianer. Schon nach kurzer Zeit wurden sie nicht nur Kollegen, sondern gute Freunde, was vor allem Nighthawk viel bedeutete, denn er kam nur selten nach Hause. Seine Familie lebte am Ufer eines großen Sees in einer abgelegenen und fast unzugänglichen Gegend Ostkanadas. Die Dörfler hatten gemeinschaftlich ein Wasserflugzeug erworben, das einmal pro Woche zur

nächstgelegenen Stadt flog, um Vorräte zu holen und die Post zu transportieren. Auch für eventuelle Notfälle waren sie auf diese Weise gerüstet.

Bens Mutter hatte ihn über ein großes Bauprojekt am See auf dem Laufenden gehalten. Jemand errichtete ein Jagdanwesen, hatte Nighthawk bekümmert vermutet. Genau diese Art von Bauvorhaben wollte er nach Ende seines Studiums unbedingt verhindern. Dann hatte er vor einer Woche einen beunruhigenden Brief erhalten, in dem von dunklen Machenschaften die Rede war. Seine Mutter bat ihn, so bald wie möglich heimzukommen.

Green sagte, er solle sich so viel Zeit lassen wie nötig. Ein paar Tage nach seinem Aufbruch meldete Nighthawk sich aus Kanada. Er klang verzweifelt. »Ich brauche deine Hilfe«, bat er.

»Kein Problem«, erwiderte Green, der annahm, seinem jungen Freund seien die Mittel ausgegangen. »Wie viel soll ich dir schicken?«

»Es geht nicht um Geld. Ich mache mir Sorgen um meine *Familie!*«

Nighthawk erzählte, bei der Ankunft in der Nachbarstadt habe er erfahren, dass das Wasserflugzeug schon seit zwei Wochen nicht mehr gekommen sei. Die Leute nahmen an, es müsse wohl einen technischen Defekt gegeben haben, und rechneten damit, dass irgendwann jemand zu Fuß im Ort eintreffen würde, um Ersatzteile zu holen.

Ben ließ sich von einem dort ansässigen Verwandten einen Wagen und folgte der primitiven Straße, die zum Dorf führte. Er gelangte an eine Absperrung, die von finster blickenden Männern bewacht wurde. Man teilte ihm mit, das ganze Gelände sei inzwischen Privatbesitz. Als er dennoch zu seinem Dorf durchgelassen werden wollte, zwangen die Kerle ihn mit erhobenen Waffen zur

Umkehr und warnten ihn, er solle sich nicht noch einmal dort blicken lassen.

»Das begreife ich nicht«, hatte Green am Telefon gesagt.

»Lebt deine Familie denn nicht in einer Reservation?«

»Von unserem Volk war damals kaum jemand mehr übrig. Das Land gehörte einem großen Papierkonzern. Technisch gesehen waren wir illegale Siedler, aber die Firma hat uns geduldet und den Stamm sogar in ihren Werbeanzeigen erwähnt, um sich ein gutes Image zu verschaffen. Dann wurde das Land verkauft, und die neuen Eigentümer arbeiten seitdem an einem großen Projekt auf der anderen Seite des Sees.«

»Das Land gehört ihnen; sie können machen, was sie wollen.«

»Ich weiß, aber das erklärt nicht, was aus meinen Leuten geworden ist.«

»Gutes Argument. Hast du die Behörden verständigt?«

»Als Allererstes. Ich bin zur Provinzpolizei gegangen. Die sagten mir, ein Anwalt aus der Hauptstadt habe ihnen mitgeteilt, das Dorf sei geräumt worden.«

»Aber wo sind die Einwohner geblieben?«

»Das hat die Polizei ihn auch gefragt. Der Anwalt behauptete, mein Stamm sei weitergezogen und würde mittlerweile wohl unbefugt auf dem Grund und Boden eines anderen Eigentümers siedeln. Du musst wissen, dass meine Leute hier als verschrobene Sonderlinge gelten. Die Polizei sagt, man könne nichts für mich tun. Ich brauche Hilfe.«

Während sie sprachen, zog Green seinen Kalender zu Rate. »Ich komme morgen mit der Firmenmaschine«, sagte er. Den SOS stand ein geleaster Learjet zur Verfügung.

»Bist du sicher?«

»Wieso nicht? Da Marcus in Dänemark festhängt, bin ich nominell der Chef hier, und um ehrlich zu sein, es macht mich verrückt, ständig Egos streicheln und Revierkämpfe schlichten zu müssen. Sag mir, wo du steckst.«

Green hielt Wort und flog am nächsten Tag nach Quebec. Dort stieg er auf einen Regionalflug um und gelangte an Bord der kleinen Maschine in die Stadt, aus der Nighthawk ihn angerufen hatte. Ben erwartete ihn auf dem winzigen Flughafen, samt Campingausrüstung und fahrbereitem Wagen. Einige Stunden lang folgten sie dem Verlauf einsamer Schleichpfade und übernachteten in freier Natur.

Als Green im Schein der Campingleuchte die Landkarte studierte, sah er, dass der Wald ein riesiges Gebiet mit zahlreichen großen Süßwasserseen bedeckte. Bens Familie ernährte sich von dem Land. Sie fischten und jagten zur Selbstversorgung und verdienten sich Geld als Angel- und Jagdführer für Touristen.

Green hatte vorgeschlagen, sich von einem Wasserflugzeug ans Ziel bringen zu lassen, aber Nighthawk sagte, die schwer bewaffneten Posten hätten keinen Zweifel daran gelassen, dass jeder unbefugte Eindringling erschossen würde. Allerdings sei die von ihnen bewachte Zufahrtsstraße nicht der einzige Weg ins Dorf.

Am nächsten Morgen fuhren sie abermals einige Stunden, ohne auch nur einem einzigen anderen Fahrzeug zu begegnen, bis sie auf den Pfad stießen, der tief in den Wald führte.

Nachdem sie den Wagen nun zurückgelassen hatten und ungefähr eine Stunde wie Schatten im Schutz der hohen

Bäume durch die Stille gehuscht waren, blieb Nighthawk stehen und hob die Hand. Er verharrte mit halb geschlossenen Augen und bewegte den Kopf leicht hin und her. Josh musste unwillkürlich an eine Radarschüssel denken, die ein sich näherndes Zielobjekt anpeilte. Ben schien sich in diesem Moment nicht der üblichen Sinne zu bedienen, sondern eine Art inneren Richtungsanzeiger zu benutzen.

Während Green ihn fasziniert beobachtete, kam ihm ein Gedanke: Man kann den Indianer aus dem Wald holen, aber nicht den Wald aus dem Indianer. Schließlich ließ Nighthawks Anspannung nach. Er griff in seinen Rucksack, holte eine Feldflasche daraus hervor und reichte sie Green.

»Ich spiele nur ungern die Nervensäge«, sagte Josh und trank einen warmen Schluck Wasser, »aber wie weit müssen wir noch laufen?«

Nighthawk deutete voraus. »Noch etwa hundert Meter, dann stoßen wir auf einen Wildpfad, der zum See führt.«

»Woher weißt du das?«

Ben tippte sich an die Nase. »Das war nicht weiter schwierig. Ich bin dem Wassergeruch gefolgt. Versuch's doch auch mal.«

Nach kurzem Schnüffeln stellte Green zu seiner Überraschung fest, dass er neben dem Kiefernduft tatsächlich faulende Pflanzen und Fisch roch. Nighthawk trank ebenfalls und verstaute die Flasche wieder im Rucksack. »Von jetzt an müssen wir sehr vorsichtig sein«, sagte er leise. »Ich gebe dir Handzeichen.«

Green nickte, und sie setzten ihren Weg fort. Schon nach wenigen Schritten änderte sich die Landschaft. Die Bäume waren hier kleiner und dünner, der Boden sandiger. Das Unterholz wurde immer dichter, und sie mussten sich

durch Dornensträucher vorarbeiten, die an ihrer Kleidung zerrten.

Durch das Blätterdach über ihren Köpfen fiel immer mehr Sonnenlicht. Dann sahen sie auf einmal Wasser funkeln. Auf ein Zeichen von Nighthawk ließen sie sich auf Hände und Knie nieder und krochen in Richtung Ufer.

Nach einer Weile stand Ben auf und ging bis zum See. Green folgte ihm. An einem wackligen Pier lag eine alte Cessna vertäut. Nighthawk nahm das Wasserflugzeug genauer in Augenschein, konnte aber nichts Ungewöhnliches feststellen. Dann klappte er die Motorhaube auf und erschrak.

»Josh, sieh dir das an!«

Green betrachtete den Motor. »Da war wohl jemand mit der Axt am Werk.«

Die Schläuche und Kabel hingen lose herab. Mehrere Scharten auf dem Motorblock ließen auf die Einwirkung eines harten Gegenstands schließen.

»Deshalb konnte niemand von hier wegfliegen«, sagte Nighthawk. Er wies auf einen häufig benutzten Trampelpfad am Ufer. »Das ist der Weg ins Dorf.«

Innerhalb weniger Minuten standen sie am Rand einer Lichtung. Ben hob die Hand, ging in die Hocke und spähte mit scharfem Blick zwischen den Büschen hindurch. »Es ist keiner mehr da«, sagte er schließlich.

»Bist du sicher?«

»Ja, leider«, erwiderte Nighthawk und trat furchtlos aus der Deckung. Green folgte ihm zögernd.

Das Dorf bestand aus ungefähr einem Dutzend robust wirkender Blockhäuser, die meisten mit Veranda. Sie waren zu beiden Seiten eines breiten Wegs aus festgetretener Erde errichtet, der an die Main Street einer

Kleinstadt erinnerte, einschließlich eines Gebäudes, das laut Ladenschild als Gemischtwarenhandlung diente. Green rechnete damit, dass jeden Moment jemand zur Tür herauslaufen würde, aber es herrschte überall Grabesstille.

»Das ist unser Haus. Hier wohnen meine Eltern und meine Schwester«, sagte Nighthawk und blieb vor einem der größeren Gebäude stehen. Dann stieg er auf die Veranda und ging hinein. Nach ein paar Minuten kam er wieder zum Vorschein und schüttelte den Kopf. »Niemand. Alles scheint unverändert. Als wären sie nur mal kurz vor die Tür gegangen.«

»Ich habe einen schnellen Blick in einige der anderen Häuser geworfen«, sagte Green. »Dort sieht's genauso aus. Wie viele Leute leben hier normalerweise?«

»Etwa vierzig.«

»Wo könnten sie stecken?«

Nighthawk ging das kurze Stück zum Seeufer, blieb stehen und lauschte dem leisen Plätschern der Wellen. Dann deutete er auf die andere Seite des Sees. »Dort drüben vielleicht?«

Green folgte seinem ausgestreckten Arm und kniff die Augen zusammen. »Wie kommst du darauf?«

»Meine Mutter hat geschrieben, dort gingen seltsame Dinge vor. Wir müssen uns vergewissern.«

»Was für seltsame Dinge?«

»Sie sagte, es würden bei Tag und Nacht große Hubschrauber landen und Material entladen. Als die Männer des Dorfes einen Blick darauf werfen wollten, wurden sie von den Wachposten verjagt. Dann tauchten eines Tages Kerle mit Gewehren im Dorf auf und schauten sich um. Sie haben niemandem etwas getan, aber meine Mutter glaubte, sie würden zurückkommen.«

»Wäre es nicht besser, die Behörden zu unterrichten? Die könnten jemanden per Flugzeug herschicken.«

»Ich glaube nicht, dass uns genug Zeit bleibt«, sagte Nighthawk. »Der Brief ist mehr als zwei Wochen alt. Außerdem liegt Gefahr und Tod in der Luft, das kann ich spüren.«

Green erschauerte. Er steckte mitten in der Wildnis fest, und die einzige Person, die ihn von hier wegbringen konnte, redete wirres Zeug.

Ben spürte die Nervosität seines Freundes und lächelte.

»Keine Angst, ich verwandle mich nicht in einen meiner Vorfahren. Das mit der Polizei ist eine gute Idee. Ich würde mich aber besser fühlen, wenn wir zuvor mal da drüben nachsehen könnten. Na, komm schon.«

Sie kehrten zu dem Hügel zurück, den sie kurz zuvor überquert hatten, und kamen an einen natürlichen Felsüberhang. Nighthawk räumte einige Zweige beiseite, die eine Öffnung verdeckten. Dahinter lag auf einem schlichten Gestell kopfüber ein Kanu aus Birkenrinde. Ben strich mit der Hand über die glänzende Außenhaut.

»Ich habe es selbst gebaut und dabei nur traditionelle Materialien und Techniken benutzt.«

»Es ist wunderschön«, sagte Green. »Wie in *Der letzte Mohikaner*.«

»Besser. Ich bin darin über den ganzen See gefahren.«

Sie zogen das Kanu zum Ufer, aßen Dosenfleisch zu Abend und ruhten sich aus, während sie darauf warteten, dass die Sonne untergehen würde.

Bei Anbruch der Dämmerung warfen sie ihre Rucksäcke in das Boot, schob es ins Wasser und fingen an zu paddeln. Als sie sich dem anderen Ufer näherten, war es

bereits dunkel. Dann stieß das Kanu gegen ein festes Hindernis.

Nighthawk glaubte, sie seien auf einen Felsen aufgelaufen, und streckte die Hand aus. »Es ist eine Art Metallkäfig. Wie eine Köderfalle.« Er ließ den Blick über das Wasser schweifen. »Hier sind überall welche. Ich rieche Fisch, jede Menge. Es muss so etwas wie ein Zuchtbetrieb sein.«

Sie suchten sich eine Lücke in der Barriere und steuerten aufs Ufer zu. In den Käfigen bewegte sich etwas mit lautem Plätschern. Bens Fischzucht-Theorie schien zu stimmen.

Schließlich erreichten sie das Ende eines schwimmenden Piers, der in Knöchelhöhe von trüben Lampen erleuchtet wurde. An einigen seitlich abzweigenden Stegen lagen mehrere Jetskis und Motorboote sowie ein großer Katamaran vertäut, in dessen Mitte ein Förderband verlief. Nighthawk vermutete, dass damit die Käfige zu Wasser gelassen wurden.

»Ich habe eine Idee«, sagte Green, zog bei allen Motorfahrzeugen die Zündschlüssel ab und warf sie in den See. Dann versteckten sie das Kanu zwischen den anderen Booten und breiteten eine Plane darüber.

Der Pier mündete am Ufer in einen Asphaltweg, der weiter landeinwärts führte. Nighthawk und Green beschlossen, lieber im Schutz der Bäume vorzustoßen. Nach einigen Minuten gelangten sie an eine breite Schneise, die von einem großen Bulldozer zu stammen schien. Sie folgten dem Verlauf der Lichtung und stießen auf zahlreiche Lastwagen und Arbeitsmaschinen, die in ordentlichen Reihen hinter einem riesigen Lagerhaus standen. Als sie um eine Ecke des Gebäudes spähten, sahen sie eine große gerodete Freifläche vor sich, die von

einem Kreis aus tragbaren Halogenstrahlern taghell erleuchtet wurde. Raupenfahrzeuge ebneten das Gelände ein, und mächtige Straßenbaumaschinen legten Teerbahnen an. Arbeitstrupps strichen mit Schaufeln den heißen Asphalt glatt, der daraufhin von einer Dampfwalze planiert wurde.

»Was nun, Professor?«, fragte Nighthawk.

»Wie lange noch bis Tagesanbruch?«

»Ungefähr fünf Stunden. Es wäre ratsam, bis dahin wieder auf dem See zu sein.«

Green ließ sich am Boden nieder und lehnte sich gegen einen Baum. »Lass uns beobachten, was hier passiert. Ich übernehme die erste Wache.«

Kurz nach Mitternacht löste Ben ihn ab. Green legte sich hin und schloss die Augen. Das Freigelände war mittlerweile nahezu menschenleer, abgesehen von ein paar bewaffneten Posten. Nighthawk blinzelte ungläubig und berührte Green an der Schulter.

»Ah, Josh ...«

Green setzte sich auf. »Was zum Teufel ...?«

Jenseits der Lichtung, wo zuvor nur Wald gewesen war, erhob sich ein großes kuppelförmiges Gebilde, dessen gesprenkelte Oberfläche bläulich weiß erglühte. Es war wie durch Zauberei plötzlich aufgetaucht.

»Was ist *das* denn?«, flüsterte Ben. »Und wo ist es hergekommen?«

»Keine Ahnung«, sagte Green.

»Vielleicht ein Hotel.«

»Nein«, widersprach Josh. »Dafür sieht es zu funktionell aus. Würdest du in so einem Ding wohnen wollen?«

»Ich bin in einem Blockhaus aufgewachsen. Alles, was größer ist als das, ist ein Hotel.«

»Nichts gegen deine Heimat, aber kannst du dir vorstellen, dass hier scharenweise Angler und Jäger anreisen? Dieses Ding gehört nach Las Vegas.«

»Eher an den Nordpol. Es sieht aus wie ein überdimensionales Iglu.«

Green musste zugeben, dass die Form der Kuppel den Eskimobehausungen entsprach, die er aus dem *National Geographie* kannte. Aber anstatt aus Schneeblöcken schien die Oberfläche aus einem lichtdurchlässigen Kunststoff zu bestehen. Am Fuß der Kuppel gab es zum Platz hin zwei große Hangartore.

Noch während sie zusahen, erwachte die Lichtung wieder zum Leben. Die Bauarbeiter kehrten zurück, begleitet von weiteren Bewaffneten, die angestrengt in den Nachthimmel starrten. Wenig später ertönten von oben Motorengeräusche. Dann schob sich ein riesiges Objekt vor die Sterne.

»Achte auf die Kuppel«, sagte Nighthawk.

Im Dach des Gebäudes hatte sich ein vertikaler Schlitz aufgetan, der sich immer mehr weitete, bis die obere Hälfte der Kuppel vollständig geöffnet war. Aus dem Innern flutete Licht empor und ließ die silbrige Haut eines gigantischen torpedoförmigen Fluggeräts erstrahlen, das nun langsam über die große Öffnung schwebte.

»Wir haben alle beide danebengelegt«, sagte Nighthawk. »Unser Las-Vegas-Hotel ist ein Luftschiffhangar.«

Green hatte die Umrisse des beeindruckenden Gefährts betrachtet. »Hast du je die alten Filmaufnahmen der *Hindenburg* gesehen, dieses großen deutschen Luftschiffs, das in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen ist?«

»Aber was hat so ein Ding *hier* verloren?«

»Ich glaube, das werden wir bald herausfinden«, sagte Green.

Das Luftschiff sank in das Gebäude hinab, und die Kuppelsektionen schlossen sich wieder. Kurz darauf glitten die Tore auseinander, und mehrere dunkelhäutige Männer kamen zum Vorschein. Sie waren in schwarze Uniformen gekleidet und umringten einen Befehlshaber, dessen massiger Kopf auf breiten Schultern thronte.

Er ging zum Rand des Platzes und inspizierte den Fortschritt der Arbeiten. Bislang hatte Nighthawk kaum auf die Arbeiter geachtet. Jetzt jedoch registrierte er, dass diese Leute im Gegensatz zu den Uniformierten Jeans und Flanellhemden trugen und von bewaffneten Posten bewacht wurden.

»O verdammt!«, flüsterte er.

»Was ist denn?«, fragte Green.

»Das dort sind Leute aus meinem Dorf. Ich kann meinen Bruder und meinen Vater sehen. Die Frauen scheinen aber nicht dabei zu sein.«

Der Anführer setzte seine Kontrollrunde am Rand des Platzes fort. Die Wachposten schauten zu ihm hinüber. Einer der Arbeiter nutzte diese Nachlässigkeit und bewegte sich unauffällig in Richtung Waldrand. Dann ließ er die Schaufel fallen und rannte los. Er schien leicht zu hinken, und das kam Nighthawk vertraut vor.

»Das ist mein Cousin«, sagte er. »Ich erkenne es daran, wie er läuft. Als wir noch Kinder waren, hat er sich schlimm am Fuß verletzt.«

Einer der Wächter drehte sich um und bemerkte den Fiehenden. Er hob das Gewehr, ließ es aber gleich wieder sinken, weil der stiernackige Mann ihm offenbar einen entsprechenden Befehl erteilte. Der Anführer ging zu einem Stapel Werkzeuge, nahm einen spitzen Metallspieß,

wog ihn kurz in beiden Händen, holte weit aus wie ein Speerwerfer und schleuderte die Waffe mit aller Kraft, zu der sein untersetzter, muskelbepackter Körper fähig war.

Der Spieß flog als metallischer Schemen in einer hohen ballistischen Kurve davon und war dermaßen gut gezielt, dass er den Fliehenden genau zwischen den Schulterblättern traf. Der Mann stürzte zu Boden und wurde dort festgenagelt wie ein Schmetterling im Schaukasten. Der Anführer hatte sich unterdessen bereits abgewandt und sah gar nicht mehr, wie sein Opfer starb.

Der gesamte Vorfall – die fehlgeschlagene Flucht und der Mord an Bens Cousin – hatte nur wenige Sekunden gedauert. Nighthawk hatte wie erstarrt tatenlos zugesehen. Green wollte ihn zurückhalten, aber der junge Indianer riss sich los und rannte aus der Deckung auf den Toten zu.

Josh eilte ihm hinterher, riss ihn mit einem Sprung zu Boden und rappelte sich sofort wieder auf, um Nighthawk zurückzuzerren. Sie befanden sich mitten im Scheinwerferlicht und waren deutlich zu erkennen. Ben sah, dass die Wachposten auf sie zielten, und handelte rein instinktiv.

Gemeinsam mit Green lief er auf den Wald zu. Schüsse peitschten auf, und Josh stürzte. Nighthawk hielt an, um ihm zu helfen, doch eine Kugel hatte Green am Hinterkopf erwischt und seinen Schädel zerschmettert. Ben fuhr herum und rannte weiter, während zu seinen Füßen die Erde aufspritzte. Als er zwischen den Bäumen verschwand, schlug eine Salve in das Laubwerk über seinem Kopf ein. Unter einem Hagel aus Zweigen und Blättern eilte er zwischen den Stämmen hindurch zum See und weiter auf den Pier hinaus.

Er sah die Jetskis und wünschte, Green hätte einen der Zündschlüssel stecken gelassen. Mit seinem Jagdmesser

durchtrennte er die Halteleinen. Dann stieß er die Fahrzeuge mit aller Kraft vom Steg weg. Er riss die Plane von dem Kanu herunter, sprang hinein und paddelte hektisch los. Als am Pier Mündungsfeuer aufblitzte und das Rattern automatischer Waffen erklang, befand er sich bereits in freiem Fahrwasser. Die Schützen feuerten ungezielt und verfehlten ihn um mehrere Meter.

Das Kanu glitt quer über den See und somit außer Schussweite. Nighthawk paddelte so schnell wie möglich voran. Sobald er das andere Ufer erreichte, könnte er im tiefen Wald verschwinden. Auf einem offenen Gewässer war es nie vollkommen dunkel, weil sogar die schwächste Lichtquelle erfasst und reflektiert wurde, aber nun fing der See um ihn herum an zu glühen, als habe man eine Leuchtchemikalie ins Wasser eingeleitet. Ben blickte über die Schulter zurück und erkannte, dass das Licht nicht dem See entsprang, sondern sich lediglich in der Oberfläche spiegelte.

Hinter ihm ragte ein breiter Lichtstrahl in den Himmel. Die Kuppel öffnete sich, und das Luftschiff stieg langsam empor. Als es einige Dutzend Meter über den Bäumen schwebte, nahm es Fahrt auf und steuerte den See an. In dem gespenstischen Licht, das von unten auf den Rumpf fiel, sah es wie das Racheungeheuer einer längst vergessenen Sage aus. Anstatt sich Ben auf direktem Weg zu nähern, bog das Luftschiff zur Seite ab und folgte der Uferlinie. An seiner Steuergondel flammten Scheinwerfer auf und leuchteten das Wasser ab.

Nach einer Weile wendete es und kehrte auf Parallelkurs zurück. Man wollte also nicht blindlings auf den See vorstoßen, sondern von vornherein ein engmaschiges Suchraster abfliegen. Nighthawk paddelte um sein Leben, aber es würde allenfalls noch einige Minuten dauern, bis die Suchscheinwerfer ihn erfassten.

Das Luftschiff wendete erneut und schlug eine Bahn ein, auf der es genau über dem Kanu vorbeifliegen würde. Sobald man ihn entdeckte, wäre Nighthawk ein leichtes Ziel. Er wusste, dass ihm nur noch eine Alternative blieb, also zog er sein Messer und schlug ein Loch in den Boden des Boots. Kaltes Wasser strömte herein und durchnässte ihn bis zur Taille. Als das Luftschiff über ihm den Himmel verfinsterte, ragte nur noch sein Kopf aus den Fluten. Das dumpfe Dröhnen der Motoren übertönte jeden anderen Laut.

Nighthawk tauchte ab und hielt das sinkende Kanu fest, damit es nicht an die Oberfläche trieb. Über ihm leuchtete das Wasser im Kegel eines der Scheinwerfer auf und wurde wieder dunkel. Er blieb so lange wie möglich unten, musste aber schließlich hochkommen, um Luft zu holen.

Seine Verfolger hatten die nächste Suchbahn eingeschlagen. Aus der Ferne vernahm Ben ein weiteres Geräusch. Das Heulen und Brummen von Jetskis. Jemand hatte anscheinend Ersatzschlüssel aufgetrieben. Nighthawk bog in spitzem Winkel ab und schwamm vom Dorf weg.

Einige Minuten später sah er Scheinwerfer mit hoher Geschwindigkeit über den See genau auf die verlassene Ansiedlung zurasen. Er schwamm weiter, bis er weichen Schlamm unter den Füßen spürte. Erschöpft kroch er an Land, hielt aber nur kurz inne, um sein Hemd auszuwringen.

Am Ufer kamen Lichter in seine Richtung.

Nighthawk warf einen letzten traurigen Blick über den See und verschmolz dann wie ein durchnässtes Gespenst mit dem Wald.

Austins sonnengebräuntes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als das Taxi auf die lange Kiesauffahrt in Fairfax, Virginia, einbog. Er bezahlte den Fahrpreis für den Transfer vom Dulles Airport und lief die Stufen des viktorianischen Bootshauses hinauf, das zu einem alten Anwesen am Ufer des Potomac River gehörte. Drinnen ließ er sein Gepäck fallen, musterte das kombinierte Wohn- und Arbeitszimmer und dachte an das vertraute Zitat von Robert Louis Stevenson.

Der Seemann ist daheim, zurück von großer Fahrt.

Genau wie Austin stellte auch sein Haus eine Ansammlung scheinbarer Gegensätze dar. Er war ein Mann der Tat, dessen Körperkraft, Mut und Schnelligkeit ihresgleichen suchten. Dennoch besaß er einen kühlen Intellekt und ließ sich häufig von den großen Geistern früherer Jahrhunderte inspirieren. Seine Arbeit hatte meistens mit den neuesten Errungenschaften der Technik zu tun, aber sein Respekt für die Vergangenheit manifestierte sich in den beiden Duellpistolen, die über seinem Kamin hingen. Sie waren Teil einer Sammlung, die mehr als zweihundert Paare umfasste und von ihm beständig erweitert wurde, obwohl er als Regierungsbeamter kein besonders üppiges Gehalt bezog.

Die zwei Seiten seiner Persönlichkeit spiegelten sich in dem behaglichen dunklen Holzmobiliar aus der Kolonialzeit und dem scharfen Kontrast der schlichten weißen Wände wider, an denen – wie in einer New Yorker Kunstgalerie – zeitgenössische Originale hingen. Die zahlreichen Regale bogen sich unter der Last Hunderter von Büchern, zu denen Erstausgaben von Joseph Conrad

und Herman Melville sowie oft genutzte Bände mit den Schriften der großen Philosophen zählten. Während Kurt sich einerseits stundenlang mit den Werken und Weisheiten von Plato und Kant beschäftigen konnte, enthielt seine umfangreiche Plattensammlung vornehmlich Progressive Jazz. Merkwürdigerweise deutete kaum etwas darauf hin, dass er den größten Teil seiner Arbeitszeit auf oder unter dem Meer verbrachte, abgesehen von dem primitiven Gemälde eines Klippers und einiger anderer Segelschiffe, einem Foto seines Einmasters bei voller Fahrt und einem kleinen Glaskasten mit einem Modell seines Rennboots.

Austin hatte das Bootshaus mit Sorgfalt – und größtenteils eigenhändig – in ein Heim verwandelt. Seine Aufträge für die NUMA und davor für die CIA verschlugen ihn in alle Winkel des Erdballs. Doch wenn die Arbeit getan war, konnte er stets in seinen sicheren Hafen zurückkehren, die Segel einholen und vor Anker gehen. Um das maritime Bild zu vervollständigen, fehlte eigentlich nur noch eine Ration Grog, dachte er.

Er ging in die Küche und schenkte sich dunklen Rum mit jamaikanischem Ingwerbier ein. Als er die Verandatüren öffnete, um frische Luft ins Haus zu lassen, klimperten in seinem Glas leise die Eiswürfel. Er schlenderte hinaus in die Dämmerung, atmete die kühle Brise ein und ließ den Blick über den träge dahinströmenden Potomac schweifen. Der Fluss war so schön und friedlich wie immer.

Kurt nahm auf seinem hölzernen Liegestuhl Platz, lehnte sich zurück und starrte in den Himmel, als könnten die Sterne ihm verraten, was hinter dem Geschehen der letzten Tage steckte. Die misslichen Ereignisse auf den Färöer-Inseln und in Kopenhagen kamen ihm beinahe wie ein böser Traum vor, wäre da nicht das Jucken der heilenden

Brustverletzung gewesen oder die Beule unter dem Haar, die er dem Knüppelhieb zu verdanken hatte. Die Sabotage des SOS-Schiffs stand in direkter Verbindung zu dem Überfall in einer ruhigen Kopenhagener Seitenstraße, wobei die Versenkung der *Sea Sentinel* lediglich Mittel zum Zweck gewesen war. Jemand hatte die SOS schlicht als Störfaktor ausschalten wollen. Als Austin neugierig wurde, geriet auch er ins Visier der Täter, erst in Skaalshavn, dann in Kopenhagen.

Die Situation ließ sich in einer einfachen Gleichung zusammenfassen: Sobald jemand sich zu sehr für eine Firma namens Oceanus interessierte, beschwor er verhängnisvolle Konsequenzen herauf. Kurt dachte an die Fischzucht und dieses Ding in dem Tank zurück, das ihn zu Tode erschreckt hatte. Über Oceanus schien ein Pesthauch des absolut Bösen zu schweben. Wie hatte Jorgensen das genannt? Etwas *Unheiliges*. Und dann gab es da noch den baskischen Tycoon Balthazar Aguirrez und dessen seltsame Nachforschungen. Was war *davon* zu halten?

Austin ließ die Vorfälle der vergangenen Tage so lange Revue passieren, bis ihm die Augenlider schwer wurden. Er trank aus, stieg die Treppe in den Turm hinauf, der über dem Mansardendach aufragte, legte sich ins Bett und schlief tief und fest bis zum nächsten Morgen durch. Nachdem er sich angezogen und einen Becher starken Kaffee getrunken hatte, rief er einen alten Freund bei der CIA an, um seinen Besuch anzukündigen, und gab danach der NUMA Bescheid, dass er heute erst später ins Büro kommen würde.

Im Gegensatz zu seinem Kollegen Dirk Pitt, der alte Autos nicht nur sammelte, sondern auch mit Begeisterung fuhr, war Austin in dieser Hinsicht eher anspruchslos. Mit einem Wagen aus dem Fuhrpark der NUMA, worauf

allein die türkisfarbene Lackierung hinwies, schlug Kurt nun den Weg nach Langley ein, der ihm dank seiner früheren Tätigkeit für die CIA sehr vertraut war, und parkte neben Dutzenden anderer Behördenfahrzeuge. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 hatte man die Sicherheitsvorschriften für den weitläufigen Komplex noch verschärft.

Herman Perez, den Austin zuvor angerufen hatte, erwartete ihn bereits in der Besucherzone. Perez war ein schwächlicher Mann mit olivfarbener Haut, dunklen Augen und schütterem braunem Haar. Er sorgte für eine zügige Personenkontrolle am Eingang und führte Austin durch ein Labyrinth von Fluren zu einem Büro, in dem kein einziges Blatt Papier herumlag. Auf dem Schreibtisch standen nur ein Computermonitor, ein Telefon und das Foto einer attraktiven Frau mit zwei niedlichen Kindern.

»Kurt, wie schön, dich zu sehen!«, sagte Perez und bedeutete Austin, er solle sich setzen. »Spielst du mit dem Gedanken, Sandeckers Schiff zu verlassen und noch einmal der Firma beizutreten? Wir würden dich liebend gern bei uns aufnehmen. Der Spionagekram, mit dem du dich so gut auskennst, wird hier in Langley seit neuestem wieder in Ehren gehalten.«

»Admiral Sandecker hätte eventuell etwas dagegen einzuwenden. Aber ich muss zugeben, dass ich immer noch wehmütig daran zurückdenke, wie viel Spaß wir bei unserem letzten Auftrag hatten.«

»Die geheime Raketenbergung vor Gibraltar«, sagte Perez mit jungenhaftem Grinsen. »O Mann, da war vielleicht was los.«

»Ich habe während der ganzen Fahrt hierher darüber nachgedacht. Wie lange liegt das jetzt zurück?«

»*Viel* zu lange. Weißt du, Kurt, ich höre heute noch

kleine Flamencotänzerinnen in meinem Kopf, sobald ich spanischen Wein trinke.« Ein träumerischer Zug legte sich auf sein Gesicht. »Bei Gott, wir haben wirklich eine Menge zusammen erlebt, nicht wahr?«

Austin nickte. »Die Welt hat sich seitdem ziemlich verändert.«

Perez lachte. »Nicht für *dich*, alter Freund! Ich habe von dieser erstaunlichen Rettungsaktion gelesen, die dir bei den Färöer-Inseln gelungen ist. Du hast dich kein bisschen geändert, alter Seebär. Immer noch derselbe Draufgänger.«

Austin stöhnte auf. »Heutzutage muss ich für jede Minute Spaß eine Stunde am Schreibtisch sitzen und mich mit irgendwelchen Berichten herumschlagen.«

»Wem sagst du das? Ich könnte gut auf den Papierkrieg verzichten, obwohl ich die regelmäßigen Arbeitszeiten zu schätzen gelernt habe, seit ich Vater bin. Zwei Kinder, ist das zu glauben? Ein Bürojob hat auch Vorteile. Du kannst es ja mal ausprobieren.«

»Nein danke. Da lasse ich mir lieber die Augäpfel tätowieren.«

Perez lachte. »Nun ja, du bist nicht hergekommen, um über die gute alte Zeit zu plaudern. Am Telefon hieß es, du würdest dich für jemanden namens Balthazar Aguirrez interessieren. Dürfte ich fragen, aus welchem Grund?«

»Na klar. Ich habe Aguirrez auf den Färöer-Inseln getroffen. Er schien mir eine faszinierende Person zu sein. Ich weiß, dass er Schiffbaumagnat ist, aber mir war so, als würde hinter dem Mann noch mehr stecken.«

»Du hast ihn *kennen gelernt*?«

»Er war angeln. Ich auch.«

»Ich hätte es wissen müssen«, sagte Perez.

»Schwierigkeiten ziehen einander an.«

»Wie meinst du das?«

»Was weißt du über die baskische Separatistenbewegung?«

»Die ist schon seit langem aktiv. Baskische Terroristen sprengen immer wieder mal ein öffentliches Gebäude in die Luft oder ermorden einen unschuldigen Regierungsvertreter.«

»Ja, das ist eine ganz gute Zusammenfassung«, sagte Perez. »Seit vielen Jahrzehnten wird über einen eigenen Baskenstaat diskutiert, der Teile von Spanien und Frankreich beanspruchen würde. Die radikalste Separatistengruppe, die ETA, hat schon 1968 den bewaffneten Kampf aufgenommen. Nach Francos Tod im Jahr 1975 hat die neue spanische Regierung den Basken mehr politischen Einfluss zugestanden, aber die ETA akzeptiert keine Teillösungen. Inzwischen haben die Terrorakte mehr als achthundert Opfer gekostet. Jeder, der nicht für die ETA ist, gilt als Feind.«

»Leider ereignet sich diese Geschichte immer wieder und überall auf der Welt.«

»Der politische Arm der Separatistenbewegung ist die Batasuna-Partei. Sie wurde bisweilen mit der Sinn Fein verglichen, der öffentlichen Vertretung der IRA. Nachdem es in letzter Zeit vermehrt Anschläge gab und ein großes Waffenlager der ETA entdeckt wurde, hat die spanische Regierung massive Gegenmaßnahmen ergriffen. Die eingeschränkte Autonomie wurde widerrufen, die Batasuna verboten und gegen die gesamte Separatistenbewegung scharf durchgegriffen.«

»Wie passt Aguirrez in dieses blutige kleine Bild?«

»Dein Verdacht hat dich nicht getrogen, hinter dem Mann steckt tatsächlich mehr. Er ist einer der größten

Geldgeber der Batasuna. Die Regierung hat ihm vorgeworfen, er würde den Terrorismus finanzieren.«

»Ich mochte den Mann. Er sah nicht wie ein Terrorist aus«, erwiderte Austin und musste an das freundliche und zuvorkommende Verhalten seines Wohltäters denken.

»Sicher, und Joe Stalin sah aus wie ein lieber Großvater.«

Austin erinnerte sich an die bedrohlich wirkende Besatzung und die schweren Waffen, mit denen die Jacht ausgestattet war. »Ist die Anschuldigung berechtigt?«

»Er gibt offen zu, die Batasuna finanziell unterstützt zu haben, betont aber, dass es sich zu jenem Zeitpunkt noch um eine rechtmäßige Partei gehandelt hat. Die Behörden vermuten, dass er die Bewegung auch weiterhin mit Geld versorgt. Es gibt keine eindeutigen Beweise, und Aguirrez hat viel zu gute Beziehungen, als dass man ihn mit einer so wackligen Anklage vor Gericht stellen könnte.«

»Wie schätzt du den Kerl ein?«

»Ich habe viele Jahre in Spanien gelebt und ihn nie persönlich kennen gelernt. Deshalb war ich vorhin so überrascht, als du euer Treffen erwähnt hast. Ich glaube, er vertritt eine gemäßigte Position und würde eine friedliche Autonomielösung befürworten, aber die Morde der ETA haben sein Anliegen untergraben. Er fürchtet, dass die Gegenmaßnahmen der Regierung den Konflikt wieder entfachen und unschuldige Bürger gefährden werden. Er könnte Recht behalten.«

»Das klingt, als würde er auf einem sehr schmalen Grat balancieren.«

»Manche Leute behaupten, der stetige Druck habe ihn zerrüttet. Er hat von einer Möglichkeit gesprochen, die öffentliche Meinung in Europa zugunsten einer Baskennation zu beeinflussen. Hat er dir gegenüber

angedeutet, was das sein könnte?« Perez' dunkle Augen verengten sich. »Ihr habt euch doch bestimmt nicht nur übers Angeln unterhalten.«

»Ich hatte den Eindruck, dass er sehr stolz auf seine baskische Abstammung ist – seine Yacht heißt *Navarra*. Er hat kein Wort über Politik verloren. Unser Thema war vor allem die Archäologie. Er ist Amateurforscher und interessiert sich für die eigenen Vorfahren.«

»Bei dir klingt das, als wäre er so eine Art zerstreuter Professor. Lass mich dich warnen, alter Freund. Die spanische Polizei möchte ihn liebend gern festnageln. Bislang kann man ihn nicht direkt mit den Terroranschlägen in Verbindung bringen, aber sobald entsprechende Beweise vorliegen, solltest du den Leuten besser nicht in die Quere kommen.«

»Ich werde es nicht vergessen. Danke für deine Hilfe.«

»Ach, Kurt, das ist doch das mindeste, was ich für einen früheren Waffenbruder tun kann.«

Bevor Perez die Gelegenheit nutzen konnte, um abermals in Erinnerungen zu schwelgen, warf Austin einen Blick auf die Uhr. »Ich muss los. Nochmals vielen Dank.«

»Keine Ursache. Lass uns mal zusammen zu Mittag essen. Du fehlst uns hier. Die hohen Tiere sind immer noch sauer, dass Sandecker dich zur NUMA geholt hat.«

Austin stand auf. »Vielleicht arbeiten wir eines Tages ja an einem gemeinsamen Auftrag.«

Perez lächelte. »Das wäre prima«, sagte er.

Der Washingtoner Berufsverkehr hatte nachgelassen, und schon bald sah Austin die grüne Glasfassade des dreißiggeschoßigen NUMA-Gebäudes oberhalb des Potomac in der Sonne funkeln. Als er sein Büro betrat,

stöhnte er auf. Seine tüchtige Sekretärin hatte die rosafarbenen Telefonnotizen, auf denen sein Rückruf erbeten wurde, zu ordentlichen Stapeln aufgeschichtet. Außerdem musste er sich durch eine wahre Flut von E-Mails wühlen, bevor auch nur daran zu denken war, dass er einen Bericht über Oceanus verfasste.

Ah, das aufregende Leben eines Draufgängers! Er öffnete sein elektronisches Postfach, stuftete nach kurzer Prüfung die Hälfte der Mails als unwesentlich ein und löschte sie. Dann blätterte er die Telefonzettel durch und stieß auf eine Nachricht von Paul und Gamay. Die beiden waren nach Kanada geflogen, um sich eine Oceanus-Firma vorzunehmen. Zavala hatte auf dem Anrufbeantworter erklärt, dass er am heutigen Abend rechtzeitig genug für eine heiße Verabredung heimkehren würde. Gewisse Dinge änderten sich eben nie, dachte Austin kopfschüttelnd. Sein gut aussehender und charmanter Partner war bei der Damenwelt Washingtons überaus beliebt. Kurt seufzte und startete die Textverarbeitung. Er war mit dem ersten Entwurf beschäftigt, als das Telefon klingelte.

»Guten Tag, Mr. Austin. Ich hatte gehofft, Sie im Büro anzutreffen.«

Er lächelte beim Klang von Theris Stimme. »O wie gern wäre ich wieder auf hoher See. Ihr Rückflug mit der Concorde ist reibungslos verlaufen, nehme ich an.«

»Ja, aber ich weiß nicht, weshalb ich mich so beeilt habe. Mein Fach quillt von Protokollen und Schriftsätzen über. Doch ich habe nicht angerufen, um mich zu beklagen. Ich möchte mich gern mit Ihnen treffen.«

»Bin schon unterwegs. Vielleicht ein Spaziergang. Cocktails und Abendessen. Und dann, wer weiß?«

»Das ›wer weiß‹ muss vorerst noch warten. Es geht ums

Geschäft. Marcus will mit Ihnen reden.«

»Ich kann Ihren Freund langsam nicht mehr leiden. Er mischt sich ständig in etwas ein, das durchaus die Liebesaffäre des Jahrhunderts werden könnte.«

»Es ist wichtig, Kurt.«

»Okay, ich werde mich mit ihm treffen, aber nur unter einer Bedingung: Es muss heute Abend sein.«

»Einverstanden.«

Sie nannte Austin Zeit und Ort. Ungeachtet Therri's Charme hatte Kurt dem Gespräch mit Ryan vor allem deswegen zugestimmt, weil er in einer Sackgasse steckte und auf neue Erkenntnisse hoffte. Er legte auf, lehnte sich auf seinem Drehstuhl zurück und verschränkte die Hände im Nacken. Sogleich kam ihm wieder Oceanus in den Sinn, denn als er den Arm hob, schmerzte seine Brustverletzung und fungierte als wirksame Gedächtnisstütze.

Er fragte sich, ob die Trouts wohl etwas herausgefunden hatten. Ihrer ersten Nachricht war keine weitere gefolgt. Kurt versuchte, sie über ihre Mobiltelefone zu erreichen, doch niemand meldete sich. Er machte sich keine Sorgen. Paul und Gamay waren absolut in der Lage, auf sich aufzupassen.

Dann rief er Rudi Gunn an, den stellvertretenden Leiter der NUMA, und verabedete sich mit ihm zum Mittagessen. Rudis weithin berühmtes analytisches Geschick würde eventuell dazu beitragen können, das verflochtene Dickicht rund um den geheimnisvollen Konzern zu durchdringen.

Als Gunn den Entwurf las, interessierte er sich sofort für Aguirrez und fragte, ob eine Verbindung zwischen dem baskischen Terrorismus und dem gewaltsamen Vorgehen von Oceanus bestand. Aguirrez hatte von einem Vorfahr

namens Diego erzählt. Austin überlegte, wie sehr der Baske von seiner Familiengeschichte besessen war, und kam zu dem Schluss, dass dieser Umstand genauere Betrachtung verdiente, denn wie Kurt aus eigener Erfahrung wusste, stellte die Vergangenheit stets den Schlüssel zur Gegenwart dar. Er benötigte jemanden, der ihm den Weg zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts weisen konnte, und musste unwillkürlich an eine ganz bestimmte Person denken. Austin nahm den Hörer ab und wählte eine Nummer.

Der weltberühmte Marinehistoriker und Gourmet St. Julien Perlmutter erlebte einen Moment höchster Verzückung. Er saß auf der Terrasse einer dreihundert Jahre alten toskanischen Villa, von der aus man nicht nur einen atemberaubenden Ausblick auf die wogenden Weinberge hatte, sondern in der Ferne zudem den Dom der Renaissancestadt Florenz aufragen sah. Der breite Eichentisch vor Perlmutter bog sich unter der Last italienischer Speisen, von duftender Wurst aus heimischer Produktion bis zu einem dicken, nur leicht angebratenen Beefsteak Fiorentina. Es gab hier so viele köstliche Gerichte, so viele herrliche Farben und Wohlgerüche, dass Perlmutter tatsächlich nicht wusste, womit er anfangen sollte.

»Reiß dich zusammen, alter Mann«, murmelte er und strich sich über den grauen Bart, während er die reichhaltige Tafel musterte. »Hier inmitten dieses Überflusses zu verhungern, wäre auch keine Lösung.«

Da Perlmutter hundertachtzig Kilogramm wog, bestand kaum die Gefahr, dass er vom Fleisch fallen würde. Seit seiner Ankunft vor zehn Tagen hatte er sich im Zuge der Werbetour für eine italienisch-amerikanische Feinschmeckerzeitschrift den italienischen Stiefel hinaufgefuttern. Er war durch Weingüter, Trattorien und Räuchereien gestapft, hatte in Kühlräumen voller aufgehängter Schinken für Fotos posiert und Vorträge darüber gehalten, dass die einheimische Küche sich bis zu den Etruskern zurückverfolgen ließ. Auf jeder Station seiner Reise war ihm ein üppiges Festmahl serviert worden. Diese Überbeanspruchung seiner Sinne hatte

letztlich zu dem gegenwärtigen Dilemma geführt.

Das Mobiltelefon in seiner Jacketttasche klingelte. Perlmutter war dankbar, vorübergehend von seiner verwickelten Lage abgelenkt zu werden, und klappte das Gerät auf.

»Bitte formulieren Sie Ihr Anliegen so knapp wie möglich.«

»Es war gar nicht so einfach, Sie zu finden, St. Julien.«

Die himmelblauen Augen in Perlmutters gerötetem Gesicht funkelten vergnügt, als er die vertraute Stimme von Kurt Austin erkannte.

»Ganz im Gegenteil, Kurt, mein Freund. Ich bin wie Hänsel und Gretel. Folgen Sie der Spur aus Brotkrumen, und Sie werden mich beim Knuspern am Pfefferkuchenhaus antreffen.«

»Ich bin lieber dem Hinweis Ihrer Haushälterin gefolgt. Sie hat mir verraten, dass Sie in Italien sind. Wie läuft die Reise bisher?«

Perlmutter tätschelte seinen beachtlichen Bauch. »Sie ist sehr erfüllend, um es mal vorsichtig zu formulieren. Ist im District of Columbia noch alles beim Alten?«

»Ja, soweit ich weiß. Ich bin erst gestern Abend aus Kopenhagen zurückgekehrt.«

»Ah, die Stadt von Hans Christian Andersen und der kleinen Meerjungfrau. Ich weiß noch, als ich vor ein paar Jahren dort war, gab es da dieses Restaurant, in dem –«

Austin unterbrach ihn, bevor Perlmutter anfangen konnte, von jedem einzelnen Gang seines Abendessens zu schwärmen. »Ich würde mich bei Gelegenheit wirklich gern darüber unterhalten, aber im Augenblick benötige ich Ihr historisches Fachwissen.«

»Wenn's um gute Küche oder Geschichte geht, stehe ich

immer gern zur Verfügung. Legen Sie los.« Perlmutter wurde von der NUMA häufig als Sachverständiger hinzugezogen.

»Haben Sie jemals von einem baskischen Seemann namens Diego Aguirrez gehört? Ende des fünfzehnten oder Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.«

Perlmutter bemühte sein enzyklopädisches Gedächtnis.

»Ah, ja, das hängt irgendwie mit dem Rolandslied zusammen, dem alten französischen Heldengedicht.«

»Die *Chanson de Roland*? Ich habe mich im Französischunterricht auf der Highschool mal durch den Text ackern müssen.«

»Dann ist Ihnen die Legende ja bekannt. Roland war der Neffe Karls des Großen und hielt mit Hilfe seines magischen Schwerts *Durendal* bei Roncesvalles die Sarazenen auf. Als er im Sterben lag, schlug Roland das Schwert gegen einen Felsen, damit es nicht in die Hände der Feinde fallen würde, doch die Klinge zerbrach nicht. Erst jetzt blies er sein Horn, um Hilfe herbeizurufen. Karl hörte das Signal und kam mit seinem Heer, aber es war zu spät. Roland war tot. Im Laufe der Jahrhunderte wurde Roland ein baskischer Held, eine Verkörperung ihres unbeugsamen Charakters.«

»Und wie kommen wir von Roland zu Aguirrez?«

»Ich kann mich erinnern, dass die Familie Aguirrez in einer Abhandlung aus dem achtzehnten Jahrhundert erwähnt wurde, in der es um präkolumbische Reisen nach Amerika ging. Es hieß, Aguirrez sei zum Fischfang bereits Jahrzehnte vor der Reise des Kolumbus mehrmals bis in nordamerikanische Gewässer vorgestoßen. Leider hat er sich mit der spanischen Inquisition angelegt. Laut unbestätigten Berichten hatte man ihm die Reliquien des Roland anvertraut.«

»Das klingt, als sei die Roland-Geschichte keine reine Legende gewesen. Haben das Schwert und das Horn denn tatsächlich existiert?«

»Die Inquisition war offenbar davon überzeugt. Man fürchtete, die Reliquien könnten dazu benutzt werden, die Basken zum Aufstand zu vereinen.«

»Was ist aus Aguirrez und den Reliquien geworden?«

»Sie sind allesamt verschwunden. Ich kann mich nicht entsinnen, je von einem Schiffbruch gelesen zu haben. Darf ich fragen, wieso Sie sich für dieses Thema interessieren?«

»Ich habe einen Nachkommen von Diego Aguirrez kennen gelernt. Er reist auf den Spuren seines Urahns, aber von heiligen Reliquien hat er kein Wort gesagt.«

»Das überrascht mich nicht. Die baskischen Separatisten verüben in Spanien auch heute noch Anschläge. Es ist kaum vorstellbar, was geschehen würde, falls ihnen dermaßen mächtige Objekte in die Hände fielen.«

»Können Sie sich sonst noch an etwas im Zusammenhang mit Aguirrez erinnern?«

»Nicht auf Anhieb. Sobald ich zu Hause bin, wühle ich ein wenig in meinen Büchern.« Perlmutter besaß eine der weltweit besten Seefahrtbibliotheken. »Ich kehre in ein paar Tagen nach Georgetown zurück. Aber vorher mache ich einen Abstecher nach Mailand.«

»Sie waren wie immer eine große Hilfe. Bis demnächst also. *Buon appetito*.«

»Grazie«, sagte Perlmutter und unterbrach die Verbindung. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Festmahl zu. Er wollte sich soeben einem Teller mariniertes Artischockenherzen widmen, als sein Gastgeber, dem sowohl die Villa als auch die umliegenden

Ländereien gehörten, mit der Flasche Wein zurückkam, die er aus dem Keller geholt hatte.

Der Mann erschrak. »Sie haben Ihr Essen ja noch gar nicht angerührt. Sind Sie krank?«

»Aber nein, Signore Nocci. Ich wurde durch einen Anruf und eine Frage historischer Natur unterbrochen.«

Der grauhaarige Italiener nickte. »Vielleicht wird ein Happen von dem *cinghiale*, dem Wildschwein, Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Die Trüffel in der Soße stammen aus meinen Wäldern.«

»Ein großartiger Vorschlag, mein Freund.« Nachdem nun der Damm gebrochen war, ließ Perlmutter es sich mit dem üblichen Genuss schmecken. Nocci hielt seine Neugier während der Mahlzeit höflich im Zaum. Erst als sein Gast sich den kleinen Mund abtupfte und die Serviette beiseite legte, brachte der Italiener das Thema zur Sprache.

»Ich bin Amateurhistoriker«, sagte Nocci. »Wenn man in einem Land voller Überbleibsel zahlloser Kulturen lebt, erwacht dieses Interesse ganz automatisch. Womöglich kann ich Ihnen bei Ihrer Frage behilflich sein.«

Perlmutter schenkte sich noch ein Glas des 1997er Chianti ein und berichtete von Austins Anruf. Der Italiener neigte den Kopf. »Über diesen Basken weiß ich nichts, aber Ihre Geschichte lässt mich an etwas denken, das ich bei Nachforschungen in der Biblioteca Laurenziana entdeckt habe.«

»Ich habe das Archiv vor vielen Jahren selbst einmal besucht. Die Manuskripte waren faszinierend.«

»Mehr als zehntausend Meisterwerke«, sagte Nocci und nickte. »Wie Sie wissen, wurde die Bibliothek von der Familie Medici gegründet, um ihre kostbare Handschriftensammlung aufzunehmen. Ich habe eine

Arbeit über Lorenzo den Prächtigen verfasst, die ich hoffentlich eines Tages veröffentlichen kann, obwohl ich bezweifle, dass jemand sie lesen wird.«

»Seien Sie versichert, *ich* werde sie lesen«, versprach Perlmutter feierlich.

»Dann hat meine Mühe sich schon gelohnt«, erwiderte Nocci. »Wie dem auch sei, bei wissenschaftlichen Recherchen besteht immer die Gefahr, vom eigentlichen Gegenstand abzuschweifen, und so bin ich auf einen Text über den Medici-Papst Leo X. gestoßen. Nachdem 1516 König Ferdinand gestorben war, sah sein siebzehnjähriger Nachfolger Karl V. sich Leos Bestreben ausgesetzt, die Macht der Inquisition einzuschränken, getreu der großen humanistischen Tradition der Medici. Karls Berater überzeugten den jungen König jedoch davon, dass die Inquisition für den Erhalt seiner Regentschaft unentbehrlich sei, und so dauerten die Drangsalierungen noch weitere dreihundert Jahre an.«

»Ein trauriges Kapitel der Menschheitsgeschichte. Es ist tröstlich zu wissen, dass Aguirrez den Mut zum Widerstand aufbrachte, aber die dunklen Mächte sind stark.«

»Und keine war dunkler als ein Spanier namens Martinez. In einem Brief an den König drang er auf Unterstützung der Inquisition und eine Ausweitung ihrer Befugnisse. Soweit ich es ermitteln konnte, wurde dieses Schreiben Leo zur Stellungnahme vorgelegt und mit den anderen Unterlagen des Papstes in der Bibliothek archiviert.« Er schüttelte den Kopf. »Es handelt sich um die fanatische Hetzschrift eines Ungeheuers. Martinez hasste die Basken und wollte sie vom Antlitz der Erde tilgen. Ich weiß noch, dass Roland erwähnt wurde, weil es mir in diesem Zusammenhang ziemlich ungewöhnlich vorkam.«

»Was genau stand dort über Roland zu lesen?«

Nocci seufzte theatralisch und tippte sich mit dem Zeigefinger an den Kopf. »Ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Eine der Folgen des Alters.«

»Vielleicht fällt es Ihnen wieder ein, wenn Sie noch ein Gläschen trinken.«

»Ich weiß etwas Besseres«, erwiderte Nocci lächelnd.

»Die stellvertretende Kuratorin ist eine gute Freundin von mir. Wenn Sie gestatten, rufe ich gleich bei ihr an.« Er kehrte nach wenigen Minuten zurück. »Sie sagt, sie wird den Brief, den ich erwähnt habe, jederzeit gern für uns heraussuchen.«

Perlmutter schob seinen massigen Leib vom Tisch zurück und stand auf. »Etwas Bewegung kann bestimmt nicht schaden.«

Die Fahrt nach Florenz dauerte nur knapp eine Viertelstunde. Nocci fuhr normalerweise einen Fiat, aber in Erwartung von Perlmutters Besuch hatte er einen Mercedes gemietet, der seinem korpulenten Gast wesentlich mehr Raum bot. Sie parkten in der Nähe der Piazza San Lorenzo mit ihren unzähligen Lederartikel- und Souvenirständen und gingen durch eine Tür links neben der alten Grabkapelle der Familie Medici.

Hier in dem stillen Säulengang war von dem geschäftigen Treiben des Kirchplatzes nichts mehr zu spüren. Über das von Michelangelo gestaltete Treppenhaus gelangten sie in den Lesesaal. Trotz seines stattlichen Körperbaus bewegte Perlmutter sich flinker, als es nach dem Gesetz der Schwerkraft eigentlich möglich schien, aber die vielen Stufen ließen ihn dennoch vor Anstrengung schnaufen, und so war er gern einverstanden, als Nocci sagte, er würde seine Freundin holen. Gemächlich schlenderte Perlmutter an den Bankreihen mit

den geraden Rückenlehnen vorbei, betrachtete die Schnitzereien, genoss das warme Sonnenlicht, das durch die hohen Fenster fiel, und atmete den Geruch der verstaubten Altertümer ein.

Nocci kehrte nach einer Minute mit einer hübschen Frau mittleren Alters zurück und stellte sie Perlmutter als Mara Maggi vor, die stellvertretende Kuratorin. Sie hatte das rötlich blonde Haar und den aparten Florentiner Teint, die so häufig in den Gemälden Botticellis auftauchten.

Perlmutter reichte ihr die Hand. »Vielen Dank, dass Sie so kurzfristig für uns Zeit haben, Signora Maggi.«

Sie begrüßte ihn mit einem strahlenden Lächeln. »Gern geschehen. Es ist mir eine Freude, einem so angesehenen Kollegen unsere Sammlung öffnen zu dürfen. Bitte folgen Sie mir. Der Brief, den Sie zu sehen wünschen, liegt in meinem Büro.«

Sie ging voran in einen Raum, von dessen Fenster aus man den Klostergarten überblicken konnte, und führte Perlmutter in ein kleines Vorzimmer, in dem ein Schreibtisch und einige Stühle standen. Auf dem Tisch lag ein offener, in Leinwand gehüllter Holzkasten, der mehrere Seiten knittriges Pergament enthielt. Signora Maggi ließ die beiden Männer allein und sagte, sie brauchten bloß zu rufen, falls sie Hilfe benötigten.

Nocci nahm behutsam das erste Blatt, ohne dabei mehr als die Kanten zu berühren. »Mein Spanisch ist ganz annehmbar. Falls Sie gestatten ...«

Perlmutter nickte, und Nocci fing an, ihm vorzulesen. Während er zuhörte, gewann Perlmutter den Eindruck, dass ihm kaum jemals ein so gehässiges und blutrünstiges Pamphlet untergekommen war. Die Hetzschrift bestand aus einer Litanei von Anklagen gegen die Basken – darunter Hexerei und Teufelsverehrung. Sogar die

Einzigartigkeit ihrer Sprache wurde gegen sie verwendet. Martinez war eindeutig verrückt, aber hinter seinen Schmähungen steckte eine clevere politische Botschaft an den jungen König: Wer den Einfluss der Inquisition beschränkte, schwächte die Macht des Throns.

»Ah«, sagte Nocci und rückte seine Lesebrille zurecht.

»Hier ist die Stelle, von der ich Ihnen erzählt habe. Martinez schreibt:

Doch am meisten fürchte ich ihren Hang zur Rebellion. Sie verehren Reliquien. Sie besitzen das Schwert und das Horn und messen beiden große Kräfte zu. Auf diese Weise fühlen sie sich stark genug, einen Aufstand zu wagen, der die Autorität der Kirche und Eures Königreichs bedrohen wird, Euer Hoheit. Es gibt unter ihnen einen Mann namens Aguirrez, der im Zentrum des Komplotts steht. Ich habe gelobt, ihn bis ans Ende der Welt zu verfolgen und diese Reliquien zurückzufordern. Euer Majestät, falls es dem Heiligen Offizium nicht gestattet wird, die Arbeit bis zur Ausrottung der Ketzerei fortzusetzen, fürchte ich, dass schon bald der Klang von Rolands Horn unsere Feinde zur Schlacht ruft und dass sein Schwert alles verwüsten wird, was uns teuer ist.«

»Interessant«, sagte Perlmutter und runzelte die Stirn. »Zunächst mal scheint dies zu bedeuten, dass Martinez die Reliquien für echt hält. Und zweitens, dass dieser Aguirrez sie in seinem Besitz hat. Damit gewinnt die Legende von Rolands Tod ganz zweifellos an Glaubwürdigkeit.«

Signora Maggi steckte den Kopf zur Tür herein und fragte, ob sie noch etwas für die beiden tun könne. Nocci dankte ihr. »Das ist ein faszinierendes Dokument«, fuhr er

fort.

»Haben Sie noch weitere Schriften aus der Feder dieses Martinez?«

»Nicht, dass ich wüsste. Tut mir sehr Leid.«

Perlmutter legte die Fingerspitzen aneinander. »Martinez kommt mir wie jemand mit einem großen Ego vor. Es würde mich überraschen, wenn er nicht regelmäßig Tagebuch geführt hätte. Falls derartige Aufzeichnungen existieren, wäre es großartig, sie aufspüren zu können. Vielleicht im Staatsarchiv von Sevilla.«

Signora Maggi hörte nur mit halbem Ohr zu, denn sie las ein Blatt, das ebenfalls in dem Kasten gelegen hatte. »Dies ist eine Liste aller Manuskripte in diesem Behältnis. Anscheinend hat ein früherer Kurator eines der Dokumente entnommen und an das Staatsarchiv in Venedig geschickt.«

»Was für ein Dokument?«, fragte Perlmutter.

»Es wird hier als ›Entlastung eines Seemanns‹ bezeichnet, verfasst von einem englischen Kapitän namens Richard Blackthorne. Eigentlich hätte es wieder zurückgegeben werden sollen, aber das Archiv umfasst mehr als neunzig Kilometer Regalfläche, die eine tausendjährige Geschichte abdecken, und da geraten manche Dinge eben in Vergessenheit.«

»Ich würde Blackthornes Bericht wirklich gern lesen«, sagte Perlmutter. »Man erwartet mich morgen in Mailand, aber vielleicht kann ich einen Abstecher nach Venedig einschieben.«

»Das ist eventuell gar nicht nötig.« Sie nahm die Liste in ihr Büro mit, und dann hörte er das leise Klicken einer Computertastatur. Gleich darauf kehrte Signora Maggi zurück. »Ich habe mich an das Staatsarchiv in Venedig gewandt und um einen Abgleich mit ihrer Kartei gebeten.

Falls das Dokument gefunden wird, kann man es scannen und per E-Mail verschicken.«

»Hervorragend!«, sagte Perlmutter. »Vielen herzlichen Dank.«

Signora Maggi küsste ihn zum Abschied auf die fleischigen Wangen, und wenig später fuhr er mit Nocci durch die Vororte von Florenz zurück. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages legte er sich zu einem Nickerchen hin und erwachte gerade rechtzeitig zum Abendessen. Gemeinsam mit Nocci speiste er auf der Terrasse. Sein feinschmeckerisches Gleichgewicht war wiederhergestellt, und so konnte er das Kalbfleisch und die Pastagerichte bis zur Neige auskosten. Nach einem Spinatsalat und einem schlichten Dessert aus frischem Obst schauten sie beide dem Sonnenuntergang zu und nippten schweigend an ihrem Limoncello.

Das Telefon klingelte, und Nocci stand auf. Perlmutter blieb im Dunkeln sitzen und sog tief den erdigen Duft der Weinstöcke ein, der dank einer leichten Abendbrise an seine geschulte Nase drang. Nach einigen Minuten kam Nocci zurück und bat Perlmutter, ihm in einen kleinen, aber hochmodern ausgestatteten Computerraum zu folgen.

Die erstaunte Miene seines Gastes entging ihm nicht.

»Sogar eine so kleine Firma wie die meine muss mit der Zeit gehen, wenn sie auf dem globalen Markt bestehen will«, erklärte Nocci und setzte sich vor den Monitor. »Das eben war Signora Maggi. Sie bittet wegen der langen Wartezeit um Entschuldigung, aber das fragliche Dokument musste erst aus dem Museo Storico Navale, dem Schifffahrtmuseum, geholt werden, wo es all die Jahre gelegen hat. Hier«, sagte er und gab den Platz frei.

Der robuste Holzstuhl ächzte protestierend, als Perlmutter sich auf ihm niederließ und sogleich die

Titelseite überflog. Laut dem Verfasser enthielt der Text den »Bericht eines unfreiwilligen Söldners im Dienste der spanischen Inquisition«.

Perlmutter beugte sich konzentriert vor und begann mit der Lektüre der Worte, die vor fünfhundert Jahren zu Papier gebracht worden waren.

Als der Bierlaster um die scharfe Kurve bog, musste der Fahrer eine Vollbremsung einleiten, um nicht mit dem verbeulten Wrack zu kollidieren. Der Wagen lag wenige Meter vor der Abbruchkante auf der Seite und sah aus, als habe er einen Sturz aus großer Höhe hinter sich. Unten im Abgrund konnte man die qualmenden Überreste zweier weiterer Fahrzeuge erkennen. Der Fahrer stieg hastig aus und schaute durch das Wagenfenster. Überrascht stellte er fest, dass die beiden Insassen noch lebten.

Über CB-Funk rief er Hilfe herbei. Die Rettungsmannschaft musste Metallscheren einsetzen, um die Trouts bergen zu können. Sofort im Anschluss wurde das Paar in ein kleines, aber gut ausgestattetes Krankenhaus gebracht. Paul hatte sich das rechte Handgelenk gebrochen, Gamay eine Gehirnerschütterung erlitten, und beide hatten eine Vielzahl von Beulen und Blutergüssen davongetragen. Sie wurden zur Beobachtung über Nacht dabehalten, am nächsten Morgen noch einmal gründlich untersucht und dann aus der stationären Behandlung entlassen. Sie unterzeichneten soeben die notwendigen Papiere, als zwei Männer in zerknitterten Anzügen eintrafen, sich als Beamten der Provinzpolizei auswiesen und um eine Unterredung baten.

Zu viert zogen sie sich in einen leeren Warteraum zurück. Dort sollten die Trouts den Ablauf des Geschehens vom Vortag schildern. Der ältere der beiden Männer hieß MacFarlane. Er übernahm den klassischen Part des verständnisvollen Freundes und Helfers, während sein Partner Duffy den angriffslustigen Cop spielte, der versuchte, die Aussage der Trouts zu zerpfücken.

Nachdem sie auf eine besonders scharfzüngige Frage geantwortet hatte, sah Gamay, die sich kaum jemals einschüchtern ließ, Duffy direkt in die Augen und lächelte.

»Ich mag mich ja irren, Officer, aber das klingt so, als würde man uns etwas vorwerfen.«

MacFarlane winkte ab. »Nein, Ma'am, das ist es nicht, aber betrachten Sie die Angelegenheit doch mal aus unserer Sicht. Sie und Ihr Mann tauchen wie aus dem Nichts in der Stadt auf. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wird ein Fischer, der mit Ihnen gesehen wurde, samt seinem Boot plötzlich vermisst. Dann kommen vier Leute bei einem höchst außergewöhnlichen Verkehrsunfall ums Leben.«

»Zu viele blutige Zufälle, wenn Sie mich fragen«, knurrte Duffy.

»Wir haben Ihnen alles erzählt«, sagte Paul. »Wir waren im Urlaub und sind mit einem Fischer namens Mike Neal, den wir in einem Hafenrestaurant kennen gelernt hatten, aufs Meer rausgefahren. Das können Sie bei dem Barkeeper nachprüfen. Mr. Neal hat nach Arbeit gesucht und war mit einer kleinen Rundfahrt einverstanden.«

»Ein ziemlich teures Vergnügen«, spöttelte Duffy. »Die Werkstatt behauptet, Sie hätten Neals Rechnung in Höhe von knapp tausend Dollar beglichen.«

»Wir beide sind Meereswissenschaftler. Als wir von den drastisch zurückgegangenen Fängen der einheimischen Fischer hörten, haben wir Mr. Neal angeheuert, um uns einen besseren Überblick zu verschaffen.«

»Was ist dann passiert?«

»Wir haben in einer Pension übernachtet. Am nächsten Morgen haben wir erfahren, dass Mr. Neal und sein Boot verschwunden waren. Wir wollten unsere Reise fortsetzen und wurden von zwei sehr schlechten Autofahrern in zwei

sehr großen Autos in die Zange genommen.«

»Sie behaupten, diese Leute hätten Sie von der Straße abdrängen wollen?« Duffy versuchte gar nicht erst, seine Skepsis zu verhehlen.

»Es hatte den Anschein.«

»Und das ergibt für uns irgendwie keinen Sinn«, sagte Duffy und strich sich über die Bartstoppeln. »Weshalb sollte jemand versuchen, zwei harmlose Touristen zu ermorden?«

»Das sollten Sie lieber die anderen fragen.«

Duffys ohnehin schon gerötetes Gesicht lief purpurrot an. Er öffnete den Mund zu einer Erwiderung.

MacFarlane hob die Hand und kam seinem Partner zuvor. »Die Leute sind nicht mehr in der Verfassung, Fragen zu beantworten«, sagte er mit mattem Lächeln. »Aber wissen Sie, es gibt da noch ein anderes Problem. Die junge Lady hier hat an einer Tankstelle gehalten und sich nach einer Fischfabrik erkundigt. Die vier Gentlemen, die in den Autos gesessen haben, waren allesamt Angestellte ebendieser Fabrik.«

»Ich bin Meeresbiologin, und da ist es keineswegs ungewöhnlich, dass ich mich für Fisch interessiere«, erwiderte Gamay. »Verstehen Sie mich nicht falsch, ich will Ihnen nicht Ihren Job erklären«, fügte sie in einem Tonfall hinzu, der exakt das Gegenteil besagte, »aber vielleicht sollten Sie mal mit jemandem aus der Fabrik sprechen.«

»Noch so eine merkwürdige Sache«, sagte Duffy. »Die Fabrik ist geschlossen.«

Gamay überspielte ihre Verblüffung mit einem Achselzucken und machte sich auf weitere Fragen gefasst, aber genau in diesem Moment klingelte MacFarlanes

Mobiltelefon. Er entschuldigte sich, stand auf und ging auf den Korridor hinaus. Wenig später kam er zurück. »Danke für Ihre Geduld. Sie können jetzt gehen.«

»Ich möchte nicht lange mit Ihnen diskutieren, Officer, aber würden Sie uns bitte verraten, was hier vorgeht?«, fragte Paul. »Vor einer Minute waren wir beide noch Staatsfeind Nummer eins und zwei.«

MacFarlanes zunächst sorgenvolle Miene war mittlerweile einem freundlichen Lächeln gewichen. »Das war unsere Dienststelle. Nachdem wir die Ausweise in Ihren Brieftaschen gesehen hatten, haben wir ein paar Nachforschungen angestellt. Eben kam ein Anruf aus Washington. Wie's aussieht, sind Sie zwei ziemlich wichtige Mitarbeiter der NUMA. Wir fertigen Protokolle unseres Gesprächs an und schicken sie Ihnen zur Unterschrift und eventuellen Ergänzung zu. Können wir Sie irgendwohin bringen?« Er wirkte erleichtert, dass die schwierige Situation auf diese Weise bereinigt werden konnte.

»Für den Anfang wäre ein Autoverleih nicht schlecht«, erwiderte Gamay.

»Und ein Pub wäre ebenfalls eine gute Idee«, sagte Paul.

Auf der Fahrt zu der Mietwagenfirma legte Duffy sein mürrisches Gehabe ab und empfahl ihnen eine Gaststätte, in der es gutes und preiswertes Essen gab. Da die beiden Polizisten nun Dienstschluss hatten, leisteten sie Paul und Gamay Gesellschaft. Schon beim zweiten Glas Bier wurden die Beamten überaus gesprächig. Sie hatten den Weg der Trouts bereits zurückverfolgt und sowohl die Eigentümer der Pension als auch einige Leute am Hafen verhört. Mike Neal wurde weiterhin vermisst, und auch der Mann namens Grogan war verschwunden. Die Oceanus-Firma verfügte über keine öffentlich zugängliche

Telefonnummer. Man versuchte derzeit immer noch, die internationale Konzernzentrale zu erreichen, bislang aber ohne Erfolg.

Nachdem MacFarlane und Duffy gegangen waren, bestellte Gamay sich noch ein Bier und blies die Schaumkrone herunter. »Das war das letzte Mal, dass ich mit dir aufs Land gefahren bin«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Wenigstens hast *du* dir keine Knochen gebrochen. Ich muss mein Bier mit der linken Hand halten. Und wie soll ich mir in nächster Zeit meine Fliegen binden?«

»Gott behüte, dass du fertig gebundene Fliegen trägst, armer Junge. Hast du den schwarzen Fleck unter meinem Auge gesehen? Das ist ein regelrechtes Veilchen.«

Paul beugte sich vor und küsste seine Frau sanft auf die Wange. »Bei dir sieht so etwas exotisch aus.«

»Ich schätze, das ist besser als gar nichts«, sagte Gamay mit nachsichtigem Lächeln. »Was machen wir denn jetzt? Wir können doch nicht nach Washington zurückkehren und bloß ein paar Beulen sowie die Reparaturrechnung eines nicht mehr vorhandenen Boots mitbringen.«

Er trank einen Schluck. »Wie hieß dieser Wissenschaftler, mit dem Neal sich in Verbindung setzen wollte?«

»Throckmorton. Neal sagte, er unterrichte an der McGill University.«

»In Montreal! Warum statten wir ihm nicht einfach einen Besuch ab, solange wir ohnehin in der Gegend sind?«

»Hervorragende Idee!«, sagte Gamay. »Genieß dein Bier, Lefty. Ich teile Kurt unsere neuen Pläne mit.«

Gamay zog sich mit ihrem Mobiltelefon in eine ruhigere Ecke des Lokals zurück und rief die NUMA an. Austin

war nicht im Haus, also hinterließ sie die Nachricht, dass sie und Paul der Spur von Oceanus nach Quebec folgen und sich von dort wieder melden würden. Dann bat sie Austins Sekretärin, nach Möglichkeit Throckmortons Telefonnummer zu ermitteln und einen Transfer nach Montreal zu organisieren. Einige Minuten später rief die Sekretärin zurück und nannte ihr nicht nur die gewünschte Nummer, sondern auch den Flug, auf dem später an jenem Tag zwei Plätze für Gamay und Paul reserviert sein würden.

Gamay erreichte Throckmorton in seinem Büro, stellte sich als Meeresbiologin der NUMA vor und fragte ihn, ob er einen Termin für sie erübrigen könne, um mit ihr über seine Arbeit zu reden. Mit dem größten Vergnügen, sagte er. Er fühle sich sehr geschmeichelt und stehe nach dem letzten Seminar gern zur Verfügung.

Der Flug der Air Canada landete am Nachmittag auf dem Dorval Airport. Paul und Gamay deponierten ihr Gepäck im Queen Elizabeth Hotel und nahmen ein Taxi zum Campus der McGill University, einer Ansammlung älterer grauer Granitgebäude und einiger moderner Bauten an den Hängen des Mont Royal.

Als die Trouts dort eintrafen, ging das Seminar von Professor Throckmorton soeben zu Ende, und er kam inmitten einer Schar plappernder Studenten aus dem Unterrichtsraum zum Vorschein. Gamays phänomenales rotes Haar und Pauls hoch aufgeschossene Gestalt fielen ihm sofort auf. Er scheuchte die Studenten weg und begrüßte die beiden Neuankömmlinge.

»Die Doktoren Trout, wenn ich recht vermute«, sagte er und schüttelte ihnen die Hände.

»Vielen Dank, dass Sie sich spontan Zeit für uns nehmen«, sagte Gamay.

»Keine Ursache«, erwiderte er herzlich. »Es ist mir eine Freude, Wissenschaftler der NUMA kennen zu lernen, und es ehrt mich, dass Sie sich für meine Arbeit interessieren.«

»Wir waren in Kanada unterwegs, und als Gamay von Ihren Forschungen hörte, hat sie darauf bestanden, dass wir einen Abstecher hierher unternehmen.«

»Hoffentlich bin ich nicht der Grund für einen Ehestreit«, sagte er und zog vergnügt die buschigen Augenbrauen hoch.

»Aber nein«, erwiderte Gamay. »Montreal ist eine unserer Lieblingsstädte.«

»Tja, nachdem das geklärt wäre, gehen wir doch am besten ins Labor und schauen uns an, was dort auf dem Tisch liegt, oder?«

»Ist das nicht ein Zitat aus der *Rocky Horror Picture Show*?«, fragte Gamay.

»Richtig! Ein paar meiner Kollegen nennen mich inzwischen Frank N. Furter, nach dem verrückten Wissenschaftler.«

Throckmorton war ziemlich klein und wohlbeleibt. Alles an ihm schien rund zu sein: der Körper, das Mondgesicht und die Nickelbrille. Dennoch bewegte er sich auf dem Weg zum Labor flink wie ein Sportler.

Er führte die Trouts in einen großen, hell erleuchteten Raum und bat sie, an einem der Tische Platz zu nehmen. Überall im Zimmer standen Computer. Am anderen Ende des Labors befanden sich mehrere Bassins mit blubbernden Umwälzpumpen, und ein salziger Fischgeruch hing in der Luft. Throckmorton füllte drei Gläser mit Eistee, setzte sich ebenfalls und trank einen Schluck.

»Wie haben Sie von meiner Arbeit erfahren?«, fragte er.

»Ein Artikel in einer der Fachzeitschriften?«

Die Trouts sahen sich an. »Um ehrlich zu sein«, sagte Gamay, »wir wissen nicht, woran Sie arbeiten.«

Throckmorton war sichtlich verwirrt.

»Ein Fischer namens Mike Neal hat uns von Ihnen erzählt«, beeilte Paul sich zu erklären. »Er sagte, er habe sich stellvertretend für seine Kollegen mit Ihnen in Verbindung gesetzt. Es ging um die Ausdünnung der Fanggründe. Die Leute dort glaubten, es könne mit einer seltsamen neuen Fischart zusammenhängen.«

»Oh, ja, Mr. Neal! Sein Anruf wurde an mein Büro durchgestellt, aber ich habe nie persönlich mit ihm gesprochen. Ich war damals außer Landes und hatte bisher zu viel um die Ohren, um mich bei ihm zu melden. Es klang recht faszinierend. Irgendwas über einen ›Teufelsfisch‹. Vielleicht schaffe ich es nachher noch, ihn anzurufen.«

»Da brauchten Sie einen guten Draht ins Jenseits«, sagte Paul. »Neal ist tot.«

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Er ist bei der Explosion seines Boots ums Leben gekommen«, erläuterte Gamay. »Die Polizei weiß nicht, was die Ursache war.«

»Der arme Mann«, sagte Throckmorton bestürzt. »Ich hoffe, es klingt nicht gefühllos, aber nun werde ich wohl nie Genaueres über diesen obskuren Teufelsfisch erfahren.«

»Wir werden Ihnen gern mitteilen, was wir wissen«, sagte Gamay.

Throckmorton hörte aufmerksam zu, als die Trouts ihm nun ihren Ausflug mit Neal schilderten. Je mehr er hörte, desto weniger fröhlich wirkte er. Ernst schaute er

schließlich von Gamay zu Paul. »Sind Sie sich im Hinblick auf die Größe, die ungewöhnliche weiße Färbung und die Aggressivität des Fisches absolut sicher?«

»Sehen Sie selbst«, sagte Paul und zog eine Videokassette aus der Tasche.

Nachdem Throckmorton sich die an Bord der *Tiffany* aufgezeichneten Bilder angesehen hatte, stand er mit starrer Miene von seinem Stuhl auf, verschränkte die Hände auf dem Rücken und fing an, hin- und herzulaufen. »Das ist nicht gut, gar nicht gut«, murmelte er wieder und wieder.

Gamay riss ihn mit entwaffnender Offenheit aus seinen Gedanken. »Bitte verraten Sie uns, was hier vorgeht, Professor.«

Er hielt inne und nahm wieder Platz. »Als Meeresbiologin dürften Sie wissen, was man unter transgenem Fisch versteht«, sagte er. »Das erste Exemplar wurde praktisch vor Ihrer Haustür entwickelt, am biotechnischen Institut der Universität Maryland.«

»Ich habe ein paar Aufsätze darüber gelesen, würde mich aber nicht als Expertin auf diesem Gebiet bezeichnen. Soweit ich es verstanden habe, reichert man Fischeier mit fremden Genen an, um das Wachstum zu beschleunigen.«

»Korrekt. Das Genmaterial stammt von anderen Spezies, sogar von Insekten oder Menschen.«

»Menschen?«

»Ich benutze bei meinen Experimenten keinerlei menschliche Gene. Es verstößt gegen meine ethischen Prinzipien. Auch die auf diesem Forschungsgebiet höchst aktiven Chinesen stimmen in dem Punkt mit mir überein.«

»Wie wirken die Gene sich aus?«

»Sie sorgen für einen ungewöhnlich hohen Anstieg der Wachstumshormone und stimulieren die Fressgier. Ich habe in Vancouver gemeinsam mit dem Labor der Bundesfischereibehörde an transgenen Fischen gearbeitet. Die Lachse dort werden zwanzigmal am Tag gefüttert. Das ist unbedingt notwendig, denn diese Tiere sind darauf programmiert, im ersten Jahr achtmal schneller als normal und bis zur vierzigfachen Größe anzuwachsen. Sie können sich vorstellen, welche segensreichen Auswirkungen das für einen Fischzüchter hätte. Er könnte in einem Bruchteil der Zeit wesentlich fettere Ware großziehen.«

»Und so einen entsprechend fetteren Profit erzielen.«

»Mit Sicherheit. Die Befürworter einer Markteinführung reden von der ›Blauen Revolution‹. Sie geben zu, dass sie gern mehr Geld verdienen würden, führen aber auch uneigennützige Motive an. Genmanipulierter Fisch würde für die ärmeren Nationen dieser Welt eine billige und reichhaltige Nahrungsquelle darstellen.«

»Ich glaube, die gleichen Argumente wurden auch schon für genmanipulierte Feldfrüchte geltend gemacht«, sagte Gamay.

»Mit gutem Grund. Gentechnisch modifizierter Fisch wäre nur die logische Folge eines allgemeinen Trends. Wenn man Getreide verändern kann, warum nicht auch höhere Lebewesen? Allerdings wird es diesmal vermutlich weitaus kontroverser zugehen. Die Proteste haben bereits begonnen. Die Gegner führen an, transgener Fisch könne die normalen Bestände ausrotten und so nicht nur zu einem Ungleichgewicht der Natur führen, sondern auch die kleinen Fischer arbeitslos machen. Sie bezeichnen diese Laborzüchtungen als ›Frankenfische‹.«

»Ein eingängiger Begriff«, sagte Paul, der dem Gespräch interessiert gefolgt war. »Leider nicht sehr

verkaufsfördernd, fürchte ich.«

»Wie stehen Sie zu dem Thema?«, fragte Gamay.

»Da ich manche dieser Fische erschaffen habe, fühle ich mich in besonderer Weise verantwortlich. Ich möchte erst weitere Forschungsergebnisse abwarten, bevor wir anfangen, die Tiere kommerziell zu züchten. Es beunruhigt mich, dass viele Leute auf eine möglichst schnelle Vermarktung drängen. Wir benötigen eine umfassende Bewertung aller Risiken, sonst lösen wir womöglich eine Katastrophe aus.«

»Sie klingen sehr besorgt«, sagte Gamay.

»Am meisten macht mir zu schaffen, was ich alles *nicht* weiß. Die Angelegenheit läuft zunehmend aus dem Ruder. Zahllose Firmen bemühen sich, mit eigenen Fischen auf den Markt zu kommen. Außer an Lachsen wird noch an mehr als zwanzig anderen Arten geforscht. Das Potenzial ist enorm, wenngleich einige Fischzüchter aufgrund der öffentlichen Debatte lieber auf Genmanipulationen verzichten wollen. Aber es treten immer mehr große Konzerne auf den Plan. In Kanada und den Vereinigten Staaten wurden Dutzende von gentechnischen Veränderungen zum Patent angemeldet.«

»Ein solcher Wirtschafts- und Wissenschaftsmoloch lässt sich schwer aufhalten, wenn er sich erst mal in Bewegung gesetzt hat.«

»Ich komme mir wie Don Quichotte im Angesicht der Windmühlen vor.« Die Frustration war ihm deutlich anzuhören. »Es geht um Milliarden von Dollar, und der Druck ist entsprechend hoch. Deshalb finanziert die kanadische Regierung überhaupt erst diesen Forschungsbereich. Man will nicht, dass ein anderer uns zuvorkommt. Wir wollen bereit sein, wenn der Damm bricht.«

»Falls tatsächlich dermaßen viel Geld und Druck im Spiel ist, wodurch wird die Flut dann noch zurückgehalten?«

»Durch die möglichen Imageschäden. Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel geben. Eine Firma namens King Salmon, beheimatet in Neuseeland, hat an genmanipuliertem Fisch gearbeitet, aber es sickerten Gerüchte über zweiköpfige und mit Geschwülsten übersäte Scheusale durch, und die Presse heizte die öffentliche Meinung daraufhin bis zur Raserei an. King musste die Experimente einstellen und sämtliches Material vernichten, weil die Leute Angst hatten, diese Frankenfische könnten in die Natur entkommen und sich mit den normalen Beständen paaren.«

»Wäre so etwas denn möglich?«, fragte Gamay.

»Nicht bei der Aufzucht in abgesonderten Bassins. Verwendet man aber Käfige in normalen Gewässern, wird transgenem Fisch mit Sicherheit die Flucht gelingen. Diese Tiere sind aggressiv und hungrig. Und genau wie ein Sträfling, der sich die Freiheit ersehnt, würden sie eine Möglichkeit finden. Das Behördenlabor in Vancouver ist abgeriegelt wie Fort Knox. Es gibt dort elektronische Alarmsysteme, Wachpersonal und doppelwandige Tanks, um jede Eventualität auszuschließen. Eine Privatfirma wird vielleicht nicht so vorsichtig sein.«

Gamay nickte. »In den Gewässern der USA sind bereits vereinzelt fremde Arten aufgetaucht, die sich potenziell schädlich auswirken könnten. In manchen Bundesstaaten wurde der asiatische Sumpfaal gefunden – eine gefräßige Kreatur, die sich auch kurze Strecken über Land schlängeln kann. Im Mississippi gibt es asiatische Karpfen, und man befürchtet, sie werden in den Lake Michigan vordringen. Sie erreichen mehr als einen Meter Länge, und es heißt, sie würden bisweilen aus dem Wasser

springen und Leute aus ihren Booten stoßen, aber die wahre Gefahr besteht darin, dass sie das Plankton wie mit einem Staubsauger in sich hineinfressen. Dann wäre da noch der Rotfeuerfisch, eine echte Augenweide. Seine Rückenstacheln enthalten ein auch für Menschen gefährliches Gift, und er macht den einheimischen Spezies die Nahrung streitig.«

»Sie haben vollkommen Recht, aber bei transgenem Fisch ist die Situation weitaus komplexer als bei einer reinen Fresskonkurrenz. Einige meiner Kollegen befürchten eher den so genannten ›Troja-Gen‹-Effekt. Der Begriff geht auf die Sage vom trojanischen Pferd zurück.«

»Das Holzpferd voller griechischer Soldaten«, sagte Paul. »Die Trojaner hielten es für ein Geschenk und brachten es in ihre Stadt – und das war Trojas Ende.«

»Eine in diesem Fall durchaus passende Analogie«, erwiderte Throckmorton. Er deutete auf einen dicken spiralgebundenen Bericht, der auf dem Tisch lag. »Diese Analyse wurde von English Nature veröffentlicht, einer Gruppe, die die britische Regierung bei Umweltschutzfragen berät. Es werden darin die Resultate zweier Studien berücksichtigt, und als Ergebnis spricht English Nature sich gegen die Freigabe von transgenem Fisch aus, sofern man die Tiere nicht zuvor sterilisiert. Ein Ausschuss des Oberhauses fordert, genmanipulierten Fisch vollständig zu verbieten. Die erste Studie stammt von der Purdue University, wo festgestellt wurde, dass transgene Fischmännchen eine vierfach höhere Chance zur Fortpflanzung haben, weil die Weibchen sich bevorzugt große Partner aussuchen.«

»Wer hat behauptet, die Größe spiele keine Rolle?«, merkte Paul mit dem für ihn typischen trockenen Humor an.

»Bei Fischen ist dieser Umstand *überaus* wichtig. Die Forscher haben den japanischen Medaka untersucht, dessen transgene Nachfahren zweiundzwanzig Prozent größer ausfielen als ihre Geschwister. An der nächsten Fortpflanzung waren diese großen Männchen zu achtzig Prozent beteiligt, die kleineren nur zu zwanzig Prozent.«

Gamay beugte sich stirnrunzelnd vor. »Das dürfte am Ende sehr nachteilige Folgen für die natürliche Population haben.«

»Mehr als das. Es wäre eine absolute Katastrophe. Wenn man einer Population von hunderttausend Exemplaren einen einzigen transgenen Fisch beifügt, liegt der genmanipulierte Anteil binnen sechzehn Generationen bei fünfzig Prozent.«

»Was bei Fischen nicht besonders lange dauert«, warf Gamay ein.

Throckmorton nickte. »Und das ist schon eine eher positive Annahme. Computermodelle zeigen, dass sechzig gentechnisch veränderte Fische eine Population von sechzigtausend Exemplaren innerhalb von nur vierzig Generationen komplett genetisch verunreinigen.«

»Sie sagten, es habe noch eine zweite Studie gegeben.«

Throckmorton rieb sich die Hände. »O ja, es kommt noch besser. Forscher aus Alabama und Kalifornien haben Welse aus dem Ärmelkanal mit wachstumsfördernden Lachsgenen versetzt. Sie fanden heraus, dass diese transgenen Tiere sich der Bedrohung durch Raubfische geschickter entziehen als ihre natürlichen Artgenossen.«

»Kurz gesagt, Sie glauben, dass einer dieser Superfische in Freiheit gelangen könnte, wo er durch schnellere Fortpflanzung und bessere Überlebensfähigkeit bald dafür sorgen würde, dass die natürliche Spezies ausstirbt.«

»Genau.«

Paul schüttelte ungläubig den Kopf. »Falls das tatsächlich alles zutrifft, wieso sollte dann auch nur eine *einzig*e Regierung oder Firma mit diesem genetischen Dynamit herumspielen?«

»Ich verstehe, was Sie meinen, aber in den Händen eines Profis kann Dynamit äußerst nützlich sein.« Throckmorton stand auf. »Kommen Sie mit, Dr. Frankensteins Werkbank steht gleich hier drüben.«

Er führte sie auf die andere Seite des Labors. Die Fische dort in den Becken waren zwischen zehn und neunzig Zentimetern lang. Throckmorton ging zu einem der größeren Bassins. Ein silbriger Fisch mit schwarzer Rückenlinie schwamm langsam von einem Ende zum anderen.

»Nun, was halten Sie von unserem neuesten genmanipulierten Ungeheuer?«

Gamay beugte sich so weit vor, dass ihre Nase fast das Glas berührte. »Er sieht wie jeder andere wohlgenährte Atlantiklachs aus. Vielleicht ein bisschen rundlicher um die Hüften.«

»Der Anschein kann trügen. Auf wie alt würden Sie diesen stattlichen Kameraden schätzen?«

»Auf ungefähr ein Jahr.«

»Tja, noch vor wenigen Wochen war er ein einfaches Ei.«

»*Unmöglich.*«

»Das würde ich auch denken, hätte ich nicht Hebamme bei seiner Geburt gespielt. Was Sie hier vor sich sehen, ist eine Fressmaschine. Es ist uns gelungen, ihren Stoffwechsel zu beschleunigen. Falls wir dieses Geschöpf in die freie Wildbahn entließen, würde es der einheimischen Population schnell sämtliche Nahrung

rauben. Sein kleines Gehirn schreit ständig nur eine einzige Nachricht. ›Füttere mich, ich bin hungrig!‹ Passen Sie auf.«

Throckmorton öffnete einen Kühlschrank, nahm einen Eimer kleiner Köderfische heraus und warf eine Hand voll davon in den Tank. Der Lachs stürzte sich auf das Futter und verschlang es in wenigen Sekunden. Dann vertilgte er auch noch die übrig gebliebenen Fetzen.

»Ich bin praktisch auf einem Fischerboot aufgewachsen«, sagte Paul mit großen Augen. »Ich habe erlebt, dass Haie einen Dorsch vom Haken klauen oder Blaubarsche ihre Beute ans Ufer treiben, aber so etwas hab ich noch nie gesehen. Sind Sie sicher, dass Sie Ihrem kleinen Liebling nicht ein paar Piranha-Gene eingesetzt haben?«

»Es war längst nicht so kompliziert, obwohl wir auch ein paar physische Verbesserungen vorgenommen haben. Normalerweise verfügen Lachse nur über schwache, brüchige Zähne, also wurden diesem Modell schärfere und haltbarere Beißer verliehen, damit es schneller fressen kann.«

»Erstaunlich«, sagte Gamay, die ebenfalls zutiefst beeindruckt war.

»Dieser Fisch ist nur leicht verändert worden. Wir haben auch ein paar echte Ungeheuer erschaffen, wahre Frankenfische. Aber sie wurden sofort vernichtet, so dass keinerlei Fluchtgefahr bestand. Es stellte sich heraus, dass wir die Größe kontrollieren können, aber ich machte mir Sorgen, als ich merkte, wie aggressiv unsere Schöpfungen gerieten, obwohl sie halbwegs normal aussahen.«

»Der Fisch, den wir gefangen haben, war aggressiv *und* abnorm groß«, sagte Gamay.

Throckmortons Miene verfinsterte sich wieder. »Ich

kann daraus nur eine einzige Schlussfolgerung ziehen. Ihr Teufelsfisch war ein im Labor erzeugter Mutant. Jemand muss die Kontrolle über ein Forschungsprojekt verloren haben. Anstatt die Prototypen zu vernichten, hat man sie entfliehen lassen. Schade, dass das von Ihnen gefangene Exemplar zerstört wurde. Hoffentlich war es unfruchtbar.«

»Was würde passieren, falls ein genmanipulierter Fisch wie der, den wir gesehen haben, sich fortpflanzen könnte?«

»Ein transgener Fisch ist im Grunde eine vollkommen fremde Spezies. Es könnte sich ebenso gut um eine exotische Lebensform vom Mars handeln, die jemand in unserem Ökosystem freisetzt. Ich befürchte Umwelt- und Wirtschaftsschäden in beispielloser Höhe. Ganze Fangflotten könnten zugrunde gehen und große ökonomische Not nach sich ziehen, wie im Fall von Mr. Neal und seinen Kollegen. Das ökologische Gleichgewicht unserer Küstengewässer und somit der produktivsten Regionen unseres Landes würde komplett durcheinander geraten. Wie die langfristigen Folgen aussehen könnten, weiß ich nicht.«

»Lassen Sie mich mal den *Advocatus Diaboli* spielen«, sagte Gamay. »Nehmen wir an, dieser so genannte Superfisch würde *tatsächlich* die ursprünglichen Populationen verdrängen. Könnten dann nicht die kommerziellen Fischer an die Stelle der natürlichen Feinde treten und die Größe der Bestände auf ein verträgliches Maß reduzieren? Es gäbe weiterhin Fische, die gefangen und auf den Märkten verkauft würden. Nur wären sie größer und ergiebiger.«

»Und bösartiger«, gab Paul zu bedenken.

»Es gibt zu viele Unbekannten, um dieses Risiko einzugehen«, sagte Throckmorton. »In Norwegen ist

Hybridlachs ins Meer entkommen und hat sich erfolgreich mit der einheimischen Spezies gepaart, war aber in der freien Wildbahn weniger überlebenstüchtig. Es könnte also der Fall eintreten, dass der Superfisch zunächst an die Stelle der natürlichen Bestände tritt und dann ausstirbt.«

»Mein lieber Throckmorton«, erklang eine spöttische Stimme, »versuchen Sie etwa, diese armen Leute mit Ihren unheilvollen Zukunftsprognosen zu verängstigen?«

Ein Mann in weißem Kittel hatte geräuschlos das Labor betreten und musterte sie nun alle mit breitem Lächeln.

»Frederick!«, rief Professor Throckmorton freudestrahlend. »Das ist mein geschätzter Kollege Dr. Barker«, erklärte er seinen Gästen. »Frederick, dies sind die Doktoren Trout von der NUMA.« Etwas leiser fügte er hinzu: »Mich nennt man vielleicht Frankenstein, aber er ist Dr. Seltsam.«

Die beiden Männer lachten über den Insiderwitz. Barker gesellte sich zu den anderen und begrüßte sie per Handschlag. Er war Anfang fünfzig, von imposanter Statur, mit kahl geschorenem Kopf und einer dunklen Sonnenbrille, die seine Augen vollständig verbarg. Seine Haut wirkte ungewöhnlich bleich.

»Es ist mir eine große Freude, jemanden von der NUMA kennen zu lernen. Bitte lassen Sie sich von Throckmorton nicht einschüchtern. Wenn man ihm eine Weile zuhört, rührt man für den Rest des Lebens kein Lachsbrötchen mehr an. Was hat Sie an die McGill verschlagen?«

»Wir waren im Urlaub und haben von Dr. Throckmortons Arbeit gehört«, sagte Gamay. »Als Meeresbiologin kam mir der Gedanke, die Resultate könnten auch für die NUMA von Interesse sein.«

»Ein Arbeitsurlaub! Nun, dann lassen Sie mich mal die entgegengesetzte Ansicht vertreten. Ich bin ein starker

Befürworter von transgenem Fisch, was mich in den Augen meines Freundes hier verdächtig macht.«

»Der Doktor ist mehr als ein Befürworter. Er arbeitet mit einigen der Biotech-Firmen zusammen, die eine schnelle Vermarktung dieser Geschöpfe anstreben.«

»Bei Ihnen klingt das wie eine dunkle Verschwörung, Throckmorton. Mein Freund vergisst dabei, dass ich in völliger Übereinstimmung und mit finanzieller Unterstützung der kanadischen Regierung tätig bin.«

»Dr. Barker würde am liebsten einen Designerlachs entwerfen, damit die Leute jeden Tag eine andere Geschmacksrichtung ausprobieren können.«

»Das ist gar keine so schlechte Idee, Throckmorton. Dürfte ich bei Gelegenheit darauf zurückkommen?«

»Nur wenn Sie die volle Verantwortung für die Erschaffung eines solchen Ungeheuers übernehmen.«

»Der Professor macht sich zu viele Sorgen.« Barker wies auf das Fischbassin. »Dieser prächtige Kerl beweist, dass gar keine Notwendigkeit besteht, einen transgenen Fisch von monströser Größe zu kreieren. Und wie Throckmorton schon sagte, sind genmanipulierte Tiere in freier Wildbahn weniger überlebenstüchtig. Es ist nicht weiter schwierig, sie zu sterilisieren, damit sie sich nicht von selbst vermehren.«

»Ja, aber eine künstliche Sterilisierung funktioniert nicht mit hundertprozentiger Sicherheit. Wenn Sie hören, was die Trouts mir erzählt haben, werden Sie nicht mehr so leichtfertig über meine Einwände hinweggehen.«

Throckmorton bat Paul und Gamay, ihre Geschichte zu wiederholen und die Videoaufnahmen ein weiteres Mal zu zeigen. »Was sagen Sie nun, Frederick?«, fragte er im Anschluss.

Barker schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, mich trifft eine Teilschuld. Ich habe Neals Nachricht ebenfalls bekommen, ihn aber nie zurückgerufen.«

»Und was halten Sie davon?«

Barkers Lächeln war verschwunden. »Ich hätte so etwas für unmöglich gehalten, wäre es nicht von zwei qualifizierten Beobachtern mit angesehen und auf Video aufgezeichnet worden. Es weist alle Merkmale eines fehlgeschlagenen gentechnischen Experiments auf.«

»Wer würde so unverantwortlich sein, einen solchen Fisch entkommen zu lassen? Und es handelt sich nicht um das einzige Exemplar, wenn man den Fischern glauben darf. Wir müssen sofort jemanden vor Ort schicken.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Es ist klar ersichtlich, dass dieser weiße Teufelsfisch sich bereits in starker Fresskonkurrenz zu den natürlichen Spezies befindet. Ob er auch seine Gene weitergeben kann, steht auf einem anderen Blatt.«

»Das hat mich bei dieser Angelegenheit vom ersten Moment an gestört – die Unvorhersehbarkeit«, sagte Throckmorton.

Barker schaute auf die Uhr. »Keineswegs unvorhersehbar ist hingegen mein nächstes Seminar. Es fängt in wenigen Minuten an.« Er verbeugte sich leicht und gab Paul und Gamay zum Abschied die Hand. »Bitte verzeihen Sie die Eile. Es hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen.«

»Ihr Kollege ist faszinierend«, sagte Gamay, nachdem Barker gegangen war. »Er sieht eher wie ein Proficatcher als wie ein Wissenschaftler aus.«

»O ja, Frederick ist einzigartig. Die Studentinnen lieben ihn. Er fährt mit einem Motorrad durch die Gegend, und das gilt als besonders cool.«

»Was ist mit seinen Augen?«

»Natürlich, die Sonnenbrille. Frederick neigt zum Albinismus. Wie Sie auch schon an seiner Hautfarbe erkennen können, meidet er die Sonne, und seine Augen sind sehr lichtempfindlich. Allerdings hat das keinerlei Einfluss auf seine Fertigkeiten gehabt. Er ist wirklich ein brillanter Kollege, aber im Gegensatz zu mir stellt er sein Fachwissen in den Dienst der Privatwirtschaft. Vermutlich ist er längst Millionär. Wie dem auch sei, wir sind Ihnen für Ihre Warnung zu größtem Dank verpflichtet. Ich fange sofort an, ein Forschungsteam zusammenzustellen.«

»Jetzt haben wir aber genug von Ihrer Zeit in Anspruch genommen«, sagte Gamay.

»Durchaus nicht. Es war mir ein Vergnügen. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder.«

Throckmorton bat darum, sich die Videoaufzeichnung kopieren zu dürfen. Kurz darauf saßen Paul und Gamay in einem Taxi und fuhren den Hügel hinunter zum Hotel.

»Interessanter Nachmittag«, sagte Paul.

»Mehr als du ahnst. Während Throckmorton und ich das Band kopiert haben, habe ich ihn nach Barkers Auftraggebern gefragt. Ich dachte, eine weitere Spur könne nicht schaden. Er sagte, die Firma heiße Aurora.«

»Hübscher Name«, stellte Paul gähmend fest. »Was wusste er noch über den Laden zu erzählen?«

Gamay lächelte geheimnisvoll. »Er sagte, Aurora sei die Tochtergesellschaft eines größeren Konzerns.«

Paul sah sie erstaunt an. »Jetzt sag bloß nicht ...«

Sie nickte. »Oceanus.«

Er überlegte eine Weile. »Ich habe versucht, das Ganze wie die Erstellung einer Computergrafik zu betrachten, aber es handelt sich eher um ein Bilderrätsel. Barker ist

einer der Punkte, die Kerle, die uns von der Straße abdrängen wollten, sind ein zweiter Punkt. Wenn wir die beiden miteinander verbinden, zeichnet sich der erste Umriss eines Bildes ab. Daraus ergeben sich für uns zwangsläufig die nächsten Schritte.«

»Und die wären?«, fragte Gamay skeptisch.

Paul grinste gequält. »Wir müssen weitere Punkte finden.«

Der von Ryan vorgeschlagene Treffpunkt lag nur wenige Minuten von der Zentrale der NUMA entfernt. Austin folgte dem George Washington Parkway bis zu einem Schild, auf dem THEODORE ROOSEVELT ISLAND stand. Dann parkte er seinen Wagen, folgte der Fußgängerbrücke über den Little River und einem Weg bis zum Roosevelt Memorial, einem großen Platz, an dessen Rand niedrige Bänke standen. Ryan wartete vor der Bronzestatue des einstigen Präsidenten und hielt offenbar schon nach Austin Ausschau.

Als er ihn entdeckte, winkte er ihn zu sich. »Danke, dass Sie gekommen sind, Kurt.«

Er drehte sich um und blickte zu der Statue empor. Roosevelt stand breitbeinig da und reckte eine Faust gen Himmel. »Der alte Teddy da oben ist mein großes Vorbild. Er hat viele Millionen Hektar Land unter Naturschutz gestellt, gefährdete Vogelarten vor den Trophäenjägern gerettet und den Grand Canyon zum Nationalpark erklärt. Sobald es ihm um das Gemeinwohl ging, scheute er nicht davor zurück, den vollen Spielraum der Gesetze auszuschöpfen. Immer wenn ich an meiner Tätigkeit zu zweifeln beginne, denke ich daran, wie Teddy all die Geldsäcke in die Knie gezwungen hat.«

Austin hatte das Gefühl, dass Ryan mal wieder eine Show abzog. »Es ist kaum vorstellbar, dass Sie überhaupt je Zweifel empfinden, Marcus.«

»Oh, ganz im Gegenteil, glauben Sie mir. Vor allem, wenn ich an das Ziel denke, das ich mir gesetzt habe: die Weltmeere und all ihre Geschöpfe zu beschützen.«

»Falls ich mich recht entsinne, ist der Posten des Meeresgottes seit ein paar tausend Jahren besetzt.«

Ryan lächelte verlegen. »Ja, ich klinge wohl tatsächlich mitunter gottähnlich. Aber die klassische Mythologie besagt auch, dass die Götter sich ihre Positionen meistens eigenhändig verschaffen.«

»Das muss ich mir merken, falls ich je meinen Job bei der NUMA verlieren sollte. Therri sagte, Sie wollten mit mir etwas Wichtiges besprechen.«

»Ja«, erwiderte Ryan und schaute an Austin vorbei. »Da ist sie ja auch schon.«

Therri kam quer über den Platz auf sie zu, begleitet von einem jungen Mann, den Austin auf Anfang zwanzig schätzte. Er hatte rötlich braune Haut, ein breites Gesicht und hohe Wangenknochen.

»Schön, Sie wiederzusehen, Kurt«, sagte Therri und streckte die Hand aus. Hier vor den anderen Männern gab sie sich sehr geschäftsmäßig, aber ihr Blick verriet Austin, dass sie den Gutenachtkuss in Kopenhagen nicht vergessen hatte. Zumindest hoffte er das. »Das ist Ben Nighthawk, einer unserer Forschungsassistenten.«

Ryan schlug vor, dass sie sich ein Stück abseits postierten. Als er sicher war, dass kein zufällig vorbeischlendernder Tourist ihr Gespräch belauschen würde, kam er gleich zur Sache. »Ben hat ein paar bedeutende neue Erkenntnisse über Oceanus gewonnen«, sagte er und nickte dem jungen Indianer zu.

Nighthawk fing an, seine Geschichte zu erzählen.

»Ich stamme aus einem winzigen Dorf in Nordkanada. Es liegt am Ufer eines großen Sees, in einer ziemlich einsamen und normalerweise sehr ruhigen Gegend. Vor ein paar Monaten schrieb meine Mutter mir, jemand habe am anderen Seeufer ein riesiges Stück Land gekauft. Ein

großer Konzern, glaubte sie. Wenn ich mit dem College fertig bin, möchte ich gegen die übermäßige Erschließung der kanadischen Wildnis angehen, also hat es mich sehr interessiert zu erfahren, dass diese Leute Tag und Nacht etwas bauten, während ständig Helikopter und Wasserflugzeuge landeten. Ich bat meine Mutter, mich auf dem Laufenden zu halten, und vor etwas mehr als zwei Wochen habe ich zum letzten Mal von ihr gehört. Sie war zutiefst beunruhigt.«

»Worüber?«, fragte Austin.

»Das hat sie mir nicht explizit verraten, sondern nur angedeutet, es habe mit den Vorgängen auf der anderen Seite des Sees zu tun. Ich machte mir Sorgen und wollte mir vor Ort einen Überblick verschaffen – aber meine Familie war weg.«

»Soll das heißen, die Leute sind verschwunden?«, fragte Austin.

Nighthawk nickte. »Und zwar sämtliche Einwohner.«

»Kanada ist ein großes Land, Ben. Wo genau liegt das Dorf?«

Nighthawk sah seinen Chef an. »Später, Kurt«, sagte Ryan. »Erzähl Mr. Austin, was dann passiert ist, Ben.«

»Ich habe nach meinen Angehörigen gesucht«, fuhr Nighthawk fort, »und dabei herausgefunden, dass sie auf der anderen Seeseite gefangen gehalten werden. Bewaffnete Wachen haben die Männer aus meinem Dorf zur Arbeit gezwungen. Sie mussten rund um ein großes Gebäude den Wald roden.«

»Wissen Sie, wer diese Männer waren?«

»Ich habe sie noch nie zuvor gesehen. Sie trugen schwarze Uniformen.« Er sah Ryan fragend an. Der nickte aufmunternd. »Es ist verrückt, aber als wir dort ankamen –

«

»Wir?«

»Josh Green, mein Stellvertreter, hat Ben begleitet«, erklärte Ryan. »Hab keine Angst, Ben. Erzähl Mr. Austin alles, was vorgefallen ist, auch wenn es abwegig klingt.«

Nighthawk zuckte die Achseln. »Also gut. Als wir dort ankamen, sahen wir nichts als Wald, abgesehen von der Stelle, die soeben gerodet wurde. Dann tauchte plötzlich wie aus dem Nichts dieses riesige Gebäude auf.« Er hielt inne, weil er mit Austins ungläubigem Gelächter rechnete.

Kurt sah ihn nur ruhig an. »Fahren Sie fort«, sagte er mit ungerührter Miene.

»Statt der Bäume sahen wir eine gewaltige Kuppel vor uns. Sie kam Josh und mir wie ein Eskimoiglu vor, nur viele hundert Mal größer. Dann öffnete sich das Dach von dem Ding.« Er legte die gewölbten Hände wie zwei geöffnete Muschelhälften aneinander. »Wie sich herausstellte, war es der Hangar für ein Luftschiff.«

»Einer dieser Werbezeppeline?«, fragte Austin.

Nighthawk schürzte nachdenklich die Lippen. »Nein. Größer und länger. Eher wie eine Weltraumrakete. Es stand sogar ein Name auf der Heckflosse. *Nietzsche*.«

»Wie der deutsche Philosoph?«

»Ja, vermutlich«, sagte Ben. »Wir sahen das Schiff in dem Hangar landen. Das Dach schloss sich wieder, und dann kamen ein paar Männer zur Tür heraus. Mein Cousin war bei einem der Arbeitstrupps. Er wollte fliehen, und einer dieser Scheißkerle hat ihn ermordet«, erklärte Nighthawk mit erstickter Stimme.

Ryan legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Das reicht erst mal, Ben.«

»Ich will Ihnen gern helfen«, sagte Austin. »Aber vorher

benötige ich weitere Einzelheiten.«

»Wir verraten Ihnen alles, was Sie wissen wollen«, sagte Ryan. »Allerdings hat die Sache einen Preis.«

Austin hob eine Augenbraue. »Ich habe gerade kein Wechselgeld dabei, Marcus.«

»Geld interessiert uns nicht. Wir möchten, dass die SOS und die NUMA zusammenarbeiten, um Oceanus das Handwerk zu legen. Wir überlassen Ihnen sämtliche Informationen, und Sie beteiligen uns im Gegenzug an jeder Mission.«

Austin grinste breit. »Sie sollten lieber die Marines zu Hilfe rufen, Ryan. Die NUMA ist eine wissenschaftliche Organisation, keine militärische. Wir sind Forscher.«

»Aber Kurt, jetzt sind Sie nicht ganz aufrichtig«, erwiderte Ryan mit wissendem Lächeln. »Wir haben uns darüber informiert, wie Ihr Job bei der NUMA aussieht. Dieses Team für Sonderaufgaben, das Sie da leiten, hat schon ein paar ziemlich harte Nüsse geknackt. Und Sie haben die Bösewichter keinesfalls mit einer wissenschaftlichen Abhandlung zu Boden geschlagen.«

»Sie schmeicheln mir, Marcus. Ich bin nicht befugt, eine gemeinsame Aktion zu genehmigen. Darüber müssten meine Vorgesetzten entscheiden.«

Ryan verstand das als bedingte Zusage. »Ich *wusste*, dass Sie einwilligen würden«, sagte er triumphierend. »Vielen, vielen Dank.«

»Sparen Sie sich Ihre Begeisterung. Ich habe nicht die Absicht, meinem Boss einen entsprechenden Vorschlag zu unterbreiten.«

»Warum nicht?«

»Die Zusammenarbeit mit einer Randgruppe wie den SOS würde für die NUMA bedeuten, ihren guten Ruf aufs

Spiel zu setzen. Die Sentinels hingegen würden durch die Unterstützung einer anerkannten Bundesbehörde öffentlich aufgewertet. Tut mir Leid, aber das wäre ein sehr einseitiger Handel.«

Ryan strich sich das Haar zurück. »Wir haben Ihnen noch nicht alles erzählt, Kurt. Ich bin an dieser Sache auch persönlich interessiert. Nicht nur Bens Cousin, sondern auch Josh Green wurde umgebracht.«

»Es war meine Schuld«, sagte Ben. »Ich bin einfach aus der Deckung gerannt, und er wollte mich zurückhalten. Die haben ihn erschossen.«

»Du hast getan, was jeder an deiner Stelle getan hätte«, erwiderte Ryan. »Josh war ein mutiger Mann.«

»Es geht also bereits um *zwei* Morde«, sagte Austin.

»Haben Sie das der Polizei gemeldet?«

»Nein. Wir wollen das selbst erledigen. Und da ist noch etwas, das bei Ihnen womöglich zu einem Sinneswandel beiträgt. Wir haben den neuen Eigentümer des Gebiets an Bens See ermittelt. Es ist eine Immobilienfirma, ein Briefkastenunternehmen ... und dahinter steckt Oceanus.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut. Kommen wir nun ins Geschäft?«

Austin schüttelte den Kopf. »Bevor Sie sich den Revolvergürtel umschnallen und losreiten, möchte ich Ihnen ins Gedächtnis rufen, gegen wen Sie in die Schlacht ziehen. Oceanus hat Geld, weltweite Kontakte und schreckt – wie Sie gesehen haben – nicht vor kaltblütigem Mord zurück. Diese Leute würden Sie zerquetschen wie eine Fliege. Es tut mir Leid, dass Bens Cousin und Ihr Freund ums Leben gekommen sind, aber es unterstreicht nur, was ich gerade sage. Sie würden Ihr SOS-Personal genau dem gleichen Risiko aussetzen.« Bei diesen Worten

sah er durchdringend Therri an.

»Für den Umweltschutz gehen wir jedes Risiko ein«, entgegnete Ryan. »Der NUMA ist die Natur offenbar vollkommen egal.«

»Immer langsam, Marcus«, sagte Therri, die registriert hatte, dass Austins Züge sich verhärteten. »Kurt hat nicht Unrecht. Vielleicht können wir uns auf einen Kompromiss einigen. Wie wär's, wenn die Sentinels *hinter* den Kulissen mit der NUMA zusammenarbeiten würden?«

»Man merkt, dass Sie Anwältin sind«, sagte Austin.

Therri hatte nicht mit einer Abfuhr gerechnet. »Was soll das denn heißen?«, fragte sie pikiert.

»Ich glaube, es geht hier weniger um Wale und Seehunde und tote Freunde als vielmehr um das Ego Ihres Chefs.« Er wandte sich wieder an Ryan. »Sie können den Verlust der *Sea Sentinel* noch immer nicht verwinden. Das Schiff war Ihr ganzer Stolz. Dann wollten Sie vor den Fernsehkameras den Märtyrer spielen, aber die Dänen haben Ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht, die Anklage fallen gelassen und Sie in aller Stille des Landes verwiesen.«

»Das ist nicht wahr«, protestierte Therri. »Marcus ist –«

Ryan hob die Hand, und die junge Frau verstummte.

»Lass gut sein. Kurt ist anscheinend ein Schönwetterfreund.«

»Besser als gar kein Freund«, sagte Austin und deutete auf die Roosevelt-Statue. »Vielleicht sollten Sie sich mal etwas genauer mit dem Lebenslauf dieses Mannes auseinander setzen. Er hat nie verlangt, dass andere ihre Köpfe für ihn hinhalten. Es tut mir Leid um Ihren Cousin, Ben, und auch um Josh Green. Schön, dass wir uns wiedergesehen haben, Therri.«

Austin ging davon. Er hatte genug von Ryans Selbstherrlichkeit. Nighthawks Geschichte wäre ein guter Ansatzpunkt gewesen, aber dann hatte Ryan seine überzogenen Bedingungen gestellt. Kurt näherte sich der Fußgängerbrücke, als er hinter sich Schritte hörte. Therri war ihm vom Denkmal gefolgt. Sie holte ihn ein und nahm ihn sanft beim Arm. »Kurt, bitte denken Sie noch mal darüber nach. Marcus braucht wirklich Ihre Hilfe.«

»Das sehe ich ähnlich. Aber ich kann seine Bedingungen nicht akzeptieren.«

»Wir finden eine Möglichkeit«, erklärte sie.

»Falls Sie und Ben die Unterstützung der NUMA wollen, müssen Sie sich von Ryan trennen.«

»Das kann ich nicht tun«, sagte sie und versuchte, ihm schöne Augen zu machen.

»Da bin ich anderer Ansicht«, erwiderte er und hielt ihr mit durchdringendem Blick mühelos stand.

»Verdammt, Austin, Sie sturer Mistkerl«, fluchte sie wütend.

Kurt lachte in sich hinein. »Heißt das, Sie essen heute nicht mit mir zu Abend?«

Therris Antlitz verfinsterte sich noch mehr. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und eilte mit großen Schritten davon. Austin schaute ihr hinterher, bis sie um eine Biegung verschwand. Er schüttelte den Kopf. Was für Opfer ich doch für die NUMA bringe, dachte er. Dann ging er weiter, nur um kurz darauf erneut innezuhalten, als jemand zwischen den Bäumen zum Vorschein kam. Es war Ben Nighthawk.

»Ich bin unter einem Vorwand abgehauen«, keuchte er.

»Marcus glaubt, ich sei auf dem Klo. Ich muss mit Ihnen reden. Ich kann verstehen, dass Sie sich nicht mit den SOS

zusammentun wollen. Die ganze Publicity ist Marcus zu Kopf gestiegen. Er hält sich für Wyatt Earp. Aber ich habe mit angesehen, wie diese Kerle meinen Cousin und Josh ermordet haben. Ich wollte Ryan klar machen, mit wem er sich da anlegt, aber er hört nicht auf mich. Falls die SOS irgendeine Aktion starten, sind meine Angehörigen so gut wie tot.«

»Verraten Sie mir, wo die Leute stecken, und ich werde tun, was ich kann.«

»Das ist schwer zu erklären. Ich muss Ihnen eine Karte zeichnen. Oh, Mist ...«

Ryan kam mit wütender Miene den Pfad herauf. »Rufen Sie mich an«, sagte Austin.

Ben nickte und ging Ryan entgegen, woraufhin sich zwischen den beiden eine hitzige Debatte entspann. Dann legte Ryan dem jungen Indianer einen Arm um die Schultern und führte ihn in Richtung Denkmal, nicht ohne zuvor Austin mit finsterem Blick zu mustern. Kurt ließ sich davon nicht beeindrucken und ging zu seinem Wagen.

Zwanzig Minuten später schlenderte Austin in das Luft- und Raumfahrtmuseum an der Independence Avenue. Er fuhr mit dem Aufzug in den zweiten Stock und wollte zur Bibliothek, als ein Mann mittleren Alters aus einem der Seitenräume trat. Er trug einen zerknitterten gelbbraunen Anzug.

»Ich glaub, ich träume ... Kurt Austin!«, rief er.

»Ich hab mich schon gefragt, ob ich dich hier treffen würde, Mac.«

»Da bist du genau am richtigen Ort. Ich wohne praktisch in diesen Hallen. Wie geht's dem Stolz der NUMA?«

»Prima. Und was macht die Antwort der Smithsonian

Institution auf St. Julien Perlmutter?«

MacDougal brach in glucksendes Gelächter aus. Er war groß und schlank, mit dünnem rotblondem Haar und einer Hakennase, die sein schmales Gesicht beherrschte. Körperlich entsprach er damit dem genauen Gegenteil des kugelrunden Perlmutter. Aber was ihm an Leibesumfang fehlte, machte er mit seiner enzyklopädischen Kenntnis der Luftfahrtgeschichte wieder wett. In dieser Beziehung hielt er dem Vergleich mit Perlmutters marinehistorischer Kompetenz jederzeit stand.

»St. Julien besitzt in der Fachwelt weitaus mehr, äh, Gewicht als ich«, sagte er mit verschmitzt funkelnden grauen Augen. »Was schlägst du denn in die luftigen Höhen der Archivabteilung?«

»Ich stelle Nachforschungen über ein altes Luftschiff an und habe gehofft, in eurer Bibliothek eventuell fündig zu werden.«

»Spar dir die Mühe. Ich will gerade zu einer Besprechung, aber wir können unterwegs ein wenig plaudern.«

»Hast du jemals von einem Luftschiff namens *Nietzsche* gehört?«, fragte Austin.

»Aber sicher. Es gab nur ein Schiff dieses Namens – es ist 1935 bei einer geheimen Polarexpedition verschwunden.«

»Du kennst es also?«

Er nickte. »Es gab Gerüchte, die Deutschen hätten insgeheim ein Luftschiff zum Nordpol geschickt. Bei einem erfolgreichen Abschluss sollte die Mission von der Propaganda als glorreicher Sieg der deutschen Kultur gepriesen werden, um die Alliierten einzuschüchtern. Die Deutschen leugneten jede Beteiligung, konnten aber nicht das Verschwinden von Heinrich Braun und Hermann Lutz

erklären, zwei der bedeutendsten Luftfahrtpioniere. Dann kam der Krieg, und die Sache geriet in Vergessenheit.«

»Und das war alles?«

»Durchaus nicht. Nach Kriegsende tauchten Unterlagen auf, laut denen der Flug tatsächlich stattgefunden hatte, und zwar mit einem Luftschiff, das der *Graf Zeppelin* ähnelte. Angeblich wurde kurz vor dem Pol über Funk gemeldet, man habe etwas Interessantes auf dem Eis entdeckt.«

»Sie haben nicht gesagt, was genau damit gemeint war?«

»Nein. Manche Kollegen sind der Auffassung, es handle sich ohnehin um eine Fälschung. Womöglich um eine Erfindung von Joseph Goebbels.«

»Aber *du* hältst die Berichte für wahr.«

»Zumindest für absolut plausibel. Die technische Möglichkeit hat es mit Sicherheit gegeben.«

»Was könnte dem Luftschiff zugestoßen sein?«

»Such dir was aus. Ein Motorschaden. Ein plötzlicher Sturm. Eis. Menschliches Versagen. Die *Graf Zeppelin* war ein überaus erfolgreiches Modell, aber wir reden hier von extremen Wetterbedingungen. Andere Luftschiffe haben vergleichbare Schicksale erlitten. Es könnte auf dem Packeis zerschellt, Hunderte von Kilometern fortgetragen worden und dann im Meer versunken sein, als das Eis schmolz.«

Sein Gesicht hellte sich auf. »Lass mich raten! Du hast entsprechende Trümmerteile auf dem Meeresboden entdeckt.«

»Leider nein. Jemand hat das Schiff erwähnt ... und, na ja, da bin ich eben neugierig geworden.«

»Ich weiß genau, was du meinst.« Er blieb vor einer Tür stehen. »Hier findet die Besprechung statt. Komm gern

bald wieder vorbei, dann können wir uns weiter unterhalten.«

»Das werde ich. Vielen Dank für deine Hilfe.«

Austin war froh, dass Mac nicht hartnäckiger nachfragte. Es gefiel ihm nicht, einen alten Freund mit ausweichenden Antworten abspeisen zu müssen.

MacDougal hatte schon den Türknauf in der Hand, hielt aber noch einmal inne. »Es ist ein komischer Zufall, dass wir gerade jetzt über die Arktis sprechen. Heute Abend findet ein großer Empfang statt. Anlass ist die Eröffnung einer neuen Ausstellung über Kultur und Kunst der Eskimos. ›Die Leute aus dem kalten Norden‹ oder so ähnlich. Hundeschlittenrennen, das volle Programm.«

»Hundeschlittenrennen in Washington?«

»Genau das hab ich auch gesagt, aber es ist offenbar tatsächlich so. Warum kommst du nicht hin und schaust es dir selbst an?«

»Vielleicht mache ich das.«

Auf dem Weg nach draußen hielt Austin kurz am Informationsstand und nahm sich eine Broschüre der besagten Ausstellung. Der exakte Titel lautete *Bewohner des eisigen Nordens*, und der Eröffnungsempfang war nur für geladene Gäste. Kurt überflog den Text und entdeckte den Namen des Sponsors: Oceanus.

Er steckte das Faltblatt ein und fuhr zurück ins Büro. Einige Anrufe später nannte er eine persönliche Einladung sein Eigen, arbeitete noch eine Weile an dem Bericht für Gunn und fuhr nach Hause, um sich umzuziehen. Als er an den Bücherregalen in seinem kombinierten Wohn- und Arbeitszimmer vorbeiging, strich er mit den Fingern über die Rücken der ordentlich einsortierten Bände. Die Stimmen von Aristoteles, Dante und Locke schienen zu ihm zu sprechen.

Austins Faszination für die großen Philosophen war während seiner Studienzeit erwacht und dem Einfluss eines streitbaren Professors zu verdanken. Später stellte die Philosophie für Kurt einen Gegenpol zu seiner Arbeit dar und half ihm, die dunkleren Teile der menschlichen Seele zu ergründen. Im Verlauf seiner Aufträge hatte Austin zahlreiche Menschen getötet und andere verwundet. Sein Pflichtgefühl, sein Gerechtigkeitsgefühl und sein Lebenswille hatten ihn vor lähmenden und potenziell gefährlichen Selbstzweifeln bewahrt. Aber Austin war kein gefühlloser Mensch und nutzte die Philosophie als moralischen Kompass, um die Rechtmäßigkeit seiner Taten zu überprüfen.

Er nahm ein dickes Buch aus dem Regal, schaltete die Stereoanlage ein, so dass der perlende Klang von John Coltranes Saxophon ertönte, ging hinaus auf die Veranda und setzte sich. Nach kurzer Suche fand er die Stelle, die ihm nicht mehr aus dem Kopf gegangen war, seit Nighthawk ein Luftschiff namens *Nietzsche* erwähnt hatte.

Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehen, dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.

Austin starrte eine Zeit lang ins Leere und fragte sich, ob er den Abgrund gesehen hatte oder – was noch wichtiger war – ob der Abgrund den Blick erwiderte. Dann klappte er das Buch zu, stellte es zurück ins Regal und bereitete sich auf den Abendempfang vor.

Quer über dem Eingang des naturgeschichtlichen Nationalmuseums hing ein riesiges Banner, auf dem *Bewohner des eisigen Nordens* geschrieben stand. Ferner fand sich darauf eine bunte Abbildung, damit auch niemand das Thema der Ausstellung missverstehen würde: Gestalten in Fellanoraks mit Kapuzen fuhren auf Hundeschlitten durch eine bedrohliche arktische Landschaft, in deren Hintergrund gewaltige Eisberge aufragten.

Austin ging zwischen den Säulen des Portikus hindurch und betrat die weitläufige achteckige Eingangshalle des Museums. Im Zentrum des knapp fünfundzwanzig Meter breiten Rundbaus stand ein Meisterwerk der Taxidermie, ein afrikanischer Elefant, der quer über eine imaginäre Savanne stürmte. Die zierliche Empfangsdame, die unter dem erhobenen Rüssel des zwölf Tonnen schweren Tieres stand, wirkte dagegen wie eine Zwergin.

»Guten Abend«, begrüßte die junge Frau ihn lächelnd und reichte Austin ein Programm. Sie trug die wesentlich dünnere Nachbildung einer traditionellen Eskimobekleidung. »Willkommen bei den *Bewohnern des eisigen Nordens*. Durch diese Tür gelangen Sie zu den Exponaten im Ausstellungssaal. In unserem Imax-Kino läuft alle zwanzig Minuten ein Film über die Kultur der Eskimos. Die Schlittenhund- und Harpunenwettkämpfe finden in ungefähr einer Viertelstunde auf dem Außengelände statt. Es wird bestimmt sehr aufregend!«

Austin bedankte sich und folgte den anderen Gästen in den Ausstellungssaal. In den gut beleuchteten Schaukästen lagen Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Jagd- und

Angelutensilien sowie raffiniert gefertigte Kleidungsstücke und Stiefel aus Tierhaut, die den Träger auch bei tiefsten Minustemperaturen trocken und warm hielten. Darüber hinaus gab es hier Treibholzschlitten, Kanus und Walfangboote zu besichtigen. Aus den überall im Raum verteilten Lautsprechern erklang zum gleichmäßigen Schlag einer Trommel ein trauriger Gesang.

Die angeregt plaudernde Menge bestand aus den üblichen Politikern, Bürokraten und Journalisten. Ungeachtet seiner Weltgeltung war Washington noch immer eine Kleinstadt, und Austin erkannte eine Vielzahl vertrauter Gesichter. Er unterhielt sich soeben mit einem Historiker des Schifffahrtmuseums, der begeistert von den Kajaks schwärmte, als jemand seinen Namen rief. Angus MacDougal vom Luft- und Raumfahrtmuseum bahnte sich einen Weg durchs Gedränge und nahm Austin beim Arm.

»Komm mit, Kurt, ich möchte dich mit jemandem bekannt machen.«

Er führte Austin zu einem würdevoll aussehenden grauhaarigen Mann und stellte ihn als Charles Gleason vor, den Leiter der Ausstellung.

»Ich habe Chuck erzählt, dass du dich für Eskimos interessierst«, sagte MacDougal.

»Die Leute ziehen es vor, ›Inuit‹ genannt zu werden, was einfach ›Menschen‹ bedeutet«, erklärte Gleason. »Die Bezeichnung ›Eskimo‹ stammt von den Indianern und heißt ›Rohfleisshesser‹. Der Name, den sie sich selbst gegeben haben, lautet ›Nakooruk‹ und lässt sich mit ›gut‹ übersetzen.« Er lächelte. »Bitte verzeihen Sie den kleinen Vortrag. Ich habe viele Jahre an der Universität gelehrt, und der Pädagoge in mir bricht immer wieder durch.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen«, sagte

Austin.

»Ich freue mich stets, wenn ich etwas hinzulernen kann.«

»Sie sind sehr freundlich. Haben Sie Fragen bezüglich der Ausstellung?«

»Der Sponsor klang recht interessant«, erwiderte Austin. Ihm fiel ein Plakat auf, das besagte, die Schaustücke in den Vitrinen seien Leihgaben von Oceanus, und er beschloss, einen Schuss ins Blaue zu wagen. »Wie ich gehört habe, steht an der Spitze von Oceanus ein Mann namens Toonook.«

»Toonook?«

»So hieß es.«

Gieason musterte ihn argwöhnisch. »Meinen Sie das ernst?«

»Aber ja. Ich würde den Gentleman gern kennen lernen.«

Gieason lächelte auf seltsame Weise und gab ein Geräusch von sich, das irgendwo zwischen Glucksen und Kichern lag. Dann konnte er nicht länger an sich halten und brach in schallendes Gelächter aus. »Tut mir Leid«, sagte er, »aber ich würde Toonook nicht unbedingt als *Gentleman* bezeichnen. Toonook ist der Inuit-Name eines bösen Geistes. Er gilt als Schöpfer und Zerstörer.«

»Sie meinen, Toonook ist ein *mythologischer* Name?«

»Genau. Die Inuit sagen, er lebe in Wasser, Erde und Luft. Immer wenn es ein unerwartetes Geräusch gibt, zum Beispiel wenn das Eis unter den Füßen knackt, dann ist das Toonook auf der Suche nach einem Opfer. Und wenn der Wind heult wie ein Rudel hungriger Wölfe, ist das ebenfalls Toonook.«

Austin war verwirrt. Therri hatte ihm Toonook als den

Eigentümer von Oceanus genannt. »Jetzt ist mir klar, weshalb Sie lachen mussten«, sagte Kurt mit verlegenem Lächeln. »Da habe ich wohl etwas falsch verstanden.«

»Bei den Inuit gibt es diesbezüglich keine Missverständnisse«, erwiderte Gieason. »Wenn sie allein unterwegs sind, halten sie unablässig nach Toonook Ausschau und fuchteln mit ihrem Knochenmesser durch die Luft, um ihn in Schach zu halten.«

Austin blickte an Gieason vorbei. »Etwa wie die Klinge dort in dem Schaukasten?«

Gieason klopfte vor dem kunstvoll geschnitzten weißen Messer an die Scheibe. »Das ist ein sehr seltenes und ungewöhnliches Stück.«

»Inwiefern?«

»Die meisten Messer der Inuit waren Werkzeuge, mit denen die Jagdbeute gehäutet wurde. Diese Waffe hier sollte nur einem einzigen Zweck dienen: andere Menschen zu töten.«

»Komisch«, sagte Austin. »Ich dachte immer, die Eskimos seien ein friedliches und gutmütiges Volk.«

»So ist es auch. Sie leben dicht gedrängt in einer rauen und schwierigen Umgebung, wo jede Gereiztheit leicht zu Handgreiflichkeiten führen könnte. Die Inuit wissen, dass Kooperation überlebenswichtig ist, und so haben sie zahlreiche Rituale und Bräuche zum Abbau von Aggressionen entwickelt.«

»Dieses Messer sieht aber mächtig aggressiv aus.«

Gleason nickte zustimmend. »Die Inuit unterliegen den gleichen dunklen Regungen wie der Rest der Menschheit. Diese Waffe wurde von den Angehörigen eines Stammes gefertigt, der ziemlich aus der friedlichen Art geschlagen war. Wir glauben, dass diese Leute in prähistorischer Zeit

aus Sibirien eingewandert sind und sich im nördlichen Quebec angesiedelt haben. Sie neigten zu Vergewaltigungen, Plünderungen, Menschenopfern ... höchst unerfreulich. Vor vielen Jahren haben die anderen Gemeinschaften sich zusammengetan und den Stamm vertrieben. Er hieß bei ihnen ›Kiolya‹.«

»Das sagt mir nichts.«

»So nennen die Inuit das Nordlicht, das ihnen als Inbegriff des Bösen gilt. Den wirklichen Namen der Kiolya kennt niemand mehr.«

»Was ist aus ihnen geworden?«

»Sie wurden in ganz Kanada verstreut. Viele kamen schließlich in die Städte, wo ihre Nachfahren kriminelle Unternehmungen gründeten. Hauptsächlich ging es um Auftragsmorde und Erpressungen. Einige behielten die alten Stammesbräuche bei, zum Beispiel vertikale Tätowierungen auf den Wangen, bis sie erkannten, dass die Polizei sie auf diese Weise leicht identifizieren konnte.«

»Ich bin neugierig. Wie kommt es zu einer solchen Ausstellung?«

»Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. In diesem Fall ist eine von Oceanus beauftragte Werbeagentur an das Museum herantreten und hat gefragt, ob wir Interesse hätten. Es hieß, den Sponsoren wäre sehr daran gelegen, die Kultur der Inuit einem breiteren Publikum nahe zu bringen, und daher würden sie nicht nur die Organisation, sondern auch sämtliche Kosten übernehmen. Tja, da konnten wir nicht widerstehen. Es ist eine faszinierende Ausstellung, finden Sie nicht auch?«

Austin starrte das Kiolya-Messer an, das exakt der Waffe entsprach, mit der man ihm auf dem Gelände der färöischen Fischzucht die Brust aufgeschlitzt hatte. Und er

dachte an die senkrechten Tätowierungen auf dem Gesicht des Messerschwingers. »Ja, faszinierend«, sagte er.

»Mit Toonook kann ich leider nicht dienen, aber soll ich Sie stattdessen mit dem Abgesandten von Oceanus bekannt machen?«

»Er ist hier?«

»Ich habe noch vor ein paar Minuten im Dioramenraum mit ihm gesprochen. Folgen Sie mir.«

Das Licht im Dioramenraum war gedämpft worden, um die arktische Nacht nachzuempfinden. Laser projizierten das Flackern des Nordlichts an die Decke. Vor der lebensgroßen Nachbildung einer Robbenjagd stand ganz allein ein großer muskulöser Mann mit kahlem Kopf. Seine Augen wurden von einer dunklen Sonnenbrille verdeckt.

Gleason ging direkt auf ihn zu. »Dr. Barker, ich möchte Ihnen Kurt Austin vorstellen. Mr. Austin arbeitet für die National Underwater and Marine Agency. Die ist Ihnen bestimmt ein Begriff.«

»Um die NUMA nicht zu kennen, müsste ich schon von einem anderen Planeten stammen.«

Sie gaben sich die Hand. Austin hatte das Gefühl, er würde ein gefrorenes Stück Rindfleisch umklammern.

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, dass ich die lustige Begebenheit weitererzähle«, sagte Gleason zu Kurt. »Mr. Austin dachte, der Chef von Oceanus würde Toonook heißen.«

»Mr. Gleason hat mir erklärt, dass Toonook kein Mensch, sondern ein böser Geist ist«, sagte Austin.

Barker sah ihn durch die dunklen Gläser an. »Es verhält sich ein wenig komplizierter«, erwiderte er. »In der Kultur der Inuit gilt Toonook als böse, das ist durchaus richtig. Er

ist die Verkörperung dieser hübschen Lichteffekte hier an der Decke. Aber wie so oft im Laufe der Geschichte haben auch die Völker des Nordens das verehrt, was sie am meisten fürchteten.«

»Demnach ist Toonook ein Gott?«

»Manchmal. Aber ich versichere Ihnen, dass Oceanus von einem Menschen aus Fleisch und Blut geleitet wird.«

»Ich gebe meinen Irrtum zu. Wenn der Mann also nicht Toonook heißt, wie lautet dann sein Name?«

»Er zieht es vor, anonym zu bleiben. Falls Sie ihn gern Toonook nennen möchten, tun Sie sich keinen Zwang an. Seine Konkurrenten haben ihn schon schlimmer betitelt. Er meidet das Rampenlicht, und es bleibt seinen Angestellten vorbehalten, ihn zu vertreten. Ich zum Beispiel arbeite für eine Firma namens Aurora, eine Tochtergesellschaft von Oceanus.«

»Und in welcher Funktion?«

»Ich bin Genetiker.«

Austin sah sich einmal kurz im Raum um. »Das hier hat doch kaum etwas mit Genetik zu tun.«

»Ich komme gern mal aus dem Labor heraus. Es war *mein* Vorschlag, dass Oceanus diese Ausstellung organisiert. Die Kiolya interessieren mich sehr. Mein Urgroßvater war Kapitän eines Walfängers aus Neuengland. Er blieb bei dem Stamm und versuchte, ein Ende der Walrossjagd zu bewirken, die letztlich das Schicksal der Leute besiegelte.«

»Laut Mr. Gleason haben die anderen Eskimos die Kiolya vertrieben, weil diese Mörder und Diebe waren.«

»Sie haben nur getan, was nötig war, um zu überleben«, erwiderte Barker.

»Ich würde dieses Gespräch liebend gern fortsetzen, aber

Sie müssen mich nun entschuldigen«, sagte Gleason. »Einer meiner Mitarbeiter benötigt meine Hilfe. Bitte rufen Sie mich bei Gelegenheit mal an, Mr. Austin, dann können wir etwas ausführlicher plaudern.«

»Sagen Sie, Dr. Barker«, fragte Austin, nachdem Gleason gegangen war, »was genau machen Sie als Genetiker eigentlich bei Oceanus?«

Das starre Lächeln verschwand. »Hören Sie auf, Austin. Wir sind allein, also können wir uns diese Spielchen schenken. Sie wissen sehr gut, was Oceanus macht. Sie sind auf den Färöern in unsere Anlage eingebrochen, haben eine Menge Schaden angerichtet und einen meiner Männer getötet. Das werde ich nicht vergessen.«

»Na so was«, sagte Austin. »Jetzt bin ich aber ganz durcheinander. Sie verwechseln mich eindeutig mit jemand anderem.«

»Das glaube ich kaum. Die dänische Presse hat Ihr Foto auf jeder Titelseite gedruckt. Wissen Sie, in Dänemark sind Sie so eine Art Volksheld, weil Sie nach dieser Kollision all die Seeleute gerettet haben.«

»Eine Kollision, die von Ihrer Firma absichtlich herbeigeführt wurde«, sagte Austin und ließ die Tarnung fallen.

»Und die funktioniert hätte, wären nicht plötzlich Sie aufgetaucht.« Der sanfte, kultivierte Klang seiner Stimme hatte sich in ein wütendes Knurren verwandelt. »Tja, damit ist es nun vorbei. Sie haben sich zum letzten Mal in meine Angelegenheiten eingemischt.«

»Ihre Angelegenheiten? Ich dachte, Sie wären nur ein bescheidener Angestellter in Diensten von Oceanus, Dr. Barker ... oder sollte ich Sie Toonook nennen?«

Barker nahm die Brille ab und starrte Austin aus blassgrauen Augen an. Auf seiner bleichen Haut wirkten

die Lichteffekte wie auf eine Leinwand projiziert. »Wer ich bin, ist nicht wichtig. *Was* ich bin, hat unmittelbare Auswirkungen auf Ihre Zukunft. Ich bin der Handlanger Ihres Todes. Drehen Sie sich um.«

Austin warf einen Blick über die Schulter. Am Ausgang standen zwei dunkelhäutige Männer und versperrten ihm den Weg. Sie hatten die Tür geschlossen, damit die anderen Gäste draußen blieben. Austin überlegte, was aussichtsreicher schien: Barker durch die Scheibe des Dioramas zu befördern oder es mit den beiden Kerlen an der Tür aufzunehmen. Er hatte bereits beschlossen, dass ihm keine dieser Optionen gefiel, und suchte verzweifelt nach einer weiteren Alternative, als es an der Tür klopfte und MacDougal seinen Kopf in den Raum steckte.

»Hey, Kurt«, rief er. »Ich suche Charlie Gleason. Bitte entschuldige die Störung.«

»Kein Problem«, sagte Austin. MacDougal war zwar nicht die Siebente Kavallerie, aber er würde ausreichen.

Die beiden Wachen schauten fragend zu Barker. Er setzte die Sonnenbrille wieder auf, bedachte Austin mit einem frostigen Lächeln, sagte: »Bis zum nächsten Mal«, und ging zur Tür. Die Posten traten beiseite, um ihn durchzulassen. Eine Sekunde später verschwanden die drei Männer in der Menschenmenge.

Austins Retter leistete ihm nicht lange Gesellschaft. Als sie den Raum verließen, erspähte MacDougal einen Senator, der als Freund der Smithsonian Institution galt, und steuerte sofort auf ihn zu, um dem Politiker zusätzliche Gelder zu entlocken. Austin mischte sich unter die anderen Gäste, bis jemand ankündigte, es würden nun die Hundeschlittenrennen beginnen. Er war auf dem Weg in die Eingangshalle, als er einen kastanienbraunen Schopf erblickte, dessen Locken auf bloße Schultern fielen. Therri

musste seine Anwesenheit gespürt haben. Sie drehte sich um und blickte zornig in seine Richtung. Dann lächelte sie.

»Kurt, was für eine nette Überraschung«, sagte sie. Als sie sich die Hand gaben, musterte sie ihn von Kopf bis Fuß.

»Ihr Smoking steht Ihnen prächtig.«

Nach dem bedauerlichen Ende des Treffens auf Roosevelt Island hatte Austin nicht mit einer so freundlichen Begrüßung gerechnet. »Danke«, sagte er. »Ich hoffe, man riecht die Mottenkugeln nicht.«

Sie zupfte sein Revers zurecht, als wäre sie seine Begleiterin beim Abschlussball. »Ganz im Gegenteil, Sie riechen sogar sehr gut.«

»Danke, gleichfalls. Bedeuten diese blumigen Komplimente, dass wir jetzt wieder Freunde sind?«

»Ich war nie wütend auf Sie. Vielleicht ein wenig *enttäuscht*.« Sie zog einen Schmollmund, aber ihre Augen funkelten. Das kumpelhafte Verhalten konnte nicht über ihre Sinnlichkeit hinwegtäuschen.

»Einigen wir uns also auf einen Waffenstillstand und fangen noch mal von vorn an.«

»Sehr gern.« Therri warf einen Blick auf die Umstehenden. »Mich interessiert, weshalb Sie diese Ausstellung besucht haben.«

»Aus dem gleichen Grund wie Sie. Es ist Ihnen gewiss nicht entgangen, dass die Exponate Eigentum von Oceanus sind.«

»Ganz recht, das war für uns ausschlaggebend.« Therri blickte zum Rand der Eingangshalle, wo Ben Nighthawk stand. Er schien sich in seinem schwarzen Smoking unwohl zu fühlen, wusste nicht, wo er seine Hände lassen

sollte, und verlagerte das Gewicht von einem Bein aufs andere. Sie winkte ihn heran.

»Ben kennen Sie ja bereits«, sagte Therri.

»Schön, Sie wiederzusehen«, sagte Austin und gab ihm die Hand. »Schicker Anzug.«

»Danke«, entgegnete Nighthawk leicht gequält. »Ich hab ihn mir ausgeliehen.« Er ließ den Blick über die anderen Gäste schweifen. »Das ist nicht ganz meine gewohnte Umgebung.«

»Machen Sie sich keine Gedanken«, sagte Austin. »Die meisten Leute, die auf solche Empfänge gehen, interessieren sich nur für das Büfett und den Klatsch.«

»Ben war einverstanden, mich zu begleiten«, erklärte Therri. »Marcus dachte, es würde eventuell seinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen.«

»Hat es funktioniert?«

»Noch nicht«, antwortete Therri. »Und bei Ihnen? Haben Sie etwas in Erfahrung bringen können?«

»Ja«, sagte er mit mattem Lächeln. »Ich weiß jetzt, dass Sie nicht zuhören, wenn man Sie vor einer möglichen Gefahr warnt.«

»Das ist doch nichts Neues«, erwiderte Therri und klang dabei, als würde sie geduldig mit einem ungezogenen Kind sprechen. Austin bemerkte ihren herausfordernden Blick und kam zu dem Schluss, dass es reine Zeitverschwendung wäre, weiter auf sie einzureden.

»Ich will nach draußen und mir die Hundeschlittenrennen ansehen«, sagte er. »Kommen Sie beide mit?«

»Gern«, sagte sie und hakte sich bei Nighthawk ein. »Wir wollten sowieso dorthin.«

Ein Angestellter des Museums wies ihnen den Weg.

Man hatte den Madison Drive gesperrt, damit die Zuschauer gefahrlos zur National Mall hinüberwechseln konnten. Es war ein herrlicher Abend. Am anderen Ende der zweihundertfünfzig Meter langen Rasenfläche waren die roten Sandsteintürme des Smithsonian Castle im Flutlicht deutlich zu erkennen. In Richtung Potomac ragte die schlichte weiße Stele des Washington Monument hoch in den dunklen Himmel.

Man hatte ein großes Stück des Rasens mit gelbem Absperrband umgeben und mit tragbaren Scheinwerfern hell erleuchtet. Auf der so markierten Fläche stand ein Rechteck aus orangefarbenen Pylonen. Am Rand drängten sich Hunderte von Empfangsgästen in Abendgarderobe sowie neugierige Passanten, die das Licht und die Menschenmenge bemerkt hatten. Auch ein paar uniformierte Beamten des National Park Service waren zu sehen. Jenseits der Rennstrecke, wo in einer Reihe mehrere große Lastwagen standen, ertönte vielstimmiges Hundegebell. Dann wurde das aufgeregte Winseln und Jaulen von der Stimme eines Mannes übertönt, die plötzlich aus der öffentlichen Lautsprecheranlage erklang.

»Meine Damen und Herren, ich darf Sie bei unserer Ausstellung *Bewohner des eisigen Nordens* herzlich willkommen heißen«, verkündete der Ansager. »Sie werden nun den aufregendsten Teil der Veranstaltung zu sehen bekommen, nämlich den Wettkampf der Hundeschlitten. Dies ist mehr als ein Rennen. Die Teilnehmer stammen aus zwei verschiedenen kanadischen Inuitgemeinschaften und werden Ihnen demonstrieren, welche Fähigkeiten man benötigt, um in der Arktis zu überleben. Der Jäger muss sehr schnell töten und daher seine Harpune mit unfehlbarer Präzision handhaben. Wie Sie wissen, ist in Washington zu dieser Jahreszeit nicht mit besonders viel Schnee zu rechnen.« Er wartete kurz,

bis sich das Gelächter wieder gelegt hatte.

»Daher sind die Schlitten hier mit Rädern ausgestattet, nicht mit Kufen. Und jetzt viel Spaß!«

Bei den Lastwagen liefen zahlreiche Leute herum, die sich nun in zwei Gruppen aufteilten und jeweils einen Schlitten zu einer Lücke in der Absperrung schoben. Während man die beiden Gefährte, eines leuchtend blau, das andere feuerrot, an der Startlinie nebeneinander aufstellte, wurden die wolfsähnlichen Schlittenhunde aus den Transportanhängern geholt und in das Zuggeschirr eingehakt.

Die Huskys spürten, dass ein Wettlauf bevorstand, gebärdeten sich noch ungeduldiger und stemmten sich mit ohrenbetäubendem Gebell in die Gurte. Jedes Team bestand aus einem Leithund und acht paarweise angeordneten Tieren. Gemeinsam verfügten sie über eine erstaunliche Zugkraft. Obwohl die Bremsen angezogen waren und die Betreuer die Leinen straff hielten, ruckten die Schlitten langsam vorwärts.

Zwei Männer, offenbar die beiden Fahrer, lösten sich aus der Gruppe und nahmen ihre Positionen ein. Eine Sekunde später ertönte der Startschuss. Die Fahrer gaben laute Kommandos, die Hunde liefen los, und die Schlitten rasten wie zwei Raketen davon. Die Tiere schlugen sofort ein scharfes Tempo an. Da die Rasenstrecke unbekanntes Terrain für sie war, verringerten die Fahrer vor der ersten Kurve die Geschwindigkeit. Ein wenig gerieten sie ins Schlingern, aber sie bogen nebeneinander auf die nächste Gerade ein und meisterten auch die zweite Kurve auf gleicher Höhe.

Nun wieder mit voller Beschleunigung rasten die Schlitten auf die Stelle zu, an der Austin neben Therri und Ben hinter dem gelben Band stand. Die Fahrer trieben die

Hunde mit lauten Schmatzgeräuschen an. Aufgrund der milden Temperatur trugen sie keine Fellanoraks, sondern nur Lederhosen, deren Beine in den Stiefeln steckten. Auf den freien Oberkörpern der Männer glänzte der Schweiß.

Die Schlitten wurden normalerweise in schneearmen Gegenden zum Training der Hunde genutzt. Das Chassis bestand aus einem knapp zwei Meter langen und einen Meter breiten stählernen Gittergeflecht zwischen vier Flugzeugreifen. Gesteuert wurden die Schlitten über ein kleines Lenkrad am oberen Ende eines senkrechten Rohrs. Die Fahrer standen breitbeinig auf schmalen, seitlich angebrachten Trittbrettern und beugten sich tief hinab, um dem Wind weniger Widerstand zu bieten und den Schwerpunkt weiter nach unten zu verlagern. Als die Schlitten mit surrenden Rädern vorbeihuschten, waren die Gesichter der Fahrer bloße Schemen.

Auch am Eingang der dritten Biegung lagen die Wettkämpfer noch gleichauf. Der Fahrer des roten Schlittens wollte die Kurve auf der Innenbahn möglichst eng nehmen, um sich einen Vorsprung zu verschaffen, aber sein Gefährt blieb an einer Kante hängen, und die äußeren Reifen hoben einige Zentimeter vom Gras ab. Geschickt hielt der Mann mit seinem Körpergewicht dagegen, tippte kurz die Bremse an, und schon hatten alle Räder wieder Bodenkontakt. Der Fahrer des blauen Schlittens nutzte den Vorteil, schnitt mit beachtlichem Können die weite Kehre und gewann dadurch eine Viertellänge.

Die Menge jubelte lauthals und geriet völlig aus dem Häuschen, als der blaue Schlitten die Führung auf eine halbe Länge ausbauen konnte. Nur noch ein kleines Stück, und er würde in der Lage sein, vor dem roten Konkurrenten einzuscheren und auf diese Weise den Rennverlauf zu kontrollieren. Der blaue Fahrer schaute

immer wieder über die Schulter und wartete auf eine Gelegenheit. Er erhielt sie in der vierten und letzten Kurve.

Der führende Schlitten fuhr auf der Außenbahn mit genau der passenden Geschwindigkeit und im richtigen Winkel in die Biegung, um endgültig vor den anderen Fahrer zu gelangen. Doch der rote Schlitten schwenkte unversehens nach rechts und berührte mit dem Vorderrad das linke Hinterrad des Führenden. Der blaue Schlitten geriet sofort ins Schlingern, und der Fahrer bemühte sich, ihn wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die Hunde ahnten, dass gleich ein Peitschenhieb folgen würde, und legten sich noch emsiger ins Zeug, aber die Fliehkraft erwies sich als stärker.

Der blaue Schlitten kippte zur Seite. Der Fahrer schoss wie eine Kanonenkugel durch die Luft, schlug hart am Boden auf, rollte ein paarmal um die eigene Achse und blieb reglos liegen. Die Hunde zogen das umgestürzte Gefährt noch ein Stück weiter und gingen dann aufeinander los. Sogleich liefen Helfer herbei, um die Tiere zu trennen, während andere sich um den Fahrer kümmerten.

Obwohl er als Gewinner schon feststand, raste der Lenker des roten Schlittens mit unverminderter Geschwindigkeit weiter bis über die Ziellinie. Dann sprang er von dem ausrollenden Gefährt, schnappte sich aus einem Fass eine Harpune und warf sie – ohne auch nur einen Moment Maß zu nehmen – auf eine Zielscheibe, die neben der Rennstrecke stand. Er traf genau in die Mitte. Danach zog er ein Beil aus dem Gürtel und schleuderte es hinterher. Wieder ein Volltreffer.

Der Sieger hob beide Fäuste, stieß einen markerschütternden Triumphschrei aus, stolzierte breit grinsend am Rand der Rennbahn entlang und wirkte dabei wie ein

bösartiges Schreckgespenst. Sein arrogantes Gehabe räumte die letzten Zweifel aus, die Kollision könnte ein Unfall gewesen sein. Aus der schockierten Menge ertönte ein einzelner Buhruf, dem sich sogleich weitere Leute anschlossen, bis ein wütendes Pfeifkonzert der Zuschauer unmissverständlich zum Ausdruck brachte, was sie von dem Winkelzug des Gewinners hielten. Empört wandten die ersten Gäste sich ab und kehrten ins Museum zurück.

Der Fahrer gestikulierte wild, als wollte er das Publikum herausfordern. Sein Blick schweifte über die Menge und suchte nach jemandem, der mutig oder dumm genug wäre, sich auf einen Kampf einzulassen. Dann entdeckte er Austin. Die dunklen Augen verengten sich zu Schlitzten. Kurt erstarrte. Nur ein kurzes Stück entfernt stand der Mann, der ihn mit dem Messer verletzt und am Nixentor eine Handgranate in sein Boot geworfen hatte. Er hätte den Fremden schon an dessen hasserfühltem Blick wiedererkannt, auch ohne die senkrecht eintätowierten Linien auf den Wangenknochen oder den unförmigen Fleischklumpen, der einst eine Nase gewesen war.

Die dicken Lippen in dem dunklen breiten Gesicht formten ein stummes Wort. *Austin*.

Kurt war verblüfft, dass der Mann seinen Namen kannte, ließ es sich aber nicht anmerken.

»Lange nicht gesehen, Nanuk«, sagte er so spöttisch wie möglich. »Du schuldest mir noch Geld für die kleine Nasenkorrektur, mein Hübscher.«

Der Fahrer kam bis auf weniger als einen halben Meter heran, so dass ihn nur noch das gelbe Absperrband von Austin trennte. Kurt konnte seinen stinkenden Atem riechen.

»Ich heiße *Umealig*«, sagte er. »Du sollst meinen Namen winseln, wenn du mich um Gnade anflehst.«

»Ich kann verstehen, dass dir dein neues Gesicht nicht gefällt«, erwiderte Austin ruhig. »Aber was sollte ich bei so dürftigem Ausgangsmaterial schon großartig bewirken können? Bezahl mir das Boot, das du in die Luft gejagt hast, und wir sind quitt.«

»Dein Lohn ist der *Tod*«, knurrte der Mann.

Er griff an den Gürtel und zog langsam das Knochenmesser aus der Scheide. Wenngleich die meisten Zuschauer gegangen waren, standen immer noch einige Gruppen herum. Austin spürte, dass dies für ihn keine Sicherheit bedeutete und der Mann nicht zögern würde, ihn zu töten, sogar vor Dutzenden von Zeugen. Er ballte die rechte Faust und nahm sich vor, mitten auf die gebrochene Nase zu schlagen, um möglichst viel Schaden anzurichten.

Dann sah er aus dem Augenwinkel plötzlich eine Bewegung. Ben Nighthawk stürzte sich auf den Fahrer, aber der Indianer war zu leicht und unerfahren, um etwas zu bewirken. Umealiq grunzte lediglich, und sein stämmiger Körper erzitterte leicht unter dem Aufprall, aber er behielt das Gleichgewicht und schlug Nighthawk mit einem wuchtigen Hieb beiseite.

Seine Hand tastete erneut nach dem Messer, und er trat einen Schritt vor – nur um im nächsten Moment innezuhalten, weil hinter ihm Rufe laut wurden. Der Fahrer des blauen Schlittens kam in Begleitung einiger wütender Freunde quer über den Rasen auf ihn zu. Das Gesicht des Mannes war mit Schmutz und Blut befleckt. Umealiq wirbelte herum und geriet mit den Neuankömmlingen in einen zornigen Streit, der sich eindeutig um das Rennen drehte. Nach einem schnellen lodernden Blick auf Austin drängte er sich zwischen den anderen hindurch und kehrte zu den Lastwagen zurück.

Therri kniete neben Nighthawk. Austin gesellte sich hinzu und sah, dass der Indianer mit einer Beule unter dem Auge davongekommen war. Gemeinsam halfen sie Ben auf die Beine. »Das war der Mann, der meinen Cousin ermordet hat«, zischte er.

»Bist du *sichert*«, fragte Therri.

Nighthawk nickte wortlos. Sein benommener Blick erfasste die Gestalt auf dem Rasen, und er stolperte los. Austin sah es kommen und verstellte ihm den Weg. »Er und seine Leute werden Sie töten.«

»Das ist mir egal.«

»Jetzt ist nicht der richtige Moment«, sagte Austin unnachgiebig.

Nighthawk erkannte, dass seine Entschlossenheit nicht ausreichen würde, um an Austins breiten Schultern vorbeizugelangen. Er stieß einen Fluch in seiner Muttersprache aus und machte sich steifbeinig auf den Rückweg ins Museum.

»Danke, dass Sie Ben aufgehalten haben«, sagte Therri.
»Wir sollten die Polizei verständigen.«

»Keine schlechte Idee. Aber es könnte ein Problem geben.«

Aus Richtung des Museums näherte sich eine Gruppe von Männern, angeführt von dem hoch gewachsenen Dr. Barker. Er begrüßte Kurt wie einen alten Freund. »Wie schön, Sie wiederzusehen, Austin. Ich will soeben aufbrechen und möchte Ihnen vorher noch alles Gute wünschen.«

»Danke, aber wofür?«

»Für Ihre letzte Reise. Umealiq wartet auf Sie und Ihre Freundin. Sie werden erfahren, weshalb man ihn nach der Lanze benannt hat, mit der die Inuit auf Robbenjagd

gehen.«

Barker wies auf die Mitte der Rennbahn, wo Narbengesicht bereitstand. Dann ging er in Begleitung von zwei Leibwächtern zu einer wartenden Limousine. Die restlichen Männer blieben vor Ort.

Aus Richtung der geparkten Lastwagen liefen weitere herbei. Austin zählte ungefähr zwanzig Gegner. Das sah nicht gut aus. Es wurde sogar noch schlimmer, weil einige der Männer die tragbaren Scheinwerfer ausschalteten, die das Areal bislang hell erleuchtet hatten.

Die Mall hatte sich in einen großen einsamen Ort verwandelt. Der einzige Polizist weit und breit stand auf dem Madison Drive und hielt den Verkehr an, damit die Leute ins Museum zurückkehren konnten. Die letzten Gäste waren aufgebrochen, und die Passanten hatten ihre Spaziergänge fortgesetzt. Austin verfolgte mit scharfem Blick, wie die Schatten der Fremden ihn einkreisten.

Er nahm Therri beim Arm und wollte in Richtung Museum entfliehen, aber Barkers Männer versperrten ihnen den Weg. Es war wie unlängst in Kopenhagen, nur dass Austin diesmal keinen Mülltonnendeckel hatte, den er als Schild und Waffe einsetzen konnte. Er sah mehrere Fußgänger und sogar ein paar Beamte des National Park Service, die über die Mall schlenderten, ohne etwas von dem sich anbahnenden Drama zu ahnen, aber er beschloss, nicht um Hilfe zu rufen. Die Retter hätten sich sofort in tödlicher Gefahr befunden.

Einen der Scheinwerfer hatte man nicht ausgeschaltet. Dort wartete Umealiq wie ein Schauspieler im Rampenlicht. Seine Hand ruhte auf der Messerscheide. Die anderen Männer näherten sich von allen Seiten. Austin hatte keine Wahl. Er nahm Therris Hand und ging mit ihr langsam dem sicheren Tod entgegen.

Trotz des drohenden Verhängnisses blieb Austin absolut gelassen. Er hatte die Fähigkeit entwickelt, seinen Verstand in eine Art Schnellgang zu schalten. Während seine Synapsen fieberhaft arbeiteten, ordnete eine innere Stimme seinen Denkprozess, registrierte ruhig sämtliche Sinneseindrücke und plante die nächsten Schritte.

Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder würde der Anführer seine Männer mit gezückten Beilen vorstürmen lassen, oder – was nach Austins Ansicht wahrscheinlicher war – Narbengesicht würde die Sache eigenhändig zu Ende bringen, wie er es angekündigt hatte. Austin arbeitete bereits an einer dritten Option, ohne dass seine Eskorte etwas ahnte. Er sah sich scheinbar verängstigt um und wirkte panisch und verzweifelt, obwohl er in Wahrheit einen Fluchtplan ersann und die Chancen berechnete.

Therri drückte seine Hand so fest, dass es wehtat. »Kurt, was machen wir jetzt?«, fragte sie, aber ihre Stimme zitterte nicht.

Austin war erleichtert. Er wusste nun, dass Therri längst nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, sondern ebenfalls nach einem Ausweg suchte. Ihre Entschlossenheit deutete darauf hin, dass sie noch über einige Reserven verfügte. Sie würde sie brauchen, dachte Austin.

»Geh weiter. Stell dir vor, wir schlendern durch den Park.«

Therri warf einen Blick auf ihre stummen Begleiter.

»Schöner Spaziergang. Toller Park. Seit unserem Abend in Kopenhagen hatte ich nicht mehr so viel Spaß.«

Ihr Galgenhumor war ein gutes Zeichen. Sie gingen ein Stück weiter.

»Wenn ich ›los‹ sage, bleibst du dicht hinter mir«, murmelte Austin.

»›Los‹?«

»Genau. Bleib bei mir. Tritt mir in die Kniekehlen, wenn es sein muss. Ganz egal, was passiert, du bleibst dicht dran.«

Therri nickte, und sie schlichen im Schneckentempo weiter. Sie hatten sich Narbengesicht nun weit genug genähert, um erkennen zu können, dass die unbarmherzigen Augen unter dem tief in die Stirn hängenden Haar wie schwarze Diamanten funkelten. Die Männer schienen es nicht eilig zu haben, wahrscheinlich weil sie hofften, ihre Opfer dadurch noch mehr in Angst und Schrecken zu versetzen. In ihren schwarzen Overalls sahen die Fremden wie Trauernde bei einer Totenwache aus. Austin betrachtete sie lediglich als gefährliche Hindernisse, die beseitigt oder gemieden werden mussten. In Wahrheit konzentrierte er sich längst auf einen Gegenstand links von ihnen. Niemand achtete auf den roten Schlitten. Die Hunde saßen oder lagen mit halb geschlossenen Augen zusammengerollt auf dem Rasen und hatten die Mäuler hechelnd geöffnet.

Austin atmete tief durch. Es kam auf das richtige Timing an.

Sie näherten sich dem Ende ihres Lebens einen weiteren Schritt.

Narbengesicht freute sich schon. Er legte die Hand auf den Messergriff und verzog den brutalen Mund zu einem breiten Grinsen, als würde ihm jemand gleich ein saftiges Steak servieren. Dann sagte er etwas in einer unverständlichen Sprache. Es waren nur wenige Worte,

vermutlich irgendeine höhnische Schmähung, aber es reichte aus, um seine Männer abzulenken, denn sie schauten alle zu ihrem Anführer.

Austin drückte Therri's Hand. »Fertig?«, flüsterte er.

Sie erwiderte den Druck.

»Los!«

Er duckte sich nach links, riss Therri dabei fast um und sprang auf eine Lücke im Ring ihrer Bewacher zu. Die Männer reagierten sofort und versuchten, ihnen den Weg abzuschneiden. Austin wich im letzten Moment zur Seite aus, ließ Therri los und legte sein ganzes Körpergewicht in einen harten Bodycheck. Der getroffene Posten keuchte auf wie eine defekte Dampfmaschine und klappte zusammen.

Sein Kollege eilte mit einem Beil in der Hand herbei. Austin nutzte den Schwung des Angriffs, kam aus der Hocke empor und traf den Kerl mit der anderen Schulter. Der Aufprall holte den Mann von den Beinen, und das Beil flog in hohem Bogen ins Gras.

Therri blieb unmittelbar hinter Kurt. Noch ein paar Schritte, dann hatten sie den Schlitten erreicht. Die Hunde bemerkten die Neuankömmlinge und spitzten die Ohren. Austin hielt das Gestänge fest. Er wollte nicht, dass die Tiere unkontrolliert losrannten. Therri benötigte keine weitere Anweisung, sondern rollte sich von selbst auf das stählerne Gittergeflecht, setzte sich mit ausgestreckten Beinen auf und packte die Haltegriffe vor ihr. Austin löste die Bremse.

»Los!«, rief er in lautem Befehlston.

Der eigentliche Lenker des Schlittens benutzte vermutlich Inuitkommandos, doch die Meute erkannte am Tonfall, was Austin wollte. Er mochte ein Mann des Meeres sein, kam meistens aber auch an Land ganz gut

zurecht. Leider nicht mit Hundeschlitten. Er hatte sich während seiner Skiurlaube spaßeshalber ein paarmal daran versucht, war jedoch immer wieder in Schneewehen gelandet und hatte erkannt, dass die Sache komplizierter war, als sie aussah. Der Fahrer musste auf zwei sehr schmalen Trittbrettern balancieren und dabei eine Horde Tiere unter Kontrolle halten, die nur wenige Generationen von ihren Wolfsbrüdern getrennt waren. Schlittenhunde wirkten trügerisch klein, konnten als vereintes Team mit ihren kurzen Beinen aber eine unglaubliche Kraft entwickeln.

Kurt wusste auch, dass ein Schlittenlenker als unbedingter Anführer auftreten musste, um von den willensstarken Tieren akzeptiert zu werden. Noch bevor sein Befehl verklang, waren die Hunde bereits auf den Beinen. Die Leine des Geschirrs spannte sich ruckartig, so dass Austin fast den Halt verlor. Er rannte einige Schritte, um den Schlitten anzuschieben, sprang auf und überließ den Hunden die restliche Arbeit. Sie winselten laut und freuten sich, das tun zu können, was sie am besten beherrschten: nach Leibeskräften zu rennen.

Es waren insgesamt nur wenige Sekunden vergangen. Narbengesichts Männer liefen hinterher, aber die Hunde waren zu schnell und bellten ausgelassen, als sie ihre Verfolger abhängten. Sobald die unmittelbare Gefahr gebannt schien, experimentierte Austin mit der Steuerung und stellte erfreut fest, dass er offenbar eine sprachbegabte Meute erwischte hatte, denn sie reagierte auf die Befehle »links« und »rechts«. Vor allem in den Kurven durfte er das Lenkrad nur sehr behutsam bedienen, um nicht haltlos ins Schlingern zu geraten, wenngleich das Gewicht zweier Leute dafür sorgte, dass die Räder nicht vom Boden abhoben.

Und es verringerte ihre Geschwindigkeit. Austin hatte

das nicht als problematisch empfunden und sich ausgerechnet, dass sie dennoch schnell genug sein würden, um jeden Läufer hinter sich zu lassen, vor allem den stämmigen Umealiq und seine kurzbeinige Bande. Kurts Zuversicht schwand, als er einen Blick über die Schulter warf. Narbengesicht hatte mit dem anderen Schlitten die Verfolgung aufgenommen. Austin steuerte vom Rasen auf einen asphaltierten Gehweg. Der Schlitten gewann sofort an Tempo. Aber hier waren noch andere Leute unterwegs, und das erwies sich als ein prekärer Umstand, denn Kurt musste Slalom fahren. Er verfehlte nur knapp ein junges Paar und streifte fast einen Mann, der einen kläffenden Pudel ausführte. Eine Frau auf Rollerblades wich im letzten Moment auf den Rasen aus und schickte Kurt ein paar einfallsreiche Flüche hinterher. Austin spornte die Hunde zu noch höherer Leistung an und kümmerte sich nicht um die vielen wütenden Rufe.

Er fragte sich, wie lange die Tiere wohl durchhalten würden, und kam zu einem beunruhigenden Schluss. Schlittenhunde waren Kälte und Schnee gewohnt und würden aufgrund ihres dicken Fells in der milden Abendtemperatur bald überhitzen. Kurt ließ den Blick schweifen. Sie bewegten sich die Mall entlang, weg vom Museum, in Richtung Castle und Smithsonian Building. Er schaute erneut nach hinten. Umealiq hatte Boden gutgemacht. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er sie einholen würde.

»Brr!«, befahl er den Hunden und betätigte zur Unterstützung leicht die Bremse. Sie wurden langsamer.

»Was machst du da?«, fragte Therri.

»Spring ab!«

»Was?«

»Spring ab, und lauf rüber zum Smithsonian. Da sind andere Leute, und alles ist beleuchtet. Zu zweit sind wir zu

langsam. Er hat es hauptsächlich auf mich abgesehen.«

Widerwillig verbiss Therri sich jeden weiteren Einwand, denn sie erkannte, dass Kurt Recht hatte. Sie rollte sich seitlich vom Schlitten, sprang unverzüglich auf und lief los. Austin feuerte die Hunde an. Die Meute legte sich sofort wieder mächtig ins Zeug. Kurt bog nach rechts auf einen anderen Weg ab. Der Schlitten war nun leichter, einfacher zu lenken und merklich schneller als zuvor. Austin war froh, dass Narbengesicht ihm unbeirrt folgte. Für Therri bestand keine Gefahr mehr, aber Umealiq hatte dank der kurzen Verzögerung beträchtlich aufgeschlossen.

Kurt lief Schweiß in die Augen. Er wischte sich mit dem Anzugärmel die Feuchtigkeit weg und blickte über die Schulter. Narbengesicht hatte den Abstand halbiert. Austin wich einem weiteren Passanten aus und schaute nach vorn. In der Ferne konnte er die weiße Stele des Washington Monument erkennen. Dort gab es bewaffnete Wachposten, aber er würde es niemals bis zu dem Denkmal schaffen. Den Hunden ging allmählich die Kraft aus. Kurt spürte, wie sie etwas langsamer wurden, und der Schlitten verhielt sich wie ein Auto mit fast leerem Tank. Er spornte die Meute mit den Schmatzgeräuschen an, die er während des Rennens bei den Fahrern gehört hatte.

Auf der Querstraße vor ihm herrschte dichter Verkehr.

Mit etwas Glück und dem richtigen Timing würde es ihm gelingen, die Wagen zwischen sich und seinen Verfolger zu bringen. Der Schlitten verließ die Mall und bog auf den Bürgersteig ein. Austin erspähte eine Lücke im Fahrzeugstrom und hielt darauf zu, um nach Möglichkeit auf die andere Straßenseite zu entweichen. Die Hunde zögerten, aber er trieb sie weiter. Die Pfoten des Leittiers berührten soeben die Fahrbahn, als eine der in Washington allgegenwärtigen Limousinen auftauchte und ihm den Weg abschnitt.

Austin riss das Lenkrad herum, doch der Leithund war ihm zuvorgekommen und hatte bereits die Richtung gewechselt. Gleich einem Boot, das hart am Wind segelte, legte der Schlitten sich in die scharfe Rechtskurve. Austin hielt mit seinem Körpergewicht dagegen, verschaffte so allen vier Rädern wieder Bodenkontakt und brachte das Gefährt neu auf Kurs. Die Hunde zogen den Schlitten nun über den Bürgersteig. Narbengesicht hatte geschickt den Winkel verkürzt und raste in wenigen Metern Abstand auf paralleler Bahn voran.

Die Szene erinnerte unwillkürlich an das Wagenrennen aus *Ben Hur*. Die Hunde wichen den Fußgängern automatisch aus, so dass Austin kaum mehr in die Lenkung eingreifen musste und sich einfach nur darauf konzentrierte, nicht den Halt zu verlieren. Auch unter günstigeren Voraussetzungen wären seine Fahrkünste vor denen des anderen Lenkers verblasst. Die Schlitten fuhren Seite an Seite und berührten sich fast. Dann brachte Narbengesicht neue Würze ins Spiel: Er zielte aus nächster Nähe mit einer Pistole auf Austin.

Kurt kam sich vor, als hätte jemand ihm eine Zielscheibe auf die Stirn gemalt. Allerdings würde ein sauberer Treffer gar nicht so einfach werden. Umealiq steuerte mit der linken Hand und hielt rechts die Pistole. Ohne den beidhändigen festen Griff am Lenkrad geriet der Schlitten ins Schlingern, und Narbengesicht konnte nicht vernünftig zielen. Er versuchte es dennoch.

Die Kugel verfehlte Austin um ein ganzes Stück, doch er war keineswegs erleichtert. Narbengesicht würde einfach bis zur letzten Patrone weiterfeuern, und auch falls er sein eigentliches Ziel nicht traf, konnte leicht ein Unbeteiligter verletzt oder getötet werden. Kurt gehorchte einem plötzlichen Einfall und tippte auf die Bremse. Der Schlitten des Eskimos ging ein kleines Stück in Führung.

Dann bediente sich Austin aus Umealiqs Leitfaden für schmutzige Tricks und schwenkte nach rechts. Sein Vorderrad berührte das Hinterrad des anderen Schlittens, und Narbengesicht bekam Probleme.

Das Manöver war riskant, zeitigte aber den gewünschten Effekt. Mit nur einer schweißnassen Hand am Lenkrad vermochte Umealiq nichts mehr auszurichten. Die Vorderräder stellten sich quer. Der Schlitten brach aus, kippte um und schickte Narbengesicht auf eine Flugreise. Die Pistole landete klappernd auf dem Pflaster. Umealiq überschlug sich mehrmals, während seine Hunde mit dem umgestürzten Schlitten noch ein Stück weiterliefen, bis sie die Sinnlosigkeit ihres Tuns erkannten.

Austin blieb keine Gelegenheit zur Freude, denn seine Meute zog den Schlitten genau in Richtung Constitution Avenue. Er schrie, sie sollten anhalten, und trat mit voller Wucht auf die Bremse, aber es war zu spät. Nach Austins unsteter Fahrt hatte der Schuss die Tiere zusätzlich verschreckt, und so war Kurt nur noch als Passagier an Bord. Die Hunde liefen blindlings auf die belebte Straße.

Der Schlitten flog über den Bordstein und landete krachend auf allen vier Rädern. Austin spürte den Aufschlag bis unter die Schädeldecke. Ein riesiger Geländewagen kam mit quietschenden Reifen gerade noch zum Stehen, und der wuchtige Kühlergrill huschte in wenigen Zentimetern Abstand vorbei. Kurt erhaschte einen Blick auf den entsetzten Fahrer, dem fast die Augen aus dem Kopf fielen, als er sah, wie ein Mann in einem Smoking einen Hundeschlitten quer über Washingtons breiteste Hauptverkehrsstraße steuerte.

Austin blieb nichts anderes übrig, als sich festzuhalten und den Schlitten möglichst vor dem Umkippen zu bewahren. Er hörte weitere Bremsen quietschen, gefolgt von einem lauten Knall, als der erste Auffahrunfall

passierte und sogleich eine entsprechende Kettenreaktion in Gang setzte. Es stank nach verbranntem Gummi. Dann hatte Kurt unverletzt die Straße überquert, und die Hunde liefen auf den anderen Bürgersteig. Der Schlitten war inzwischen langsam genug, dass Kurt kurz vor dem Bordstein abspringen konnte. Die Hunde waren, aufgrund der ungewohnten Hitze erschöpft und hatten keine Lust mehr. Mit bebenden Flanken ließen sie sich an Ort und Stelle nieder. Ihre Zungen tropften wie Wasserhähne.

Austin betrachtete die Spur der Verwüstung, die er auf der Constitution Avenue hinterlassen hatte. Der Verkehr war zum Stillstand gekommen, und wütende Leute stiegen aus ihren Autos, um sich die Kennzeichen und Versicherungsdaten der Unfallgegner zu notieren. Umealiq stand mit blutüberströmtem Gesicht auf dem anderen Bürgersteig, zog das Messer, hielt es dicht vor der Brust verborgen und trat auf die Fahrbahn. Als in der Ferne Sirenen ertönten, blieb er sofort stehen. Dann tauchte plötzlich einer der kleineren Transporter auf, die Kurt in der Nähe der Rennstrecke gesehen hatte. Der Eskimo wurde für einige Sekunden verdeckt. Als der Wagen weiterfuhr, war der Mann verschwunden.

Austin ging zu den hechelnden Hunden und tätschelte ihnen die Köpfe. »Das müssen wir unbedingt mal wiederholen, nur nicht allzu bald«, sagte er.

Dann klopfte er sich den Staub von Knien und Ellbogen, obwohl ihm klar war, dass er aussah, als hätte er eine mehrtägige Sauftour hinter sich. Achselzuckend fügte er sich in sein Schicksal und ging zurück zum Museum. Therri stand auf der Rückseite des viergeschossigen Granitbaus. Als sie Austin heranstapfen sah, verschwand ihre besorgte Miene. Sie lief ihm entgegen und schloss ihn in die Arme.

»Gott sei Dank ist dir nichts passiert«, sagte sie und

drückte ihn fest. »Was ist mit diesem furchtbaren Mann geschehen?«

»Der Verkehr in Washington ist ihm nicht bekommen, also hat er für heute Schluss gemacht. Tut mir Leid, dass ich dich so grob in die Botanik befördern musste.«

»Schon in Ordnung. Ich wurde nicht zum ersten Mal von einem Mann unsanft fallen gelassen, obwohl bisher noch nie ein fahrender Hundeschlitten im Spiel gewesen ist.«

Therri erzählte, dass sie in der Nähe des Smithsonian Castle auf einen Streifenwagen gestoßen sei und die Beamten benachrichtigt habe, dass in der Mall jemand soeben versuchte, ihren Freund umzubringen. Die Polizisten hätten sie zwar ungläubig gemustert, sich dann aber doch lieber auf den Weg gemacht, um nach dem Rechten zu sehen. Sie sei zum Museum zurückgekehrt und habe nach Ben Ausschau gehalten, ihn aber nirgendwo entdecken können. Während sie noch überlegt habe, was zu tun sei, habe sie die Sirenen gehört, sei zur Constitution Avenue gegangen und dort auf Austin gestoßen.

Sie teilten sich ein Taxi, das sie zurück zu ihren Wagen brachte, küssten sich zum Abschied lange und sehnsüchtig und vereinbarten, am nächsten Tag miteinander zu telefonieren.

Als Austin heimkam, stand ein türkisfarbenes NUMA-Fahrzeug in seiner Auffahrt, und die Haustür war nicht verriegelt. Er ging hinein und hörte aus den Lautsprechern der Stereoanlage das Dave Brubeck Quartet »Take Five« spielen. Auf Kurts schwarzem Lieblingsledersessel saß mit einem Drink in der Hand Rudi Gunn, der stellvertretende Leiter der NUMA. Gunn war ein drahtiger kleiner Mann von schmaler Statur, ein meisterhafter Logistiker und Absolvent der Marineakademie von Annapolis im Rang eines ehemaligen Commanders.

»Ich hoffe, Sie verzeihen mein Eindringen«, sagte Gunn.

»Selbstverständlich. Wozu habe ich Ihnen sonst den Türkode verraten?«

Gunn deutete auf das Glas. »Ihr Highland Malt Whisky ist fast leer«, sagte er und verzog den Mund zu dem für ihn typischen schelmischen Grinsen.

»Ich werd's dem Butler ausrichten.« Austin erkannte das Buch, in dem Gunn gelesen hatte. »Ich wusste gar nicht, dass Sie Nietzsche mögen.«

»Das lag auf dem Couchtisch. Ziemlich schwer verdauliches Zeug.«

»Womöglich schwerer als Sie glauben«, erwiderte Austin und ging zur Bar, um sich ebenfalls einen Drink zu mixen.

Gunn legte das Buch beiseite und nahm einen Schnellhefter vom Tisch. »Danke für Ihren Bericht. Den fand ich wesentlich interessanter als Mr. Nietzsches Schriften.«

»Das dachte ich mir schon«, entgegnete Austin und ließ sich mit seinem Glas auf dem Sofa nieder.

Gunn schob sich die dicke Hornbrille auf das schütterere Haar und blätterte in dem Ordner. »Bei solchen Gelegenheiten wird mir immer klar, was für ein langweiliges Leben ich führe«, sagte er. »Sie haben wirklich Ihren Beruf verfehlt. Sie sollten Geschichten für Computerspiele schreiben.«

Austin trank einen großen Schluck und genoss die aromatische Mischung aus dunklem Rum und prickelndem jamaikanischem Ingwerbier. »Nein, lieber nicht. Das wäre wohl ein wenig zu weit hergeholt.«

»Da möchte ich widersprechen, alter Freund. Inwiefern ist ein geheimnisvoller Konzern weit hergeholt, der Schif-

fe per Fernsteuerung versenkt? Eine längst vergessene Höhle mit fantastischen Wandgemälden auf den Färöer-Inseln? Ein Geschöpf wie aus dem *Weißten Hai*, das Sie von der Leiter haut?« Er fing an, haltlos zu kichern. »Mann, *das* hätte ich gern mit eigenen Augen gesehen.«

»Es gibt keinen Respekt mehr auf dieser Welt«, klagte Austin.

Gunn fing sich wieder und blätterte weiter. »Die Liste ist endlos. Mordgierige Eskimogangster, die nicht Robben, sondern Menschen jagen. Ach ja, nicht zu vergessen die Anwältin, die für eine radikale Umweltschutzgruppe arbeitet.«

Er blickte auf. »Ich nehme an, sie hat lange schlanke Beine.«

Austin dachte an Therri's Figur. »Die Länge ist durchschnittlich, würde ich sagen, aber sie sind sehr wohlgeformt.«

»Tja, man kann nicht alles haben.« Gunn ließ den Ordner sinken und musterte Austin genauer, von den zerkratzten Schuhen über die schiefe Fliege bis zu dem Loch am Knie der Smokinghose. »Hat der Rausschmeißer Sie unsanft aus dem Museum befördert? Sie sehen ein wenig, äh, zerknittert aus.«

»Der Abendempfang war prima. Aber ich habe am eigenen Leib erfahren, dass Washington vor die Hunde geht.«

»Das ist nichts Neues. Ich hoffe, dieser Smoking war nicht geliehen«, sagte Gunn.

»Schlimmer«, erwiderte Austin. »Er gehört mir. Vielleicht kauft die NUMA mir ja einen neuen.«

»Ich werde es Admiral Sandecker vorschlagen«, sagte Gunn.

Austin füllte ihre Gläser nach und schilderte dann das Treffen mit Marcus Ryan sowie die Ereignisse des Abends.

Nachdem Gunn ihm kommentarlos gelauscht hatte, wies er auf den Aktenordner mit Austins Bericht. »Haben Sie schon eine Theorie, wie Ihr Hundeschlittenabenteuer zu dieser wilden Geschichte passt?«

»Vieles ergibt noch kein schlüssiges Bild, aber was ich bisher weiß, lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Die Leute an der Spitze von Oceanus räumen skrupellos jeden aus dem Weg, der ihnen in die Quere kommt.«

»Das wäre nach allem, was Sie erzählt haben, auch meine vorläufige Schlussfolgerung.« Gunn überlegte kurz mit gerunzelter Stirn. Er hatte die Fähigkeit, kalt und klar wie ein Computer zu denken, und so verarbeitete er nun den Berg an Informationen, um die Spreu vom Weizen zu trennen.

»Was ist mit diesem Basken, diesem Aguirrez?«, fragte er dann.

»Ein interessanter Zeitgenosse. Er stellt bei diesem Pokerspiel die große Unbekannte dar. Ich habe mit einem Freund von der CIA gesprochen. Aguirrez steckt eventuell mit baskischen Separatisten unter einer Decke, aber das ist keinesfalls gesichert. Perlmutter kümmert sich für mich um die Familiengeschichte. Bislang weiß ich nur, dass er entweder ein baskischer Terrorist oder ein Amateurarchäologe ist. Suchen Sie sich was aus.«

»Vielleicht könnte er uns ein wenig auf die Sprünge helfen. Zu schade, dass Sie ihn nicht erreichen können.«

Austin stellte das Glas ab, zückte seine Brieftasche, entnahm ihr die Visitenkarte, die Aguirrez ihm auf der Jacht zugesteckt hatte, und reichte sie Gunn, der die Telefonnummer auf der Rückseite bemerkte. »Wieso

nicht?«, sagte er und gab die Karte zurück.

Austin ging zum Telefon und wählte die Nummer. Er war nach den Anstrengungen des Abends erschöpft und rechnete nicht mit einem Erfolg. Als dann doch die vertraute Bassstimme am anderen Ende der Leitung erklang, war er regelrecht verblüfft.

»Was für eine angenehme Überraschung, Mr. Austin. Mir war gleich so, als würden wir uns noch einmal unterhalten.«

»Ich hoffe, ich störe Sie nicht bei etwas Wichtigem.«

»Keineswegs.«

»Sind Sie immer noch auf den Färöern?«

»Ich befinde mich geschäftlich in Washington.«

»Washington?«

»Ja, die Fischgründe der Färöer-Inseln sind ihrem Ruf nicht gerecht geworden. Was kann ich für Sie tun, Mr. Austin?«

»Ich wollte mich dafür bedanken, dass Sie mir in Kopenhagen aus der Klemme geholfen haben.«

Aguirrez leugnete nicht, dass es seine Männer gewesen waren, die die Schlägerbande vertrieben hatten. Er lachte nur. »Sie haben ein Talent dafür, sich in schwierige Situationen zu manövrieren, mein Freund.«

»Die meisten meiner Probleme haben mit einer Firma namens Oceanus zu tun. Ich habe gehofft, wir würden vielleicht noch einmal über das Thema plaudern. Bei der Gelegenheit könnten Sie mir auch erzählen, ob Sie bei Ihren archäologischen Forschungen weitergekommen sind.«

»Sehr gern sogar«, sagte Aguirrez. »Morgen Vormittag muss ich einige Termine wahrnehmen, aber nachmittags würde es mir gut passen.«

Sie vereinbarten eine Zeit, und Austin notierte sich die Wegbeschreibung zu der Washingtoner Adresse, die Aguirrez ihm nannte. Dann legte er auf und wollte Gunn den Inhalt des kurzen Gesprächs schildern, als das Telefon klingelte. Es meldete sich Zavala, der aus Europa zurückgekehrt war. Joe hatte die technischen Probleme der *Sea Lamprey* in den Griff bekommen und war von Bord der *William Beebe* gegangen, die anschließend Kurs auf die Färöer-Inseln genommen hatte, um auf Einladung der dänischen *Thor* an einem Forschungsprojekt teilzunehmen.

»Ich wollte dich nur wissen lassen, dass ich wieder im Lande bin. Ich habe bereits zärtlich meine Corvette umarmt und werde nun in Gesellschaft einer wunderhübschen jungen Lady einen Schlummertrunk zu mir nehmen«, sagte Zavala. »Gibt's bei dir was Neues zu berichten?«

»Das Übliche. Heute Abend hat mich ein verrückter Eskimo auf einem Hundeschlitten quer durch die Mall gehetzt und wollte mich ermorden. Ansonsten ist alles ruhig.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte einen Moment lang Stille. »Das war kein Scherz, nicht wahr?«, fragte Zavala dann.

»Nein. Rudi ist hier bei mir. Komm vorbei, dann erfährst du die ganze schmutzige Geschichte.«

Zavala wohnte in einem kleinen Haus in Arlington, Virginia, das einst eine Stadtteilbücherei beherbergt hatte. »Ich schätze, ich sage der jungen Lady ab. Dann mache ich mich gleich auf den Weg.«

»Moment noch. Hast du noch die Flasche Tequila, die wir an Bord der *Thor* köpfen wollten?«

»Klar, die steckt in meiner Reisetasche.«

»Ich glaube, du solltest sie lieber mitbringen.«

Am nächsten Morgen legte Austin auf dem Weg zur Zentrale der NUMA einen Zwischenstopp beim naturgeschichtlichen Museum ein. Als Kurt den Ausstellungssaal betrat, fand er dort Gleason vor. Der Mann sah alles andere als glücklich aus. Die Gäste, das Büfett und die Musik vom Vorabend waren weg, aber er hatte im Augenblick ganz andere Probleme. Die Schaukästen waren leer. Nicht mal ein einziges Plakat war hängen geblieben.

Gleason stand völlig neben sich. »Das ist furchtbar, absolut furchtbar«, murmelte er.

»Hier sieht's aus wie nach einem Räumungsverkauf«, sagte Austin.

»*Schlimmer*. Es ist eine totale Katastrophe. Die Sponsoren haben die Ausstellung zurückgezogen.«

»Können die das denn so einfach?« Noch während die Worte seinen Mund verließen, erkannte Austin, wie dämlich die Frage war.

Gleason fuchtelte mit den Armen. »Ja, laut dem Kleingedruckten des Vertrags, den wir auf deren Drängen hin unterzeichnen mussten. Sie haben das Recht, die Ausstellung zu jedem beliebigen Zeitpunkt für beendet zu erklären, und müssen uns im Gegenzug eine kleine finanzielle Entschädigung zahlen.«

»Und was war der Grund für diese Entscheidung?«

»Wenn ich das bloß wüsste. Die Werbeagentur, die alles in die Wege geleitet hat, behauptet, sie würde nur Befehle befolgen.«

»Was ist mit Dr. Barker?«

»Ich habe versucht, ihn zu erreichen, aber er hat sich in Luft aufgelöst.«

»Sie haben mehr mit Oceanus zu tun gehabt als die meisten anderen Leute«, sagte Austin und kam damit auf den eigentlichen Anlass für seinen Besuch zu sprechen. »Was wissen Sie über Dr. Barker?«

»Nicht viel, fürchte ich. Über seinen Vorfahren weiß ich mehr.«

»Über den Walfangkapitän, den er erwähnt hat?«

»Ja, Frederick Barker senior. Eines der hier ausgestellten Kiolya-Messer hat ursprünglich ihm gehört. Es war mehr als hundert Jahre alt. Ein grässliches Ding und rasiermesserscharf. Schon beim bloßen Hinschauen ist mir ganz flau geworden.«

»Wo könnte ich mehr über Kapitän Barker herausfinden?«

»Zunächst mal in meinem Büro.« Gleason warf einen kummervollen Blick auf die leeren Vitrinen. »Kommen Sie. Ich kann hier ohnehin nichts mehr tun.«

Das Büro lag im Verwaltungsflügel. Gleason bot Austin einen Stuhl an und zog dann ein altes Buch aus dem Regal. Der Titel lautete *Die Walfangkapitäne von New Bedford*. Er klappte den Band auf und legte ihn vor Austin hin.

»Ich habe dieses Buch in unserer Bibliothek ausgegraben, als man uns damals die Ausstellung vorschlug. Das da ist Kapitän Barker. Die Walfänger aus Neuengland waren zähe Burschen, und viele erhielten schon mit Mitte zwanzig ihr erstes eigenes Kommando. Meutereien, verheerende Stürme, feindliche Eingeborene – das gehörte alles zu ihrem Alltag. Das harte Leben machte manche Männer zu Ungeheuern, andere zu Menschenfreunden.«

Austin betrachtete das grobkörnige Schwarzweißfoto in dem Buch. Barker trug Eskimokleidung, und sein Gesicht war kaum zu erkennen, weil eine Fellkapuze seinen Kopf bedeckte und eine Knochenbrille mit horizontalen Schlitzten seine Augen schützte. Sein Kinn war mit weißen Bartstoppeln übersät.

»Wozu diese Brille?«, fragte Austin.

»Zum Schutz vor der Sonne. Den Inuit waren die Gefahren der Schneeblindheit durchaus bewusst. Und speziell Barker musste ganz besonders Acht geben, weil seine Augen vermutlich sehr lichtempfindlich waren. In seiner Familie gab es Fälle von Albinismus. Es heißt, er habe vor allem deshalb so viele Winter im eisigen Norden verbracht, weil er die direkte Sonneneinstrahlung meiden wollte.«

Gleason erklärte, dass Barker im Jahr 1871 mit dem Walfänger *Orient* Schiffbruch erlitten und als einziges Mitglied der Besatzung überlebt habe. »Die Eingeborenen haben ihn gerettet, und er verbrachte daraufhin den Winter in ihrer Siedlung. Er erzählt, wie die Frau des Häuptlings ihm die Stiefel ausgezogen und seine eiskalten Füße mit der Wärme ihrer nackten Brüste aufgetaut hat.«

»Ich kann mir Schlimmeres vorstellen. Wann kommen die Kiolya ins Spiel?«

»Sie waren diejenigen, die ihn gerettet haben.«

»Das passt aber gar nicht zu ihrer angeblichen Blutrünstigkeit. Ich hätte vermutet, sie würden jeden Fremden töten.«

»Normalerweise ja, aber vergessen Sie nicht, dass Barker nicht wie ein gewöhnlicher Walfänger aussah. Mit seinem schlohweißen Haar, der bleichen Haut und den hellen Augen muss er wie eine Art Schneegott gewirkt haben.«

»Womöglich wie Toonook.«

»Kann sein. Barker hat manche Umstände nicht näher erläutert. Die Quäker von New Bedford hätten es nicht gutgeheißen, dass einer der Ihren sich als Gott ausgibt. Wie dem auch sei, diese Erfahrung hat ihn verändert.«

»Inwiefern?«

»Er wurde zum überzeugten Umweltschützer. Als er heimkehrte, drängte er seine früheren Kameraden, keine Walrosse mehr abzuschlachten. Die Kiolya waren damals im Begriff, die Walrossjagd in allen Fanggebieten rücksichtslos an sich zu reißen, so wie heute eine Gangsterbande ein neues Revier übernimmt, um dort Drogen zu verkaufen. Sie nahmen den bezwungenen Gegnern sogar die Werkzeuge ab und raubten ihre Frauen. Die Folge war, dass die anderen Inuitstämme praktisch verhungerten, bis sie sich letztlich zusammentaten und die Kiolya vertrieben. Barker sah diesen Kampf um das Walrossfleisch und wollte ihn beenden. Er fühlte sich den Kiolya zu Dank verpflichtet und dachte, falls der Walrossbestand größer wäre, würden sie ihre räuberische Art vielleicht ändern.«

»Hatte er Recht?«

»Meines Erachtens war Barker naiv. Ich glaube, nichts außer roher Gewalt hätte diesen Stamm aufhalten können.«

Austin grübelte über diese Antwort nach. Als philosophisch bewandelter Mensch glaubte er an die Theorie, dass Vergangenheit und Gegenwart eins waren. Vielleicht stellten die Kiolya den Schlüssel dar, mit dem sich das Durcheinander rund um Oceanus entwirren ließ.

»Wo könnte ich mehr über diesen Stamm erfahren?«

»Ich schätze, hauptsächlich in den Dienstbüchern der kanadischen Polizei. Es gibt kaum Informationen über die

Zeit seit ihrer Diaspora, aber ich bin auf eine verrückte Geschichte gestoßen, die bestätigt, was ich vorhin über den Götterglauben gesagt habe.« Er wühlte in einem Aktenschrank herum und förderte daraus einen Zeitungsausschnitt in einer Klarsichthülle zutage. Der Artikel stammte aus einer Ausgabe der *New York Times* des Jahres 1935 und schilderte einen Vorfall aus dem Gebiet der Hudson Bay. Austin nahm sich einen Moment Zeit und las die Meldung:

Die Erforschungsgeschichte des arktischen Nordens ist um ein Geheimnis reicher geworden, denn aus der gefrorenen Tundra kam ein geistig stark angegriffener Deutscher zum Vorschein und behauptete, der einzige Überlebende einer Luftschiffkatastrophe zu sein. Laut den kanadischen Behörden wurde der Mann, der nach eigenem Bekunden Gerhardt Heinz hieß, von einer Gruppe unbekannter Eskimos gebracht, die ihn offenbar gerettet hatten. Die *Times* spürte Mr. Heinz in einem Krankenhaus auf, wo er kurz darauf verstarb. Bei unserem Gespräch sagte er:

»Ich befand mich zum größeren Ruhme des Vaterlands auf einer geheimen Reise zum Nordpol. Wir sind am Pol gelandet, und auf dem Rückweg haben wir ein im Eis eingefrorenes Bootswrack erspäht. Unser Kapitän bestand darauf, zu landen und eine Untersuchung vorzunehmen. Es handelte sich um ein sehr altes Boot aus einem früheren Jahrhundert. Wir bargen eine gefrorene Leiche und verstaute sie samt einiger ungewöhnlicher Gegenstände im Kühlraum des Luftschiffs.

Nach dem erneuten Aufstieg kam es schon bald zu technischen Problemen, die eine Notlandung unumgänglich machten. Die anderen Überlebenden

beschlossen, das Eis zu Fuß zu überqueren. Ich hingegen blieb zurück, um das Luftschiff zu bewachen. Es fehlte nicht mehr viel zu meinem Tode, als die dortigen Eingeborenen mich fanden und wieder ins Leben zurückholten.«

Mr. Heinz sagte, die Eingeborenen hätten kein Englisch gesprochen, aber er habe erfahren, dass der Name ihres Stammes »Kiolya« lautete. Angeblich habe man ihn für einen Gott gehalten, der vom Himmel herabgestiegen sei, und als er per Zeichensprache darum bat, in die nächstgelegene Ansiedlung gebracht zu werden, habe man diesen Wunsch erfüllt.

Die deutschen Behörden ließen auf Anfrage der *Times* verlauten, sie wüssten weder etwas von Mr. Heinz noch von einer Luftschiffreise zum Nordpol.

Austin bat Gleason um eine Fotokopie des Artikels und bedankte sich für die Hilfe. »Es tut mir Leid um Ihre Ausstellung«, sagte er auf dem Weg nach draußen.

Gleason schüttelte den Kopf. »Ich kann einfach nicht begreifen, wieso die so schnell ihre Zelte abgebrochen haben. Ach, übrigens, haben Sie schon von Senator Graham gehört? Noch so ein Unglück. Er ist einer von unseren größten Gönnern.«

»Ich glaube, ich habe ihn gestern Abend auf dem Empfang gesehen«, sagte Austin.

»Stimmt, er war hier. Während der Rückfahrt nach Virginia hat ein Laster seinen Wagen von der Straße abgedrängt. Der Senator befindet sich in einem kritischen Zustand. Der andere Kerl hat Fahrerflucht begangen.«

»Auch das tut mir sehr Leid.«

»Verflucht«, sagte Gleason. »Ich hoffe, es ist nichts an

dem Sprichwort dran, dass das Unheil immer dreimal zuschlägt.«

»Es gibt vielleicht eine einfachere Erklärung für Ihre Pechsträhne«, erwiderte Austin.

»Ach, und welche?«

Austin deutete gen Himmel. »Toonook«, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

St. Julien Perlmutter betrat sein geräumiges Kutschenhaus in Georgetown und ließ den Blick wohlwollend über die vielen hundert alten und neuen Bücher schweifen, die wie ein breiter Strom aus Wörtern aus den sich biegenden Wandregalen hervorquollen und sich mit mehreren Nebenarmen in die restlichen Räume verzweigten.

Ein normaler Mensch hätte angesichts dieses scheinbaren Durcheinanders die Flucht ergriffen. Perlmutter jedoch schaute mit glückseligem Lächeln von einem Stapel zum anderen. Dies war weltweit die anerkannt vollständigste Literatursammlung zur Seefahrtgeschichte, und er kannte nicht nur die Titel der Bände auswendig, sondern konnte sogar ganze Passagen aus dem Gedächtnis zitieren.

Nach den Entbehrungen des Transatlantikflugs kam er fast um vor Hunger. Es war kein Problem, an Bord eines Flugzeugs genug Platz für seinen massigen Leib zu finden; er reservierte einfach zwei Sitze. Aber sogar das kulinarische Angebot der ersten Klasse war nach Perlmutters Maßstäben ungefähr so schmackhaft wie eine Bohnensuppe aus der Armenspeisung. Gleich einer zielsuchenden Rakete steuerte er die Küche an und stellte erfreut fest, dass die Haushälterin die erwünschten Einkäufe getätigt hatte.

Obwohl es noch früh am Morgen war, saß er schon wenig später vor einem gefüllten Lammbraten nach provenzalischer Art, der mit Kartoffeln serviert wurde und nach Thymian duftete. Dazu trank Perlmutter einen einfachen, aber ausgewogenen Bordeaux. Solchermaßen gestärkt, tupfte er sich soeben den Mund und den

prächtigen grauen Bart mit einer Serviette ab, als das Telefon klingelte.

»Kurt!«, rief er, als die vertraute Stimme erklang.
»Woher zum Teufel wussten Sie, dass ich zurück bin?«

»Auf CNN wurde gemeldet, in Italien gebe es keine Pasta mehr. Da habe ich mir gedacht, dass Sie bestimmt heimkehren, um etwas Anständiges zu essen zu bekommen.«

»Falsch gedacht«, dröhnte Perlmutter. »In Wahrheit bin ich zurückgekommen, weil es mir gefehlt hat, am Telefon von einem unverschämten jungen Gernegroß verspottet zu werden, der es eigentlich besser wissen müsste.«

»Sie scheinen gut in Form zu sein, St. Julien. Demnach war es eine schöne Reise.«

»Allerdings, und ich fühle mich tatsächlich so, als hätte ich Italiens gesamte Pasta gegessen. Aber es ist auch schön, wieder zu Hause zu sein.«

»Ich habe mich gefragt, was Sie mittlerweile wohl herausgefunden haben.«

»Ich hätte Sie ohnehin nachher noch angerufen. Es ist wirklich faszinierend. Können Sie vorbeikommen? Ich mache uns einen Kaffee, und dann können wir ein wenig plaudern.«

»Ich bin in fünf Minuten bei Ihnen. Zufälligerweise fahre ich nämlich gerade durch Georgetown.«

Als Austin eintraf, servierte Perlmutter zwei riesige Becher Milchkaffee. Dann räumte er einen Bücherstapel beiseite, unter dem ein Stuhl für Kurt zum Vorschein kam, und einen anderen Stoß Papiere, damit sein breiter Hintern Platz auf einem überdimensionalen Sofa fand.

Perlmutter trank einen Schluck. »Also gut, kommen wir zum Thema ... Nachdem Sie mich in Florenz angerufen

hatten, habe ich Ihre Anfrage bezüglich der Roland-Reliquien mit meinem Gastgeber besprochen, einem gewissen Signor Nocci. Er konnte sich erinnern, in einem historischen Brief an König Karl V. einen entsprechenden Verweis gelesen zu haben. Verfasser war ein Mann namens Martinez, ein glühender Befürworter der spanischen Inquisition, vor allem im Hinblick auf die Basken. Mr. Nocci hat mich daraufhin mit der stellvertretenden Kuratorin der Biblioteca Laurenziana bekannt gemacht. Sie hat das Schreiben für uns herausgesucht. Martinez zieht darin namentlich über Diego Aguirrez her.«

»Das ist der Urahn des Mannes, den ich getroffen habe, Balthazar Aguirrez. Gute Arbeit.«

Perlmutter lächelte. »Das ist noch längst nicht alles. Martinez behauptet kategorisch, Aguirrez habe das Schwert und das Horn des Roland in seinem Besitz, und er gelobt, ich zitiere, ›ihn bis ans Ende der Welt zu verfolgen und diese Reliquien zurückzufordern‹.«

Austin stieß einen leisen Pfiff aus. »Demnach haben die Reliquien tatsächlich existiert. Und es besteht eine direkte Verbindung zur Familie Aguirrez.«

»Ja, dieser Brief scheint das Gerücht zu bestätigen, dass Schwert und Horn sich bei Diego befunden haben.«

Perlmutter reichte ihm eine Mappe. »Das ist die Kopie eines Manuskripts aus dem Staatsarchiv von Venedig. Es wurde im Schiffsfahrtsmuseum gefunden und steckte in einer Akte zum Thema Kriegsgaleeren.«

Austin las den Titel: »Zur Entlastung eines Seemanns.«

Der Text war auf das Jahr 1520 datiert und enthielt laut Untertitel einen *Bericht des Richard Blackthorne, unfreiwilliger Söldner im Dienste der spanischen Inquisition, demütiger Seefahrer und beständiger*

Verteidiger des Namens Seiner Majestät, in welchem er ihm vorgeworfene Schändlichkeiten als unwahr widerlegt und jedweden Mann auffordert, niemals den mordgierigen Spaniern zu vertrauen.

Kurt sah Perlmutter an. »Blackthorne ist gewiss ein Meister des niemals endenden Satzes, aber was hat er mit Roland und dem alten Aguirrez zu tun?«

»Alles, mein Freund. *Alles.*« Er blickte in seinen leeren Kaffeebecher. »Wären Sie wohl so nett, mir in der Küche etwas nachzuschenken? Ich fühle mich nach der beschwerlichen Reise ermattet. Und bitte gießen Sie auch sich selbst noch eine Tasse ein.«

Austin stand klaglos auf und erfüllte ihm den Wunsch. Er wusste, dass sein Gastgeber am besten funktionierte, wenn er gleichzeitig essen oder trinken konnte.

Perlmutter nippte an dem Kaffee und strich mit der Hand über das Manuskript, als wolle er den Inhalt ertasten. »Sie können es jederzeit gern lesen, aber lassen Sie mich den Inhalt einstweilen kurz zusammenfassen. Blackthorne geriet offenbar in den Verdacht, er habe freiwillig den verhassten Spaniern gedient. Mit dieser Aussage wollte er den Sachverhalt klarstellen.«

»Das ist aus seiner Einleitung bereits ziemlich deutlich geworden.«

»Blackthorne machte sich Sorgen, sein Name könne besudelt werden. Er stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Sussex, ging als Jugendlicher zur See und arbeitete sich vom Schiffsjungen zum Kapitän eines Handelsschiffs hoch. Dann fiel er nordafrikanischen Piraten in die Hände und wurde Rudersklave auf einer algerischen Galeere, die später Schiffbruch erlitt. Genueser retteten ihn vor dem Ertrinken und lieferten ihn an die Spanier aus.«

»Erinnern Sie mich bloß daran, dass ich mich niemals von Genuesern retten lasse.«

»Blackthorne war ein heißes Eisen. Nach den Prinzipien der Inquisition galt jeder Engländer als Ketzer, wodurch ihm Folter, Kerkerhaft und Hinrichtung drohten. Aus Angst vor Verhaftung wagten englische und niederländische Seeleute es nicht, spanische Häfen anzulaufen. Falls man mit einem Exemplar der King-James-Bibel erwischt wurde oder ein als gottlos geltendes Werk der klassischen Kunst besaß, war man im wahrsten Sinne des Wortes erledigt.«

Austin musterte den Aktenordner. »Also hat Blackthorne entweder überlebt oder seine Memoiren nicht eigenhändig verfasst.«

»Er hatte neun Leben, unser Kapitän Blackthorne. Einmal ist ihm sogar die Flucht gelungen, aber die Spanier haben ihn wieder eingefangen. Schließlich schleppte man ihn aus seiner finsternen Zelle in Ketten vor Gericht. Der Ankläger nannte ihn einen Feind des Glaubens und ›schmähte mich noch anderweitig‹ wie Blackthorne schreibt. Er wurde zum Tode verurteilt und war schon auf dem Weg zum Scheiterhaufen, als das Schicksal ausgerechnet in Gestalt von *El Brasero* einschritt.«

»Heißt so nicht ein mexikanisches Restaurant in Falls Church?«

»Da fragen Sie den Falschen. Ich habe die Begriffe ›mexikanisch‹ und ›Restaurant‹ in ein und demselben Satz stets für einen guten Witz gehalten. *El Brasero* ist das spanische Wort für Kohlenpfanne. Es war der Spitzname des bereits erwähnten Martinez, der mit Vorliebe Ketzer verbrennen ließ.«

»Kein geeigneter Gast für eine Grillparty.«

»Nein, aber für Blackthorne erwies er sich als Retter.

Martinez war vom Einfallsreichtum und von den guten Spanischkenntnissen des Engländers beeindruckt, aber vor allem kannte Blackthorne sich mit Kriegsgaleeren und Segelschiffen aus.«

»Das zeigt, wie sehr Martinez es auf Aguirrez abgesehen hatte. Er hat dafür sogar einen Delinquenten verschont.«

»Allerdings. Wir wissen aus seinen Aufzeichnungen, dass er Aguirrez für besonders gefährlich gehalten hat, weil dieser mit der Verwahrung der Roland-Reliquien betraut worden war, die leicht dazu genutzt werden konnten, einen baskischen Aufstand gegen die Spanier herbeizuführen. Als Aguirrez im Jahr 1515 mit seinem Schiff der geplanten Festnahme entflohen, nahm Martinez die Verfolgung auf und holte die Karavelle vor der Küste Frankreichs ein. Blackthorne befehligte *El Braseros* Führungsgaleere. Obwohl eine Flaute herrschte und Aguirrez an Männern und Waffen bei weitem unterlegen war, gelang es ihm, zwei Galeeren zu versenken und Martinez in die Flucht zu schlagen.«

»Je mehr ich über Diego erfahre, desto besser gefällt er mir.«

Perlmutter nickte. »Seine Taktik war brilliant. Ich beabsichtige, dieses Gefecht in eine Sammlung klassischer Seeschlachten aufzunehmen, die ich derzeit vorbereite. Leider verfügte *El Braseros* über einen Informanten, der wusste, dass Aguirrez eine Ruhepause auf den Färöer-Inseln einzulegen pflegte, bevor er den Ozean nach Nordamerika überquerte.«

Austin beugte sich vor und murmelte: »Skaalshavn.«

»Sie kennen den Ort?«

»Ich war noch vor ein paar Tagen selbst dort.«

»Ich kann nicht behaupten, den Namen schon mal gehört zu haben.«

»Kein Wunder, Skaalshavn liegt ziemlich einsam. Ein malerisches kleines Fischerdorf mit einem gut geschützten natürlichen Hafenbecken. Und in der Nähe gibt es ein paar interessante Höhlen.«

»Höhlen?« Die blauen Augen funkelten aufgeregt.

»Sogar ein ausgedehntes Labyrinth. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen. Nach den Wandmalereien zu urteilen, sind sie seit vorgeschichtlicher Zeit immer wieder mal bewohnt gewesen. Die Basken oder andere haben sie vielleicht viele hundert oder sogar mehr als tausend Jahre lang genutzt.«

»Blackthorne erwähnt die Höhlen in seinem Bericht. Sie spielen sogar eine wichtige Rolle.«

»Inwiefern?«

»Aguirrez hätte seine Verfolger leicht abhängen und nach Nordamerika fliehen können, wo Martinez ihn niemals gefunden hätte. Niemand außer den Basken war damals unerschrocken genug, sich dermaßen weit auf den Atlantik zu wagen. Aber Diego wusste, dass *El Brasero* sich in diesem Fall an seiner Familie rächen würde. Und ihm war klar, dass es nicht ausreichte, die Reliquien in Nordamerika zu verstecken und nach Europa zurückzukehren, denn *El Brasero* würde ihn erwarten.«

»Vielleicht hat er sich aus einem ganz einfachen Grund dem Kampf gestellt«, sagte Austin. »Er wollte sich an dem Mann rächen, der sein Leben ruiniert und sein Vermögen gestohlen hatte.«

»Das ist durchaus möglich. Und Martinez war genauso entschlossen, die einmal begonnene Sache zu Ende zu bringen. Er wechselte von seiner Galeere auf ein Kriegsschiff, das doppelt so groß wie Diegos Karavelle war, und ernannte Blackthorne zum Kapitän. Die überlegene Feuerkraft hätte den Basken den Garaus

gemacht. Aber Diego wusste von dem Informanten auf *El Braseros* Schiff und war klug genug, die Karavelle von den Höhlen abzuziehen. Stattdessen postierte er eine Hand voll seiner Männer am Ufer, wo Martinez sie sehen konnte, und als dieser die Boote zu Wasser ließ, rannten die Männer in die Höhlen. Die Spanier folgten ihnen.«

»Ich rieche eine Falle.«

»Sie haben eine bessere Nase als Martinez, wenngleich man gerechterweise annehmen darf, dass er vermutlich abgelenkt war, weil er sich schon vorstellte, mit welchem großem Vergnügen er Diego und dessen Mannschaft verbrennen würde.«

»Das erinnert doch sehr an Custers letztes Gefecht. Dieses Höhlensystem ist ziemlich verwinkelt. Der perfekte Ort für einen Hinterhalt.«

»Dann wird es Sie sicherlich nicht überraschen, dass genau das geschehen ist. Es war eine zweigleisige Taktik. Die Karavelle fiel über das Kriegsschiff her, verschüchterte die kleine Restbesatzung mit ein paar Kanonenschüssen, enterte das gegnerische Schiff und übernahm das Kommando. Diego schlug im selben Moment in den Höhlen zu. Er hatte eines der Schiffsgeschütze an Land bringen lassen und nahm den Angreifern damit vollständig den Wind aus den Segeln.« Perlmutter reckte seine dickliche Faust empor, als würde er die Schlacht noch einmal durchleben. »Martinez war ein geschickter Schwertkämpfer, aber Aguirrez war besser. Anstatt ihn sofort zu töten, hat er erst noch ein bisschen mit ihm herumgespielt und dann die Flamme der Kohlenpfanne ein für alle Mal gelöscht.«

»Was hat Mr. Blackthorne unterdessen gemacht?«

»Einer von *El Braseros* Männern legte auf Diego an, aber Blackthorne tötete ihn, bevor er feuern konnte.

Daraufhin ließ Aguirrez den Engländer zu sich bringen, und Blackthorne erzählte ihm die Geschichte seiner Versklavung. Diego benötigte einen erfahrenen Kapitän für das Kriegsschiff, also trafen sie eine Vereinbarung. Blackthorne erhielt das Schiff übereignet und brachte damit Diegos Männer sicher nach Hause. Einige Wochen später segelte er dann mit seiner Beute die Themse hinauf, wenn man dem Bericht glauben darf.«

»Was ist aus den Roland-Reliquien geworden?«

»Blackthorne erwähnt sie an keiner Stelle. Aber angeblich hat Diego eine kleine Gruppe von Freiwilligen bei sich behalten und den Großteil der Männer mit dem Engländer heimgeschickt. Er brauchte keine Schützen und Kanoniere mehr, sondern nur noch erfahrene Seeleute. Trotz *El Braseros* Tod war ihm klar, dass die Reliquien nicht sicher sein würden, solange die Inquisition existierte. Also fuhr er nach Westen, und man hat nie wieder von ihm gehört. Ein weiteres ungelöstes Rätsel der Meere.«

»Womöglich nicht«, sagte Austin und reichte Perlmutter den Zeitungsartikel über den Luftschiffabsturz.

Der Historiker las die Zeilen und blickte auf. »Diese ›ungewöhnlichen Gegenstände‹ von denen Heinz spricht, könnten die lange verschollenen Reliquien sein.«

»Genau das hab ich mir auch gedacht. Und es bedeutet, sie befinden sich in den Händen von Oceanus. Das ist ein zwielichtiger Konzern, der uns in letzter Zeit einige Sorgen bereitet hat.«

»Würde Oceanus die Sachen hergeben?«

Austin dachte an seine Erfahrungen mit den Handlangern der Firma zurück. »Eher nicht«, erwiderte er und lachte gequält.

Perlmutter hatte die Fingerspitzen aneinander gelegt und sah Austin nun nachdenklich an. »Wie es scheint, steckt

hinter dieser alten Sage mehr, als auf den ersten Blick ersichtlich ist.«

»*Verdammt* viel mehr. Ich werde Ihnen bei einer weiteren Tasse Kaffee gern alle schaurigen Einzelheiten schildern.« Austin hob seinen Becher. »Wären Sie wohl so nett, mir in der Küche etwas nachzuschenken? Und bitte gießen Sie sich auch selbst noch eine Tasse ein.«

Austin traf drei Minuten vor dem vereinbarten Zeitpunkt bei Aguirrez ein. Von Perlmutter aus war er zur Embassy Row gefahren. Die Götter des Straßenverkehrs mussten heute milde gestimmt sein, denn er hatte sofort einen Parkplatz gefunden. Dann war er zu Fuß der Pennsylvania Avenue bis zu einem quadratischen Gebäude gefolgt, das aus mehreren dunkel verglasten Etagen bestand, die man auf alten Washingtoner Fundamenten errichtet hatte. Austin las das Schild neben der Eingangstür und glaubte im ersten Moment, er müsse sich in der Adresse geirrt haben. Angesichts der Tatsache, dass zwischen der Familie Aguirrez und den spanischen Behörden im Laufe der Jahrhunderte des Öfteren gespannte Verhältnisse geherrscht hatten, wäre Kurt nie auf den Gedanken gekommen, Balthazar ausgerechnet in der spanischen Botschaft vorzufinden.

Er nannte einem Türposten seinen Namen und wurde zur Empfangsdame vorgelassen, die sofort eine Telefonnummer wählte und auf Spanisch mit jemandem Rücksprache hielt. Dann lächelte sie. »Mr. Aguirrez ist beim Botschafter«, sagte sie mit einem entzückenden Akzent, der Erinnerungen an Kastilien weckte. »Er kommt gleich, um Sie abzuholen.«

Einige Minuten darauf kam Aguirrez aus einem der Flure geschlendert. Statt des blauen Trainingsanzugs und des schwarzen Baretts trug er nun einen dunkelgrauen Zweireiher, der Austin einen Wochenlohn gekostet hätte, doch sogar der begabteste Schneider konnte nichts an den Bauernhänden und der kräftigen Statur ändern. Der Baske sprach mit einem weißhaarigen Mann, der mit auf dem

Rücken verschränkten Fingern neben ihm ging und mit gesenktem Kopf aufmerksam lauschte. Aguirrez sah Kurt und winkte ihm zu. Die beiden Männer beendeten ihre Unterredung, reichten sich die Hände und verabschiedeten sich lächelnd voneinander. Dann kam Aguirrez zu Austin herüber und legte ihm einen Arm um die Schultern.

»Mr. Austin«, sagte er fröhlich. »Wie schön, Sie wiederzusehen. Es tut mir Leid, dass ich Sie nicht dem Botschafter vorstellen konnte, aber er musste dringend zu einer Besprechung. Bitte kommen Sie mit.«

Er führte Kurt einen Korridor hinunter und weiter durch eine Tür in ein Zimmer, das in einem der alten Häuser, auf denen der Botschaftskomplex errichtet war, einst als Salon gedient hatte. Am auffälligsten war der überdimensionale Marmorkamin, und die behagliche Einrichtung bestand aus dicken Teppichen und schweren dunklen Holzmöbeln. Die Wände waren mit Ölgemälden geschmückt, die Szenen aus dem spanischen Landleben zeigten.

Als sie sich setzten, registrierte Aguirrez offenbar Kurts erstaunte Miene. »Sie sehen verwirrt aus, Mr. Austin«, stellte er fest.

Kurt sah keinen Grund, lange um die Sache herumzureden. »Es überrascht mich, Sie hier in den Mauern der spanischen Botschaft anzutreffen. Immerhin wirft man Ihnen vor, ein baskischer Terrorist zu sein.«

Aguirrez schien sich nicht gekränkt zu fühlen. »Sie haben mich überprüft, das hatte ich erwartet. Also müssten Sie auch wissen, dass dieser Verdacht nicht erhärtet werden konnte.«

»Wie dem auch sei, mir ist aufgefallen, dass Sie Ihr schwarzes Barrett nicht tragen.«

Aguirrez lachte dröhnend auf. »Ich habe aus Achtung vor meinen Gastgebern darauf verzichtet, obwohl ich es

wirklich vermisste. Ich fürchte, manche Leute in diesem Haus könnten glauben, dass ich unter dem Barrett eine Bombe einschmuggle, und diese Nervosität würde sich störend auf unsere Arbeit auswirken.«

»Die welches Ziel hat?«

»Das Baskenproblem friedlich und dauerhaft zu lösen.«

»Ist das bei einem jahrhundertealten Konflikt nicht etwas zu viel verlangt?«

»Ich bin zuversichtlich, dass wir es schaffen können.«

»Was ist aus der Suche nach Ihrem Vorfahren geworden?«

»Bei dieser Angelegenheit sind Vergangenheit und Gegenwart untrennbar miteinander verknüpft. Die baskischen Separatisten wollen eine Heimat. Die spanische Regierung hatte sich auf eine Teilautonomie eingelassen, leider mit verhängnisvollen Folgen. Falls ich finde, wonach ich suche, könnte dadurch eine Welle des baskischen Nationalismus ausgelöst werden. Ich kenne mein Volk. Spanien würde zerrissen werden.«

»Demnach sind Sie für die spanische Regierung plötzlich sehr wichtig geworden.«

Er nickte. »Ich habe mich mit hohen Beamten in Madrid getroffen. Nachdem ich ihnen glaubhaft versichern konnte, dass ich kein Terrorist bin, haben sie mich gebeten, das amerikanische Außenministerium über den Stand der Dinge zu unterrichten. Ferner habe ich mich bereit erklärt, die besagten Reliquien in sichere Verwahrung zu nehmen, sobald ich sie gefunden habe.«

»Und was sollte Sie davon abhalten, die Vereinbarung zu brechen?«

Der Basko runzelte die Stirn, und seine dunklen Augen funkelten bedrohlich. »Das ist eine logische Frage. Die

spanische Regierung hat sie mir ebenfalls gestellt. Ich habe geantwortet, dass ich das Andenken meines Vorfahren ehre, der als Hüter der Reliquien auserkoren worden war. Im Gegenzug wird die spanische Regierung sorgfältig aufeinander abgestimmte Maßnahmen treffen, die zu einer baskischen Autonomie führen.«

»Sie benutzten die Reliquien als Druckmittel?«

Er zuckte die Achseln. »Ich ziehe es vor, dies als eine Lösung zu bezeichnen, die unseren wechselseitigen Interessen dient.«

»Keine schlechte Abmachung, wenn man bedenkt, dass Sie die Reliquien überhaupt nicht in Ihrem Besitz haben.«

»Eine reine Formsache«, sagte er, und sein breites Lächeln kehrte zurück. »Ich habe herausgefunden, auf welchem Kurs mein Vorfahr in die Neue Welt gesegelt ist. Schon im Jahr 875 sind Basken bis auf die Färöer gelangt. Nach seinem Zwischenstopp auf den Inseln hat Diego stets Neufundland oder Labrador angesteuert. Es gibt jede Menge Belege für diese Theorie. Mein Volk hat bereits im Mittelalter vor der Küste Nordamerikas Dorsche und Wale gefangen.«

»Ich habe gelesen, dass Cabot auf Indianer gestoßen ist, deren Sprache Worte enthielt, die baskischen Ursprungs gewesen sein könnten.«

»Ganz zweifellos!«, rief Aguirrez mit erregt geröteten Wangen. »Meine Untersuchungen deuten darauf hin, dass es in der Nähe von Port aux Basques auf Neufundland einige unerforschte Höhlen gibt. Sobald ich hier in Washington fertig bin, treffe ich mich dort mit meiner Jacht. Ich bin überzeugt, dass ich schon bald das Schwert und das Horn des Roland in Händen halten werde.«

Austin überlegte, wie er es anstellen sollte, Aguirrez möglichst sanft über seine neuen Erkenntnisse zu

informieren. Leider schien es nur den direkten Weg zu geben. »Das könnte sich als problematisch erweisen«, sagte er.

Aguirrez sah ihn argwöhnisch an. »Wie meinen Sie das?«

Austin reichte ihm einen Umschlag, in dem eine Kopie von Blackthornes Manuskript steckte. »Dieses Material lässt vermuten, dass die Reliquien sich an einem anderen Ort befinden.« Dann fasste er für den Basken die Geschichte zusammen, die Perlmutter ihm erzählt hatte. Während Aguirrez zuhörte, schienen Sturmwolken aufzuziehen und sich auf seiner Stirn niederzulassen.

»St. Julien Perlmutter ist mir dank meiner Nachforschungen durchaus ein Begriff. Er gilt als hoch geschätzter Marinehistoriker.«

»Es gibt keinen, der es mit seinem Wissen aufnehmen könnte.«

Aguirrez schlug sich mit der Faust in die Handfläche.

»Ich *wusste*, dass Diego nicht von *El Brasero* getötet wurde. Er konnte mit den Reliquien entkommen.«

»Da ist noch etwas«, sagte Austin und gab ihm den Zeitungsausschnitt, der das Interview mit dem Überlebenden des Luftschiffs enthielt.

»Ich begreife noch immer nicht«, sagte der Bask, nachdem er den Artikel gelesen hatte.

»Das Luftschiff, von dem das im Eis eingefrorene Boot Ihres Vorfahren entdeckt wurde, gehört heute Oceanus.«

Nun erkannte Aguirrez die Verbindung sofort. »Sie glauben, die heiligen Reliquien befinden sich ebenfalls im Besitz von Oceanus?«

»Wenn man sich die Beweislage so anschaut, deutet vieles darauf hin.«

»Und nach Ihrer Ansicht hat es keinen Zweck, in dieser Angelegenheit mit Oceanus zu verhandeln?«

»Ich glaube nicht, dass man in irgendeiner Angelegenheit mit Oceanus verhandeln kann«, erwiderte Austin mit mattem Lächeln. »Erinnern Sie sich noch an meinen Bootsunfall? Ich muss Ihnen etwas gestehen. Ein Wachposten von Oceanus hat mein Boot mit einer Handgranate in die Luft gejagt.«

»Und ich muss gestehen, dass ich Ihre Geschichte von den Benzindämpfen sowieso nie geglaubt habe.«

»Da wir gerade in Beichtlaune sind, können Sie mir vielleicht auch verraten, warum Ihre Männer mich nach Kopenhagen verfolgt haben.«

»Das war eine Vorsichtsmaßnahme. Um ehrlich zu sein – ich wusste nicht, was ich von Ihnen halten sollte. Ihr Dienstausweis hat mir verraten, dass Sie zur NUMA gehören, aber mir war nicht klar, weshalb Sie sich für diese Oceanus-Fischzucht interessierten, also nahm ich an, Sie seien in offiziellem Auftrag unterwegs. Meine Neugier war geweckt, und ich beschloss, Sie im Auge zu behalten. Es erwies sich als recht einfach, weil Sie bei Ihren nächsten Schritten nicht sonderlich auf Geheimhaltung bedacht gewesen sind. Daher waren meine Männer in der Nähe, als man Sie überfallen hat. Wie geht es übrigens Ihrer jungen Begleiterin?«

»Sehr gut, dank des tatkräftigen Einschreitens Ihrer Leute.«

»Dann sind Sie mir nicht böse, dass ich Sie beschattet habe?«

»Nicht im mindesten, aber bitte machen Sie es sich nicht zur Gewohnheit.«

»Ich verstehe.« Aguirrez hielt nachdenklich inne. »Gehe ich recht in der Annahme, dass die Angreifer im Auftrag

von Oceanus gehandelt haben?«

»Ich glaube, davon können wir ausgehen. Die Männer ähnelten den Wachposten, denen ich auf den Färöern begegnet bin.«

»Oceanus hat demnach schon zweimal versucht, Sie zu ermorden. Seien Sie vorsichtig, mein Freund, es könnte erneut dazu kommen.«

»Das ist es bereits.«

Aguirrez fragte ihn nicht nach den Einzelheiten, denn ihm machte offensichtlich etwas anderes zu schaffen. Er erhob sich und ging mit Blackthornes Manuskript in der Hand unruhig im Raum auf und ab. »Die Leute hier dürfen nichts von diesem Material erfahren. Ohne die Reliquien wird die spanische Regierung den Ansporn verlieren, etwas für die Autonomie der Basken zu tun. Aber es geht nicht nur um den politischen Aspekt«, sagte er mit hohler Stimme. »Ich habe die Reliquien nicht gefunden und mich somit meines Vorfahren Diego nicht würdig erwiesen.«

»Es gibt vielleicht noch einen Ausweg.«

Aguirrez blieb stehen und fixierte Austin mit bohrendem Blick. »Wie meinen Sie das?«

»Wir sind beide daran interessiert, Oceanus das Handwerk zu legen. Lassen Sie uns darüber reden und herausfinden, ob wir eine gemeinsame Basis finden.«

Aguirrez hob die buschigen Augenbrauen, verzog ansonsten aber keine Miene. Dann ging er zu einer Hausbar und kehrte mit zwei kleinen Gläsern sowie einer Flasche grünlich gelbem Alkohol zurück. Er füllte die Gläser und reichte eines an Austin weiter, der sogleich den charakteristischen Duft des Izarra erkannte.

Eine Stunde später saß Austin wieder in seinem Wagen. Er

fragte sich, ob er die getroffene Vereinbarung womöglich noch bereuen würde, vertraute aber letztlich seinem Instinkt, weil ihm momentan gar nichts anderes übrig blieb. Er spürte, dass Aguirrez zwar hinterlistig, andererseits aber prinzipientreu war. In Anbetracht ihrer gemeinsamen Ziele wäre es unklug gewesen, kein lockeres Bündnis zu schließen.

Kurt überprüfte die Mailbox seines Mobiltelefons und sah, dass zwei Nachrichten eingegangen waren. Die erste stammte von den Trouts. Er war erleichtert, von den beiden zu hören. Die Zusammenarbeit beim Team für Sonderaufgaben hatte ihn gelehrt, dass Paul und Gamay gut auf sich aufpassen konnten, aber sie hatten sich in diesem Fall auf die Spur von Oceanus begeben, ohne vorher von den möglichen Gefahren zu wissen.

Als er nun zurückrief, nahm Gamay den Hörer ab. Sie und Paul waren einige Stunden zuvor aus Kanada zurückgekehrt, hatten schnell ihr Gepäck nach Hause gebracht und waren dann zur Zentrale der NUMA gefahren, um sich von Zavala über die letzten Ereignisse informieren zu lassen.

»Habt ihr euch bei Oceanus umsehen können?«, fragte Austin.

»Nein«, erwiderte Gamay, »aber wir haben ein paar ihrer Angestellten kennen gelernt.«

Sie klang ein wenig zu beiläufig.

»Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass solche Begegnungen mitunter schmerzhaft verlaufen. Seid ihr beide in Ordnung?«

»Uns geht's gut. Ich hab eine leichte Gehirnerschütterung, Paul hat ein gebrochenes Handgelenk, und die Schnittwunden und Blutergüsse sind fast schon verheilt.«

Austin stieß einen Fluch aus. Er war auf sich selbst wütend, weil er seine Partner in Gefahr gebracht hatte.

»Mir war nicht bewusst, was euch drohen könnte. Es tut mir Leid.«

»Dazu besteht keine Veranlassung. Du hast uns nur gebeten, etwas über Oceanus herauszufinden. Es war unsere eigene Entscheidung, nach Kanada zu fliegen und dort herumzuschnüffeln. Außerdem hat sich die Reise gelohnt. Wir hätten andernfalls nämlich nichts von dem Teufelsfisch erfahren.«

Der einzige Teufelsfisch, von dem Austin je gehört hatte, war der Mantarochen. »Bist du sicher, dass die Gehirnerschütterung schon abgeklungen ist?«

»Ich bin durchaus bei klarem Verstand, Kurt. In all meinen Jahren als Meeresbiologin habe ich so etwas noch nicht erlebt. Paul nennt es den ›weißen Tod‹.«

Austin lief ein leichter Schauer über den Rücken, weil er an das große bissige Geschöpf in dem Oceanus-Tank denken musste. »Du kannst mir alles Weitere erzählen, wenn ich gleich bei euch bin.«

Er unterbrach die Verbindung und wählte Gunns Nummer. »Hallo, Rudi«, sagte er und kam ohne Umschweife zur Sache. »Ich glaube, es ist an der Zeit, dass wir uns mit Sandecker treffen.«

Der riesige Bildschirm im Besprechungsraum leuchtete eine Sekunde lang blau, dann wurde eine Aufnahme sichtbar. Man sah in einem Netz silbrig weiße Schuppen aufblitzen und hörte Mike Neals aufgeregte Stimme: »Halten Sie Abstand, wir haben einen erwischt!« Ein Fisch knallte aufs Deck, und eine Nahaufnahme zeigte, wie sein zahnbewehrtes Maul den Stiel eines Landungshakens zerbiss. Wenig später wurde das Tier mit einem Baseballschläger betäubt. Im Hintergrund waren die verblüfften Stimmen der Trouts zu vernehmen.

Paul Trout betätigte einen Knopf der Fernbedienung und schaltete den Videorekorder auf Standbild. Das Licht im Raum ging wieder an und eine forschende, befehlsgewohnte Stimme erklang. »Wie es scheint, hat *Der weiße Hai* echte Konkurrenz bekommen.«

Admiral James Sandecker, die treibende Kraft der NUMA, saß am Kopfende eines langen Konferenztisches inmitten einer violetten Rauchwolke, die von der dicken Zigarre in seiner Hand aufstieg.

»Dieses Ding da auf dem Schirm ist eine Klasse für sich, Admiral«, sagte Gamay, die mit Austin, Zavala und Rudi Gunn ebenfalls am Tisch saß. »Ein weißer Hai greift an, wenn er hungrig ist oder gejagt wird. Diese Kreatur, die wir hier vor uns sehen, ist eher wie Mackie Messer, nämlich durch und durch böse.«

Sandecker stieß eine Qualmwolke aus und sah die Anwesenden nacheinander an. »Nachdem Sie nun mit dem vermutlich kürzesten Monsterfilm aller Zeiten meine Aufmerksamkeit erregt haben, verraten Sie mir doch bitte, was zum Teufel hier vor sich geht und was dieses

Geschöpf mit dem Gips an Pauls Hand zu tun hat.«

Gamay und Paul berichteten abwechselnd über ihr Abenteuer in Kanada, von dem kurzen Abstecher zur Oceanus-Fischfabrik bis hin zu dem Gespräch mit den Genetikern der McGill University.

»Hast du gerade Frederick Barker gesagt?«, hakte Austin nach.

»Ja«, entgegnete Gamay. »Kennst du ihn?«

»Flüchtig. Seine Leute haben gestern Abend versucht, mich umzubringen.«

Austin schilderte den anderen die Begegnung mit Barker und die wilde Verfolgungsjagd quer durch die Mall.

»Herzlichen Glückwunsch, Kurt. Das von Ihnen verursachte Verkehrschaos hat es bis auf die Titelseite der *Washington Post* geschafft.« Sandecker hielt nachdenklich inne. »Mal sehen, ob ich alles richtig verstanden habe. Sie glauben, dass Oceanus in den Gewässern der Färöer zwei Schiffe versenkt hat, um von einem geheimen Projekt unter der Leitung dieses Barker abzulenken, das sich mit der Zucht von genmanipuliertem Fisch beschäftigt.« Er deutete auf den Bildschirm. »So wie dieses Exemplar, das Paul und Gamay in Kanada gefunden haben. Und dass Angehörige eines räuberischen Eskimostamms auf den Färöern, in Kopenhagen und in Washington versucht haben, Sie zu ermorden.«

»Wenn man das so hört, klingt es ziemlich unglaublich«, sagte Austin kopfschüttelnd.

»Baron Münchhausen hätte sich keine bessere Geschichte ausdenken können. Zum Glück haben Paul und Gamay die Existenz dieser mordgierigen Eskimos bestätigt.« Er wandte sich an Gunn. »Was halten Sie von dieser aberwitzigen Sache, Rudi?«

»Bevor ich antworte, würde ich Gamay gern fragen, was passieren könnte, falls diese künstlich veränderten Superfische in die freie Wildbahn gelangen und sich vermehren würden.«

»Laut Dr. Throckmorton, dem Kollegen von Barker, würde eine größere Anzahl dieser Tiere eine biologische Zeitbombe bedeuten«, sagte Gamay. »Sie könnten innerhalb weniger Generationen die natürlichen Fischpopulationen ersetzen.«

»Was wäre so schlimm daran?«, fragte Sandecker als Advocatus Diaboli. »Die Fischer müssten nur noch wenige große anstatt viele kleine Fische fangen.«

»Stimmt, aber wir wissen nicht genug über die Langzeiteffekte. Was würde geschehen, falls diese Frankenfische sich als ungenießbar für den Menschen erwiesen? Was wäre mit unvorhergesehenen Mutationen? Sind die Nachkommen der Superfische eventuell gar nicht überlebensfähig? Dann gäbe es weder die natürlichen Spezies noch die Mutanten. Das Ökosystem der Meere würde aus dem Gleichgewicht geraten. Überall auf der Welt würden Fischer, die weiterverarbeitende Industrie und der Handel Bankrott gehen. Ganze Gesellschaften, die sich hauptsächlich von Fisch ernähren, würden tief greifend gestört. Und auch die Industrienationen würden geschädigt.«

»Ziemlich trostlose Aussichten«, sagte Sandecker.

»Das war nur eine vorsichtige Schätzung. Wir wissen, dass derzeit an der gentechnischen Veränderung von mehr als zwanzig verschiedenen Arten geforscht wird. Falls die in die Freiheit entkommen, könnte das eine Tragödie unvorstellbaren Ausmaßes nach sich ziehen.«

»Wir gehen bislang davon aus, dieses Ungeheuer da oben sei aus einem Forschungslabor *entwischt*«, sagte

Rudi.

»Nehmen wir doch mal an, dass er und seine Artgenossen *absichtlich* freigelassen wurden.«

Gamay starrte Gunn an, als seien ihm plötzlich Hörner gewachsen. »Wieso sollte jemand die Auslöschung einer gesamten Spezies riskieren? Das wäre ja furchtbar.«

Gunn schüttelte den Kopf. »Nicht für alle.«

»Was wollen Sie andeuten?«, fragte Sandecker.

»Dass der Fisch vielleicht aus dem *Meer* verschwindet, aber nicht aus den Zuchtbecken von Oceanus. Der Konzern hat sich seine gentechnischen Veränderungen weltweit patentieren lassen. In den DNS-Datenbanken von Oceanus bliebe die Spezies erhalten.«

»Sehr schlau ausgedacht, Rudi«, sagte Sandecker. »Oceanus würde ein Monopol auf einen der wichtigsten Eiweißlieferanten besitzen.«

»Ein solches Monopol könnte Milliarden von Dollar wert sein«, warf Paul ein.

»Es geht um mehr als Geld«, sagte Sandecker. »Fisch ist in vielen Teilen der Welt die Hauptnahrung der Bevölkerung. Nahrung bedeutet Macht.«

»Das erklärt auch, warum Oceanus so skrupellos vorgeht«, sagte Austin. »Falls bekannt würde, dass sie die Weltmeere leer räumen wollen, gäbe es sofort einen gewaltigen öffentlichen Aufschrei.«

»Das klingt plausibel«, sagte Gunn. »Man errichtet überall auf der Welt Fischzuchten, um in kurzer Zeit alle wichtigen natürlichen Brutstätten erreichen zu können.«

»Man würde gar nicht so viele Tiere benötigen«, erklärte Gamay. »Jeder männliche Mutant könnte sich mit Dutzenden von Weibchen paaren. Aber ich möchte darauf hinweisen, dass es nicht illegal ist, Fische ins offene Meer

zu entlassen.«

»Um ihr kleines schmutziges Geheimnis zu bewahren, haben diese Leute bereits zwei Schiffe versenkt und mehrere Morde begangen«, sagte Austin. »Außerdem halten sie ein komplettes Indianerdorf gefangen. Soweit ich weiß, sind Mord und Menschenraub durchaus illegal.«

»Aber da wir dem Konzern diese Verbrechen noch nicht einwandfrei nachweisen können, müssen wir vorsichtig sein«, sagte Sandecker. »Wir können nicht auf dem Dienstweg vorgehen. Nicht mal die kanadische Regierung darf davon erfahren, sonst könnte Oceanus uns mit juristischen Mitteln aufhalten. Das Team für Sonderaufgaben wurde für verdeckte Operationen ins Leben gerufen und ist somit perfekt geeignet, unseren Plan in die Tat umzusetzen.«

»Ich wusste gar nicht, dass wir überhaupt einen Plan haben«, sagte Zavala.

»Für mich liegt er auf der Hand«, erwiderte der Admiral.

»Wir jagen Oceanus und deren verdammtes Komplott zum Teufel, wie es sich für Verbrecher gehört. Mir ist klar, dass es kein Spaziergang werden dürfte. Nighthawks Angehörige könnten in Gefahr geraten. Die Tatsache, dass wir plötzlich am Ort des Geschehens auftauchen, wird Oceanus vielleicht zu übereilten Handlungen verleiten.«

»Wir sollten noch einen Umstand berücksichtigen«, sagte Austin. »Marcus Ryan ist entschlossen, die SOS ins Spiel zu bringen. Diese Leute könnten uns in die Quere kommen und die Gefangenen noch zusätzlich gefährden.«

»Damit ist alles klar«, sagte Sandecker. »Wir handeln unverzüglich. Wir müssen im Zentrum der Verschwörung zuschlagen, in der Anlage in den kanadischen Wäldern. Kurt, hat dieser junge Indianer irgendwie durchblicken lassen, wo genau sein Dorf liegt?«

»Ryan hat ihn an die Kandare genommen. Ben scheint verschwunden zu sein, aber ich werde weiterhin versuchen, ihn zu finden.«

»So lange können wir nicht warten.« Sandeckers Blick richtete sich auf einen nachlässig gekleideten Mann, der während der Besprechung leise in den Raum geschlüpft war und sich auf einen Stuhl in der Ecke gesetzt hatte. »Hiram, haben Sie etwas für uns?«

Hiram Yaeger war der Chef des riesigen Computernetzwerks, das die gesamte neunte Etage des NUMA-Gebäudes einnahm und das größte meereswissenschaftliche Archiv beherbergte, das jemals an einem Ort zusammengetragen worden war. Der Genius, der hinter dieser unglaublichen digitalen Datenmacht steckte, trug wie üblich Jeans und eine Jacke von Levi's, dazu ein schlichtes weißes T-Shirt und alte ausgetretene Cowboystiefel. Sein langes Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, und seine grauen Augen betrachteten die Welt durch das Drahtgestell einer Nickelbrille.

»Rudi hat mich gebeten, Max eine Liste aller Orte zusammenstellen zu lassen, an denen es zu einem plötzlichen Rückgang der Fischbestände gekommen ist, und dann möglichst zu überprüfen, ob es in der Nähe Fischfabriken oder Zuchtbetriebe gibt.«

»Sollen wir diese Besprechung bei Ihnen im Rechenzentrum fortsetzen?«, fragte Sandecker.

Yaegers jungenhaftes Gesicht leuchtete aufgeregt. »Nein, bleiben Sie sitzen. Sie werden nun eine Kostprobe der Reise-Max erleben.«

Sandecker verzog das Gesicht. Er wollte seine Streitmacht in Bewegung setzen und interessierte sich nicht für Yaegers Experimente, sondern nur für deren

Ergebnisse. Andererseits hatte er großen Respekt vor dem Computergenie und brachte ihm untypisch viel Nachsicht entgegen, die sich nicht zuletzt darin äußerte, dass Yaeger gegen die Kleidungs Vorschriften der NUMA verstoßen durfte.

Nun verband Yaeger einen Laptop-Computer mit diversen Anschlüssen und dem großen Bildschirm. Dann schaltete er das Gerät ein. Jeder, der mit einer gewöhnlichen Datenpräsentation gerechnet hätte, kannte Hiram Yaeger nicht. Auf dem Monitor erschien das Abbild einer Frau mit topasfarbenen Augen, glänzendem kastanienbraunem Haar und bloßen Schultern. Der untere Rand des Bildschirms verdeckte knapp ihr üppiges Dekollete.

Es war kaum zu glauben, dass diese wunderschöne Frau in Wahrheit eine künstliche Intelligenz darstellte, das Endprodukt einer hochgradig komplexen Folge elektronischer Schaltkreise. Yaeger hatte seine eigene Stimme aufgezeichnet, ihr auf digitalem Weg eine weibliche Klangfarbe verpasst und dazu das Antlitz seiner Ehefrau, einer erfolgreichen Künstlerin, in das System eingespeist. Max neigte dazu, genauso gereizt und empfindlich zu reagieren wie das Vorbild aus Fleisch und Blut.

Wenn er in der Computerzentrale arbeitete, saß Yaeger vor einem großen Schaltpult, und Max wurde dreidimensional auf einen riesigen Monitor projiziert. »Mit der Reise-Max braucht man nicht ins Rechenzentrum zu kommen, um Fragen zu stellen. Der Laptop klinkt sich in den Zentralrechner ein, und so kann ich sie an jeden beliebigen Ort mitbringen. Nicht wahr, Max?«

Normalerweise reagierte Max auf die direkte Anrede mit einem strahlenden Lächeln, aber diesmal sah das Gesicht aus, als sei ihr eine Laus über die Leber gelaufen. Yaeger

fummelte an den Anschlüssen herum und versuchte es erneut.

»Max? Alles in Ordnung?«

Die Augen richteten sich auf die Unterkante des Bildschirms. »Ich komme mir so ... flach vor.«

»Von hier draußen siehst du ganz prima aus«, sagte Yaeger.

»Prima?«

»Nein, du siehst *wundervoll* aus!«

Sandecker war mit seiner Geduld am Ende. »Vielleicht sollten Sie der jungen Lady einen Strauß Rosen schicken.«

»Bei mir klappt das immer«, sagte Zavala.

Sandecker bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick.

»Danke, dass Sie uns an Ihrem reichhaltigen Erfahrungsschatz teilhaben lassen, Joe. Ich bin sicher, Sie können das in Ihren Memoiren verwenden. Hiram, würden Sie bitte zur Sache kommen?«

Max lächelte. »Hallo, Admiral Sandecker.«

»Hallo, Max. Hiram hat Recht, du siehst wundervoll aus. Aber ich schätze, wir sollten dieses Reise-Max-Experiment beenden. Zukünftig werden wir dich wieder im Rechenzentrum besuchen.«

»Danke für Ihr Verständnis, Admiral. Was kann ich für Sie tun?«

»Bitte zeig uns die Daten, um die Hiram gebeten hat.«

Das Gesicht wich sogleich einer Weltkarte. »Diese Karte zeigt die Stellen, an denen in der Nähe von Fischzuchten die natürlichen Bestände merklich reduziert wurden«, ertönte Max' Stimme. »Ich kann Ihnen spezifische Daten zu jedem einzelnen Ort nennen.«

»Das ist vorerst nicht nötig. Bitte zeig uns die Betriebe,

die sich im Besitz von Oceanus befinden.«

Einige der Kreise verschwanden, aber die meisten blieben bestehen.

»Jetzt vergrößere Kanada«, sagte Sandecker.

Auf dem Monitor erschien Kap Breton.

»Bingo!«, rief Paul Trout. »Genau dort hatten Gamay und ich unseren kleinen Zusammenstoß mit Oceanus.«

»Max, könntest du eine gerade Linie von diesem Standort zum nächstgelegenen See in Nordkanada ziehen?«, bat Austin.

Auf der Karte verband nun ein Strich die Fabrik an der Küste mit dem Landesinnern, aber der bezeichnete See war zu klein und zu dicht an der Zivilisation gelegen. Nach mehreren Versuchen blieb nur ein Gewässer übrig, das groß und abgeschieden genug war, um zu Nighthawks Beschreibung zu passen.

»Wir können von der Stelle ein paar Satellitenfotos schießen lassen, aber mein Gefühl verrät mir, dass wir richtig liegen«, sagte Austin.

»Danke, Max. Du kannst dich jetzt abschalten«, sagte Sandecker.

Der Bildschirm erlosch. Sandecker, der offensichtlich zufrieden mit sich war, wandte sich an Zavala. »So muss man mit Frauen umgehen.« Dann wurde er wieder ernst. »Ich glaube, wir sollten uns in Bewegung setzen.«

Zavala hob die Hand und räusperte sich.

»Das ist eine ziemlich einsame Wildnis. Mal angenommen, wir finden diese *hombres* tatsächlich dort, sollen wir uns dann einfach so auf sie stürzen?«

Sandecker sah aus, als würde die Frage ihn überraschen.

»Hat jemand einen besseren Vorschlag?«

»Ja, ich. Wir rufen die Royal Canadian Mounties zu Hilfe.«

»Ich bin überzeugt, Sie kommen auch ohne deren Unterstützung zurecht.« Sandecker bleckte die gleichmäßigen Zähne zu einem Raubtierlächeln. »Sie haben völlig freie Hand.«

»Ich hätte lieber die Mounties«, erwiderte Zavala. »Falls die gerade anderweitig beschäftigt sind, tut's auch eine Abteilung der Special Forces.«

»Ich kann verstehen, dass Joe so seine Zweifel hat«, sprang Austin seinem Partner bei. »Wie die Trouts und ich wissen, schießt Oceanus erst und stellt dann Fragen.«

»Der notwendige Papierkram, um die kanadische Polizei oder Armee hinzuzuziehen, würde zu lange dauern. Und was die Special Forces anbelangt, wäre es nur mit der Genehmigung des Präsidenten möglich, widerrechtlich auf kanadisches Gebiet vorzudringen. Damit ist nicht zu rechnen.«

»In dem Fall würde ich gern einen anderen Vorschlag machen«, sagte Austin und berichtete von seiner Unterredung mit Aguirrez..

Der Admiral paffte nachdenklich seine Zigarre. »Also, Sie möchten auf die Ressourcen dieses Basken zurückgreifen, der unter Umständen ein Terrorist ist, um im Ausland eine NUMA-Mission durchzuführen?«

»Wenn uns weder die Marines noch die Mounties zur Verfügung stehen, ist er der Einzige, der übrig bleibt.«

»Hmm«, machte Sandecker. »Kann man ihm trauen?«

»Er wird auf jeden Fall sein Möglichstes tun, um diese Reliquien zu finden. Davon abgesehen bin ich mir nicht sicher. Allerdings möchte ich Sie daran erinnern, dass er mir schon zweimal das Leben gerettet hat.«

Sandecker zupfte an seinem exakt gestutzten Bart. Die Vorstellung, mit dem Basken zusammenzuarbeiten, kam seiner unkonventionellen Art durchaus entgegen, aber er fürchtete, die Situation könne außer Kontrolle geraten. Andererseits genossen Austin und das Team sein absolutes Vertrauen.

»Handeln Sie nach Ihrem besten Ermessen«, erklärte der Admiral.

»Da ist noch etwas«, sagte Austin und erzählte den anderen von der abrupten Schließung der Museumsausstellung und von Senator Grahams Autounfall.

»Ich kenne Graham gut«, sagte Sandecker.

Gunn nickte. »Und wissen Sie, womit sein Handelsausschuss sich in letzter Zeit beschäftigt hat? Mit der Ausarbeitung einer Gesetzesvorlage, die für die Zukunft sicherstellen soll, dass kein genmanipulierter Fisch mehr in die USA importiert werden darf.«

»Komischer Zufall, nicht wahr?«, merkte Austin an.

»Vor allem angesichts der Tatsache, dass Graham auf dem Heimweg von einer Party gewesen ist, die von Oceanus veranstaltet wurde.«

»Wollen Sie andeuten, dass diese Ausstellung nur als geschickte Tarnung für eine Mördertruppe gedient hat?«, fragte Sandecker.

»Es passt alles zusammen. Ohne Graham werden diese Gesetzeslücken vielleicht nie geschlossen.«

»Ich stimme Ihnen zu. Es dürfte mehr als genug Parteifunktionäre geben, die sich bereitwillig schmieren lassen«, erwiderte Sandecker, der nicht viel vom amerikanischen Kongress hielt.

»Oceanus hat ein wichtiges Hindernis aus dem Weg

geräumt«, sagte Austin. »Ich vermute, dass diese Leute kurz vor ihrem entscheidenden Schritt stehen.«

Sandecker stand auf und musterte aus kalten blauen Augen jeden der Anwesenden. »Dann ist es höchste Zeit, dass wir ihnen zuvorkommen«, sagte er.

Als Austin in sein Büro zurückkehrte, erwartete ihn eine Nachricht des Kapitäns der *William Beebe*, des NUMA-Forschungsschiffs, das bei den Färöer-Inseln mit den Dänen zusammenarbeitete. *Erbitte sofortigen Rückruf*, stand dort, gefolgt von einer Telefonnummer.

»Ich dachte mir, Sie sollten Bescheid wissen«, sagte der Kapitän, als Austin ihn erreichte. »Es hat sich hier draußen ein Unglücksfall ereignet. Ein Schiff mit einem dänischen Wissenschaftler namens Jorgensen an Bord ist plötzlich explodiert. Acht Leute sind dabei ums Leben gekommen, darunter der Professor.«

Austin hatte ganz vergessen, dass Jorgensen seine Forschungen in der Nähe der Oceanus-Anlage fortsetzen wollte. Jetzt erinnerte er sich daran, dass er den Professor ermahnt hatte, gut auf sich aufzupassen.

»Danke, Kapitän«, sagte er. »Weiß man schon, wie es zu der Explosion gekommen ist?«

»Die einzige Überlebende sagte etwas von einem Helikopter, der kurz vorher aufgetaucht sei, aber es klang ziemlich wirr. Sie ist übrigens diejenige, die uns gebeten hat, Sie zu verständigen. Anscheinend war sie als Gast des Professors an Bord. Ihr Name lautet Pia Sowieso.«

»Sie ist eine Freundin von mir. Wie geht es ihr?«

»Ein paar Knochenbrüche, ein paar Verbrennungen. Aber die Ärzte gehen davon aus, dass sie durchkommt. Sie scheint ziemlich zäh zu sein.«

»Das ist sie. Könnten Sie ihr eine Nachricht von mir übermitteln?«

»Selbstverständlich.«

»Sagen Sie ihr, ich komme sie besuchen, sobald es ihr besser geht.«

»Wird gemacht.«

Austin bedankte sich und legte auf. Dann starrte er ins Leere. Seine Kiefer mahlten, und der Blick seiner blaugrünen Augen verdichtete sich zu stählerner Härte. Er dachte an Jorgensens breites Lächeln und Pias Herzlichkeit. Barker oder Toonook oder wie immer er auch heißen mochte, hatte den größten Fehler seines Lebens begangen. Nach dem Mord an dem Professor und Pias schwerer Verwundung nahm Austin die Sache persönlich.

Das einmotorige Wasserflugzeug flog in niedriger Höhe und wirkte über der ausgedehnten kanadischen Wildnis wie ein Spielzeug. Therri Weld saß vorn neben dem Piloten und hatte freie Sicht auf die unzähligen spitzen Baumwipfel, von denen jeder einzelne den Rumpf der Maschine mühelos aufgeschlitzt hätte.

Der erste Teil des Flugs war ein echter Höllenritt gewesen, und es hatte nicht unbedingt zu Therri Beruhigung beigetragen, dass im Cockpit zwei Würfel aus Stoff hingen. Als aber alles glimpflich verlief, war sie zu dem Schluss gelangt, dass der Pilot, ein riesiger grauhaariger Mann namens Bear, wirklich zu wissen schien, was er tat.

»Ich komm nicht oft bis hier rauf«, rief Bear, um das Dröhnen des Motors zu übertönen. »Für die meisten ›Sportler‹, die zum Angeln oder auf die Jagd gehen wollen, ist das hier viel zu abgelegen. Deren Vorstellung von einem Abenteuerurlaub beinhaltet ein Ferienhaus mit Bad und WC.« Er wies nach vorn auf die einförmige Landschaft. »Wir nähern uns dem Looking Glass Lake. Eigentlich sind es zwei miteinander verbundene Seen. Die Einheimischen nennen sie die Zwillinge, obwohl einer größer als der andere ist. In ein paar Minuten landen wir auf dem kleineren von beiden.«

»Ich sehe bloß Bäume und noch mehr Bäume«, sagte Marcus Ryan, der hinter dem Piloten saß.

»Ja, die sollen hier häufiger vorkommen«, erwiderte Bear mit fröhlichem Grinsen und warf einen kurzen Blick auf Therri, um zu sehen, ob ihr der Scherz auf Ryans Kosten gefiel. Sie lächelte gequält, war aber in Gedanken

nicht bei der Sache. Ihr wäre viel wohler zumute gewesen, wenn sie Ben Nighthawk mitgenommen hätten, doch er war nicht ans Telefon gegangen. Therri hatte weiter nach ihm suchen wollen, doch Marcus war ganz versessen darauf gewesen, so schnell wie möglich aufzubrechen.

»Du kannst aussteigen, wenn du willst«, hatte Ryan gesagt. »Chuck und ich ziehen das auch allein durch, aber wir müssen uns beeilen, das Flugzeug wartet schon.« Therri blieb kaum Zeit, um zu packen, bis Ryan sie abholte. Wenig später stiegen sie mit Chuck Mercer, dem früheren Ersten Offizier der *Sea Sentinel*, in den SOS-Learjet. Nachdem sein Schiff nun auf dem Meeresgrund lag, war Mercer froh, endlich wieder etwas tun zu können.

Therri hatte den starken Eindruck, dass Ryan keinem konkreten Plan folgte. Nur das Ziel ihrer Reise stand fest: Ben hatte ihnen den Namen und Ort des Sees verraten. Auch Bear war eine Empfehlung von Nighthawk gewesen.

Der Buschpilot und ehemalige Drogenschmuggler galt als jemand, der keine Fragen stellte, solange die Kasse stimmte. Als Marcus ihm das Ammenmärchen auftrug, sie wollten einen Dokumentarfilm über die indianische Kultur drehen und zu diesem Zweck Bens Dorf unbemerkt beobachten, hatte Bear nicht mal mit der Wimper gezuckt.

Normalerweise verhielt der Pilot sich diskret, aber er hatte zu lange in einer Umgebung gelebt, in der alle von seiner Vergangenheit wussten, und war daher leichtsinnig geworden. Als er seine Maschine auftankte, erzählte er beiläufig von seinem Job für die SOS. Er konnte nicht wissen, dass scharfe Ohren ihn dabei belauschten und unfreundliche Blicke seinen Start ins Landesinnere verfolgten.

Nun tauchte vor ihnen plötzlich der See auf. Therri sah im Schein der Nachmittagssonne Wasser glitzern.

Sekunden später sackte das Flugzeug nach unten, als sei es in ein Luftloch gefallen. Therri's Herz pochte ihr bis zum Hals, aber dann richtete die Maschine sich wieder aus, schwebte auf einer schrägen Bahn hinab und überflog ein kurzes Stück des Sees, bevor die Schwimmer ins Wasser eintauchten und das Flugzeug über die Oberfläche glitt.

Bear steuerte in Richtung Ufer. Als die Maschine sich einem von steilen Böschungen abgeschirmten und nur wenige Meter breiten Bereich näherte, stieg er aus dem Cockpit auf den Schwimmer und sprang mit den Füßen voran ins hüfthohe Wasser. Er befestigte das Halteseil an einer Strebe des Flugzeugs, nahm das andere Ende über die Schulter und zog die Maschine so dicht wie möglich ans Ufer. Dort vertäute er sie an einem Baumstumpf und half seinen Passagieren dann, ein großes und mehrere kleine Pakete zu entladen. Sie öffneten die Verschnürung des größten Bündels und bliesen es mittels einer Kohlendioxidpatrone schnell zu einem etwa zweieinhalb Meter langen Schlauchboot auf. Bear stemmte die Hände in die Seiten und verfolgte interessiert, wie Ryan die Funktion eines fast lautlosen, elektrisch betriebenen Außenbordmotors testete.

»Ich komme morgen zurück«, sagte er. »Für den Notfall haben Sie das Funkgerät. Passen Sie auf sich auf.«

Das Flugzeug fuhr zum Ende des Sees, hob auf der langen Startgeraden ab und kehrte dorthin zurück, woher sie gekommen waren. Therri ging zu Ryan und Mercer, die den Rest der Ausrüstung überprüften. Mercer wickelte einen Block C4-Sprengstoff aus und untersuchte die Zünder.

»Genau wie in der guten alten Zeit«, sagte er lächelnd.

»Bist du sicher, dass du es hinbekommst, Chuck?«

»Du redest mit dem Kerl, der praktisch eigenhändig

einen isländischen Walfänger versenkt hat.«

»Das liegt eine ganze Weile zurück. Wir sind inzwischen deutlich älter.«

Mercer fingerte an einem Zünder herum. »Es ist nicht besonders schwierig, einen Knopf zu drücken«, sagte er. »Ich bin diesen Mistkerlen für unser Schiff noch etwas schuldig.« Mercer hatte vor Wut geschäumt, als er erfuhr, dass die Schiffe von Oceanus in demselben Dock auf den Shetland-Inseln gewartet wurden, in dem vermutlich die *Sea Sentinel* sabotiert worden war.

»Und wir dürfen Josh nicht vergessen«, sagte Ryan.

»Ich habe Josh nicht vergessen. Aber gibt es wirklich keinen anderen Weg?«, fragte Therri.

»Ich wünschte, es gäbe einen«, erwiderte Ryan. »Jetzt wird's ernst.«

»Ich bestreite ja gar nicht, dass etwas unternommen werden muss, aber doch nicht mit allen Mitteln. Was ist mit Bens Angehörigen? Ihr riskiert deren Leben.«

»Wir dürfen uns nicht von unserem vordringlichen Ziel abbringen lassen. Unsere Kontakte in Senator Grahams Umfeld haben uns mitgeteilt, dass Oceanus die in Neuseeland zum Stillstand gebrachten Experimente fortsetzt. Wir müssen dieser Verderbtheit ein Ende bereiten, bevor sie entfesselt wird.«

»*Verderbtheit*? Du machst mir Angst, Marcus. Du redest wie ein biblischer Prophet.«

Ryan wurde rot, blieb jedoch entschlossen. »Ich habe nicht die Absicht, Bens Familie zu Schaden kommen zu lassen. Oceanus wird viel zu beschäftigt mit unseren kleinen Mitbringseln sein, um an andere Dinge zu denken. Und sobald wir hier fertig sind, geben wir ohnehin den Behörden Bescheid.«

»Um Bens Leute zu töten, reicht ein Mann mit einem Schnellfeuergewehr. Warum holen wir nicht gleich Hilfe?«

»Weil es Zeit erfordern würde, und die haben wir nicht. Denk nur mal an die nötigen Durchsuchungsbefehle und den juristischen Dienstweg. Bis die Mounties beschließen, ihre Ermittlungen aufzunehmen, könnten die Dorfbewohner längst tot sein.« Er hielt inne. »Vergiss nicht, ich habe die NUMA hinzuziehen wollen, aber Austin hat es abgelehnt.«

Therri biss sich frustriert auf die Unterlippe. Sie fühlte sich Ryan zwar verpflichtet, war ihm aber nicht blindlings ergeben.

»Lass Kurt aus dem Spiel. Wenn er nicht gewesen wäre, würdest du jetzt in einer dänischen Gefängniszelle sitzen und Sardinien essen.«

Ryan setzte sein strahlendes Lächeln auf. »Du hast Recht, das war unfair von mir. Wir können Bear über Funk zurückrufen und dich von hier wegbringen lassen.«

»Niemals, Ryan.«

Mercer hatte ihre Rucksäcke gepackt, schnallte sich nun einen Pistolengürtel um und reichte einen anderen an Ryan weiter. Therri wollte keine Waffe. Sie luden die Ausrüstung in das Schlauchboot, stießen es vom Ufer ab und starteten den Motor, der mit leisem Summen zu laufen begann. Langsam, aber stetig nahmen sie Fahrt auf. Auch nachdem sie die Rinne passiert und den größeren See erreicht hatten, hielten sie sich weiterhin dicht am Ufer.

Ryan orientierte sich anhand einer topographischen Landkarte, auf der gemäß den von Ben gelieferten Informationen mehrere Punkte markiert waren. Dann hielt er den Außenborder an und suchte mit seinem Fernglas das gegenüberliegende Seeufer ab. Er konnte einen Pier

und mehrere Boote erkennen, aber kein Gebäude, das zu Nighthawks Schilderung passte.

»Komisch, ich sehe gar keine Kuppel. Ben hat gesagt, sie reiche bis über die Bäume.«

»Was machen wir jetzt?«, fragte Therri.

»Wir fahren zu Bens Dorf und warten dort ab. Dann überqueren wir den See, hinterlassen an ein paar geeigneten Stellen unsere Visitenkarten und stellen die Zeitzünder auf den späten Vormittag, wenn wir schon längst wieder auf dem Rückweg sind.«

Sie fuhren weiter. Als die Sonne hinter den Bäumen versank, entdeckten sie die Lichtung und das Dutzend Häuser, aus denen Bens Dorf bestand. Es herrschte eine fast totenähnliche Stille, nur untermalt von dem leisen Rauschen der Bäume und dem Plätschern vereinzelter Wellen. Fünfzig Meter vor dem Ufer hielten sie an und suchten mit einem Restlichtverstärker das Dorf ab. Als sie dort nichts Auffälliges feststellen konnten, steuerten sie in direkter Linie auf das Ufer zu und gingen an Land.

Ryan war vorsichtig und bestand darauf, dass sie die Häuser und den Laden überprüften. Das Dorf war menschenleer, genau wie Ben es beschrieben hatte. Sie machten sich etwas zu essen. Als sie fertig waren, herrschte vollkommene Dunkelheit, abgesehen von einem blauschwarzen Schimmer auf dem Wasser und ein paar Lichtpunkten am anderen Ufer. Sie hielten nacheinander Wache, während die jeweils anderen beiden schliefen. Gegen Mitternacht machten sie sich für ihren Einsatz bereit, schoben das Boot ins Wasser und fuhren los.

Auf halber Strecke hob Ryan das Fernglas an die Augen. »Unglaublich!«, sagte er.

Der Himmel vor ihnen war erhellt. Ryan reichte das Fernglas an Therri weiter, aber sie konnte sogar mit

bloßem Auge erkennen, dass sich über den Bäumen eine schwach leuchtende grünblaue Kuppel aufwölbte, als habe sie sich aus dem Nichts materialisiert.

Ryan wies Mercer an, nicht zu dicht neben der Anlage zu landen. Einige Minuten später erreichten sie das Ufer, zogen das Boot aus dem Wasser und tarnten es mit ein paar Ästen. Dann gingen sie in Richtung Pier, bogen etwa hundert Meter vorher landeinwärts ab und erreichten den Weg, an dem entlang Ben und Josh Green zu dem Luftschiffhangar vorgestoßen waren. Die breite Schneise, von der Ben erzählt hatte, war mittlerweile ebenfalls planiert und asphaltiert worden.

Ryan und die anderen suchten nach einem ganz bestimmten Gebäude und wurden schnell fündig: eine Halle, aus der das Summen von Pumpen ertönte. Mercer öffnete die Vorhängeschlösser mit einem kleinen Schneidbrenner.

Im Innern standen überall große Glasbecken, es roch durchdringend nach Fisch, und man hörte die Geräusche zahlreicher Aggregate. Der Raum war nur schwach beleuchtet, aber man konnte hinter dem Glas große bleiche Schemen erkennen. Mercer machte sich sofort an die Arbeit und platzierte die Sprengsätze an mehreren strategischen Punkten. Das leicht formbare C4 ließ sich problemlos um Pumpen und Elektrokabel legen und würde dort beträchtlichen Schaden anrichten. Was vom Sprengstoff übrig blieb, heftete er an die Außenseiten der Tanks.

Sie beeilten sich und hatten binnen einer halben Stunde sämtliche Ladungen gelegt, scharf gemacht und die Zeitzünder eingestellt. Vom Personal der Anlage waren nur in weiter Ferne ein paar Leute herumgelaufen, aber Ryan wollte sein Glück nicht überstrapazieren. Auch auf dem Rückweg zum Boot begegnete ihnen keine Menschenseele. Ryan fühlte sich ein wenig unbehaglich, wischte die Anwendung aber beiseite. Falls alles nach

Plan verlief, würde Bear sie kurz vor dem großen Knall abholen.

Leider verlief nicht alles nach Plan. Beispielsweise war ihr Boot nicht mehr da, wo sie es zurückgelassen hatten. Ryan glaubte, sie hätten sich im Dunkeln womöglich in der Entfernung getäuscht, und schickte die anderen auf die Suche, während er Wache hielt. Nachdem fünf Minuten vergangen und seine Kameraden noch immer nicht zurückgekehrt waren, folgte er ihnen. Therri und Mercer standen nebeneinander am Ufer und schauten auf den See hinaus.

»Habt ihr es gefunden?«, fragte Ryan.

Keine Antwort, keine Regung. Als er näher kam, erkannte er den Grund dafür. Man hatte den beiden die Handgelenke mit Draht auf den Rücken gefesselt und die Mündern mit Klebeband verschlossen. Noch bevor er irgendetwas unternehmen konnte, sprang ein Dutzend stämmiger Gestalten aus dem Unterholz hervor.

Ein Mann nahm Ryan die Pistole ab. Ein anderer kam näher, schaltete eine Taschenlampe ein und strahlte damit seine eigene Hand an. Zwischen seinen Fingern baumelte eine der Sprengladungen, die Mercer in der Halle mit den Zuchtbecken gelegt hatte. Der Mann warf den Sprengsatz ins Wasser und leuchtete sich ins Gesicht, damit Ryan auch ja seine pockennarbige Fratze und das grimmige Grinsen sah.

Der Fremde zog ein Messer mit weißer Klinge und hielt es Ryan unters Kinn, so dass die Spitze die Haut ritzte und ein Tropfen Blut hervorquoll. Dann rief er etwas in einer fremden Sprache und steckte das Messer wieder ein. Gemeinsam marschierten sie zurück in Richtung des Luftschiffhangars.

Austin nahm das Satellitenbild mit einem Vergrößerungsglas genau in Augenschein und schüttelte den Kopf. Dann schob er die Aufnahme samt Lupe Zavala zu, der ihm am Tisch gegenüber saß.

»Ich erkenne einen See mit einer Lichtung und ein paar Häusern«, sagte Joe, nachdem er das Foto eine Weile gemustert hatte. »Das könnte Nighthawks Dorf sein. Auf der anderen Seite sind ein Pier und einige Boote, aber kein Luftschiffhangar. Vielleicht ist das Gebäude getarnt.«

»Vielleicht liegen wir mit unserer Vermutung auch völlig falsch, alter Freund.«

»Es wäre nicht das erste Mal. Sieh's doch mal so: Max hat gesagt, das ist der Ort, und ich würde Max mein Leben anvertrauen.«

»Eventuell mußt du das sogar«, erwiderte Austin und sah auf die Uhr. »Nur noch wenige Stunden bis zu unserem Flug. Wir sollten lieber packen.«

»Ich habe noch nicht mal von der letzten Reise *ausgepackt*«, sagte Zavala. »Wir sehen uns am Flughafen.«

Kurt legte einen kurzen Zwischenstopp in seinem Bootshaus ein und war schon wieder auf dem Weg zur Tür, als ihm das blinkende Signallicht des Anrufbeantworters auffiel. Er wusste im ersten Moment nicht, ob er das Band überhaupt noch abhören sollte, war dann aber froh, sich dafür entschieden zu haben. Ben Nighthawk hatte angerufen und eine Telefonnummer hinterlassen.

Austin stellte die Reisetasche ab und wählte die

Nummer.

»Mann, bin ich froh, von Ihnen zu hören«, sagte Nighthawk. »Ich habe neben dem Telefon gewartet und gehofft, dass Sie sich melden würden.«

»Ich habe ein paarmal versucht, Sie zu erreichen.«

»Verzeihen Sie, ich hab mich wie ein Idiot benommen. Dieser Kerl hätte mich getötet, wenn Sie nicht dazwischengegangen wären. Ich bin durch die Gegend gelaufen, hab mit ein paar Kumpels herumgehungen und mir selbst Leid getan. Als ich in meine Wohnung zurückkam, war eine Nachricht von Therri auf Band. Sie sagt, die SOS würden eine eigene Aktion starten. Ich schätze, Ryan hat sie dazu überredet.«

»Diese Idioten. Die bringen sich noch um Kopf und Kragen.«

»Das denke ich auch. Und ich mache mir Sorgen um meine Familie. Wir müssen sie aufhalten.«

»Ich bin bereit, es zu versuchen, aber ich brauche Ihre Hilfe.«

»Die haben Sie.«

»Wie schnell können Sie aufbrechen?«

»Jederzeit.«

»Wie wär's mit sofort? Ich hole Sie auf dem Weg zum Flughafen ab.«

»Alles klar.«

Zavala fuhr mit seinem 1961 er Corvette-Kabrio vom NUMA-Gebäude zu seinem Haus in Arlington, Virginia. Während die obere Etage penibel aufgeräumt war, wie man es bei jemandem erwarten würde, der ständig mit minimalen technischen Toleranzwerten zu tun hatte, ähnelte das Erdgeschoss einer Mischung aus Kapitän

Nemos Werkstatt und einer heruntergekommenen Tankstelle. Wohin man auch blickte, sah man Modelle von Unterwasserfahrzeugen, Werkzeuge zur Metallbearbeitung und stapelweise Diagramme mit öligen Fingerabdrücken darauf.

Einzige Ausnahme in dem Durcheinander war ein verschlossener Metallschrank, in dem Zavala seine Waffensammlung aufbewahrte. Genau genommen war Joe ein Schiffssingenieur, aber seine Arbeit beim Team für Sonderaufgaben erforderte mitunter den Einsatz drastischer Mittel. Im Gegensatz zu Austin, der einen von der Firma Bowen modifizierten Revolver bevorzugte, griff Zavala bei Bedarf auf die unterschiedlichsten Waffen zurück und wusste sie für gewöhnlich mit tödlicher Präzision zu handhaben. Nun musterte er die Auswahl in seinem Schrank und fragte sich, womit man wohl am besten einem skrupellosen multinationalen Konzern und dessen Privatarmee gegenübertrat, falls gerade keine Neutronenbombe zur Verfügung stand. Schließlich griff er nach einer Ithaca 37, einer Repetierschrotflinte, wie sie auch von den SEALs in Vietnam benutzt worden war. Ihm gefiel vor allem die hohe Schussfrequenz.

Sorgfältig verstaute Joe die Pumpgun nebst ausreichend Munition in einem Koffer und war kurz darauf unterwegs zum Dulles Airport. Er fuhr mit offenem Verdeck und genoss jeden Meter, weil er wusste, dass er den Wagen vor Ende des Auftrags nicht wiedersehen würde. In einer entlegenen Ecke des Flughafengeländes parkte er bei einem Hangar, wo einige Mechaniker letzte Hand an einen NUMA-Learjet legten. Joe drückte der Korvette einen Kuss auf den Kotflügel, verabschiedete sich bekümmert und ging an Bord der Maschine.

Er prüfte soeben den Flugplan nach, als Austin mit Ben Nighthawk im Schlepptau eintraf. Kurt machte Zavala mit

dem jungen Indianer bekannt, und Nighthawk schaute sich suchend um.

»Keine Angst«, sagte Austin, dem Nighthawks bestürzte Miene nicht entging. »Joe sieht nur aus wie ein Gangster. In Wahrheit weiß er, wie man einen Jet fliegt.«

»Ganz recht«, sagte Zavala und blickte von dem Klemmbrett auf. »Ich habe einen Fernkurs belegt. Nur der Teil mit der Landung war noch nicht dran.«

Austin wollte auf jeden Fall verhindern, dass Ben verschreckt die Flucht ergriff. »Joe macht gern Scherze«, erklärte er.

»Deswegen mache ich mir keine Sorgen. Es ist nur ... na ja, ist das alles? Ich meine, bloß *wir*?«

Zavala lächelte. »So etwas hören wir oft«, sagte er und musste an Beckers anfängliche Skepsis denken, als er und Austin zur Rettung der Seeleute eingetroffen waren. »Ich entwickle allmählich einen Minderwertigkeitskomplex.«

»Das hier ist kein Selbstmordkommando«, sagte Austin.

»Wir bekommen unterwegs Verstärkung. Bitte machen Sie es sich in der Zwischenzeit bequem. In der Kanne dort ist Kaffee. Ich werde Joe im Cockpit zur Hand gehen.«

Sie erhielten sehr bald ihre Startfreigabe und hoben in Richtung Norden ab. Dank einer Reisegeschwindigkeit von achthundert Kilometern pro Stunde überquerten sie bereits nach rund drei Stunden die Gewässer des Sankt-Lorenz-Golfs und landeten auf einem kleinen Küstenflugplatz. Rudi Gunn hatte herausgefunden, dass derzeit ein Forschungsschiff der NUMA im Golf unterwegs war. Austin, Zavala. und Nighthawk gelangten problemlos durch die kanadische Zollabfertigung und gingen wenig später an Bord des Schiffes, das den Hafen angelaufen hatte. Gemäß der vorher getroffenen Vereinbarung würde die *Navarra* sie fünfzehn Kilometer

vor der Küste erwarten.

Als sie sich der Jacht näherten, betrachtete Zavala das lange elegante Boot voller Bewunderung. »Hübsch«, sagte er.

»Und nach dem schnittigen Aussehen zu urteilen, ist sie auch ziemlich schnell. Aber ich bezweifle, dass sie es mit Oceanus aufnehmen kann.«

»Abwarten«, entgegnete Austin mit wissendem Lächeln.

Die *Navarra*. schickte ein Beiboot, um sie abzuholen. Aguirrez wartete an Deck und trug wie üblich sein schwarzes Barett in keckem Winkel über dem Ohr. Neben ihm standen die beiden muskulösen Männer, an die Kurt sich von seinem ersten Aufenthalt noch gut erinnern konnte.

»Es freut mich, Sie wiederzusehen, Mr. Austin«, sagte Aguirrez und schüttelte ihm die Hand. »Wie schön, dass Sie und Ihre Freunde uns besuchen kommen. Das sind meine Söhne, Diego und Pablo.«

Austin sah die beiden zum ersten Mal lächeln und bemerkte die Ähnlichkeit mit ihrem Vater. Er stellte Zavala und Nighthawk vor. Die Jacht nahm Fahrt auf, und sie begaben sich mit Aguirrez in den prächtigen Salon. Der Baske bat sie, Platz zu nehmen, und ein Steward brachte heiße Getränke und Sandwiches. Aguirrez erkundigte sich nach dem Verlauf ihrer Anreise und wartete geduldig ab, bis sie den Imbiss verzehrt hatten. Dann nahm er eine Fernbedienung und betätigte einen Knopf, woraufhin ein Stück der Wand nach oben glitt und einen überdimensionalen Bildschirm freigab. Der nächste Knopfdruck ließ eine Luftaufnahme auf dem Monitor erscheinen. Es waren Waldgebiete und Wasserflächen zu sehen.

Nighthawk stieß einen Laut des Erstaunens aus. »Das sind

mein See und mein Dorf.«

»Ich habe die Koordinaten, die Mr. Austin mir genannt hat, in einen kommerziellen Satelliten einspeisen lassen«, erklärte Aguirrez. »Allerdings bin ich ein wenig verwirrt. Wie Sie sehen können, gibt es dort keinen Luftschiffhangar.«

»Wir hatten mit unseren Satellitenbildern das gleiche Problem«, sagte Austin. »Aber laut unserem Computermodell handelt es sich um den korrekten Ort.«

Nighthawk stand auf, ging zu dem Monitor und deutete auf ein Stück Wald am Seeufer. »Es ist hier, das *weiß* ich. Sehen Sie, man kann die Rodungen erkennen, und das dort ist der Pier.« Er war sichtlich verblüfft. »Doch anstelle des Hangars sind da bloß Bäume.«

»Schildern Sie noch mal, was Sie in jener Nacht gesehen haben«, sagte Austin.

»Die Kuppel war riesig, aber wir haben sie erst registriert, als das Luftschiff eintraf. Die Oberfläche sah irgendwie getäfelt aus.«

»Getäfelt?«, fragte Zavala.

»Ja, sie war in kleine vertiefte Felder unterteilt, wie bei einer Wabenstruktur. Es müssen viele hundert gewesen sein.«

Zavala nickte. »Ich hätte nicht gedacht, dass die adaptive Tarntechnologie schon so weit fortgeschritten ist.«

»Das klingt eher nach einem Unsichtbarkeitszauber«, sagte Austin.

»Keine schlechte Beschreibung. Adaptive Tarnung basiert auf einem neuen Konzept. Die zu verbergende Oberfläche ist mit flachen Tafeln verkleidet, deren Sensoren die Umgebung und die wechselnden Lichtverhältnisse wahrnehmen und ein entsprechendes

Abbild auf die Tafeln projizieren. Vom Boden aus sieht man bei diesem Ding bloß Bäume, so dass es sich perfekt in den Wald einfügt. Jemand hat offenbar eventuelle Satellitenaufnahmen berücksichtigt. Es dürfte kein Problem sein, Baumwipfel auf die Dachplatten zu projizieren.«

Austin schüttelte den Kopf. »Joe, dein unergründliches Wissen versetzt mich jedes Mal aufs Neue in Erstaunen.«

»Ich glaube, ich habe in *Popular Mechanics* etwas darüber gelesen.«

»Wie dem auch sei, Sie haben uns vielleicht die Lösung des Rätsels geliefert«, sagte Aguirrez. »Nachts könnten diese Tafeln auf die Dunkelheit der Umgebung programmiert sein. Als die Kuppel sich für das Luftschiff geöffnet hat, bekam Mr. Nighthawk mehr zu sehen, als eigentlich beabsichtigt war. Es gibt noch etwas, das Sie interessieren dürfte. Ich habe hier ein paar ältere Aufnahmen.« Aguirrez scrollte durch eine Dateiliste und rief ein anderes Satellitenbild auf. »Dieses Foto stammt von gestern. Da in der Ecke sehen Sie den Umriss eines kleinen Flugzeugs. Ich vergrößere die betreffende Stelle.« Ein Wasserflugzeug füllte nun fast den gesamten Schirm aus. Am Seeufer standen vier Leute. »Kurz nach dieser Aufnahme ist das Flugzeug wieder verschwunden, aber schauen Sie mal her.« Man sah ein kleines Boot mit drei Personen darin. Eine von ihnen, eine Frau, blickte nach oben, als wüsste sie von dem Beobachter aus dem Weltraum.

Aguirrez hörte, dass Austin einen leisen Fluch ausstieß. Der Baske hob beide Augenbrauen.

»Ich glaube, ich weiß, wer diese Leute sind«, erklärte Austin. »Und falls ich Recht habe, könnte das die Angelegenheit verkomplizieren. Wann können wir

aufbrechen?«

»Wir folgen dem Küstenverlauf bis zu dem Punkt, der dem See per Luftlinie am nächsten liegt. Noch ungefähr zwei Stunden. In der Zwischenzeit möchte ich Ihnen zeigen, womit wir aufwarten können.«

Aguirrez und seine Söhne geleiteten die anderen eine Kajüstreppe hinunter und weiter in einen großen, hell erleuchteten Hubschrauberhangar unter Deck. »Wir haben zwei Helikopter«, sagte der Baske. »Normalerweise benutzen wir die zivile Maschine dort am Heck. Diese SeaCobra ist nur für den Fall der Fälle an Bord. Die spanische Kriegsmarine hat eine Anzahl dieser Maschinen geordert, und es war mir dank meiner guten Verbindungen möglich, eine davon abzuweichen. Sie trägt die Standardbewaffnung.« Aguirrez klang wie ein Autoverkäufer, der die Extras eines Buicks anpries.

Austin ließ den Blick über die Marineversion des Huey wandern, über die Raketen und die Revolverkanonen unter den seitlichen Stummelflügeln. »Die Standardbewaffnung dürfte ausreichen.«

»Sehr gut«, sagte Aguirrez. »Meine Söhne werden sich zu Ihnen und Ihrem Freund in den Eurocopter gesellen, und die SeaCobra wird Ihnen Geleitschutz geben.« Er runzelte die Stirn. »Ich fürchte, dass jemand, der eine so moderne Tarntechnologie besitzt, auch über erstklassige Ortungsgeräte verfügt. Es könnte bereits ein Empfangskomitee auf Sie warten, und unter diesen Umständen wäre sogar ein schwer bewaffneter Hubschrauber verwundbar.«

»Das sehe ich genauso«, stimmte Austin ihm zu. »Aus diesem Grund werden wir vom Boden aus vorstoßen. Wir landen bei einem verlassenen Holzfällerlager und lassen uns von Ben durch den Wald zum Ziel führen. Ich

vermute, dass unsere Gegner nur von der Seeseite aus mit Eindringlingen rechnen, so wie im Fall von Ben, also nähern wir uns von hinten. Und auf demselben Weg werden wir auch fliehen – hoffentlich mit Bens Angehörigen und Freunden.«

»Das gefällt mir. Ein einfacher und klar strukturierter Plan. Was werden Sie tun, wenn Sie am Zielort eintreffen?«

»Das ist der schwierige Teil«, erwiderte Austin. »Wir haben kaum mehr als Bens Bericht und die Satellitenfotos, also müssen wir improvisieren. Es wäre nicht das erste Mal.«

Aguirrez wirkte nicht übermäßig besorgt.

»Also gut, dann sollten wir allmählich anfangen.« Er gab Diego ein Zeichen. Sein Sohn ging zu einem Telefon, das neben einer Schalttafel hing, sprach ein paar Worte in den Hörer und drückte mehrere Knöpfe. Man hörte das Summen von Motoren, es ertönte eine Warningsirene, und die beiden Hälften der Decke glitten auseinander. Danach hob sich der Boden, und kurz darauf befanden sich alle Anwesenden und die beiden Hubschrauber an Deck, wo die von Diego verständigten Besatzungsmitglieder herbeieilten, um die SeaCobra auf den Einsatz vorzubereiten.

Das Boot, das Dr. Throckmorton sich für seine Feldstudien organisiert hatte, war ein umgebauter Hecktrawler mit breitem flachem Rumpf, wie ihn die kanadische Fischereibehörde einsetzte. Die dreißig Meter lange *Cormorant* lag fast an der gleichen Stelle vertäut wie einige Tage zuvor Mike Neals Boot.

»Das ist ja wie ein Déjà-vu«, sagte Trout, als er und Gamay über die Gangway auf das Deck stiegen.

Sie blickte auf den verschlafenen Hafen hinaus. »Ein merkwürdiges Gefühl, wieder hier zu sein. Dieser Ort ist so friedlich.«

»Ja, beinahe wie ein Friedhof«, sagte Paul.

Throckmorton kam angelaufen und begrüßte sie gewohnt überschwänglich. »Die Doktoren Trout! Es ist mir eine große Freude, Sie an Bord zu haben. Ich bin so froh über Ihren Anruf. Nach unserem Gespräch in Montreal hatte ich ja keine Ahnung, dass wir uns so bald wiederssehen würden.«

»Wir auch nicht«, erwiderte Gamay. »Ihre Erkenntnisse haben bei der NUMA für ziemlich viel Wirbel gesorgt. Danke, dass Sie uns so kurzfristig mitnehmen.«

»Keine Ursache, keine Ursache.« Er senkte die Stimme.

»Ich habe zwei meiner Studenten als Hilfskräfte dabei. Ein junger Mann und eine Frau, beide hochintelligent. Aber es beruhigt mich, zwei erfahrene Kollegen an meiner Seite zu wissen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Wie ich sehe, tragen Sie immer noch Ihren Gips. Was macht der Arm?«

»Dem geht's gut«, antwortete Paul und schaute sich um.

»Wo ist denn Dr. Barker?«

»Er konnte leider nicht mitkommen«, sagte Throckmorton. »Irgendeine persönliche Verpflichtung. Vielleicht stößt er später noch zu uns. Ich hoffe es zumindest. Seine Fachkenntnisse könnten von Nutzen sein.«

»Demnach haben Ihre Forschungen sich nicht so gut entwickelt?«, fragte Gamay.

»Ganz im Gegenteil, alles läuft bestens, aber ich bin auf diesem Gebiet eher der Mechaniker, wenn ich mal einen Vergleich bemühen darf. Ich kann Rahmen und Fahrgestell zusammenschrauben, aber Frederick ist derjenige, der den Sportwagen entwirft.«

»Sogar der teuerste Sportwagen kann nicht funktionieren, wenn kein Mechaniker sich um den Motor kümmert«, sagte Gamay lächelnd.

»Sie sind zu freundlich. Aber dies ist eine komplexe Angelegenheit, und ich bin auf ein paar verwirrende Punkte gestoßen.« Er runzelte die Stirn. »Meiner Erfahrung nach bekommen Fischer sehr genau mit, was auf See vor sich geht. Wie Sie wissen, hat die hiesige Flotte sich ergiebigeren Fanggründen zugewandt, doch ich habe mit einigen der Ruheständler sprechen können. Diese so genannten Teufelsfische sind inzwischen fast wieder verschwunden. Sie sterben, und ich kenne den Grund nicht.«

»Schade, dass Sie kein Exemplar erwischen konnten.«

»Oh, das habe ich nicht behauptet. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.«

Throckmorton ging voran durch ein Labor, in dem trocken und geschützt Computer und andere elektrische Geräte standen, und weiter in einen kleinen Raum mit mehreren Becken, Wasserleitungen, Tanks und Tischen,

an denen beispielsweise Sektionen durchgeführt werden konnten. Er streifte Handschuhe über und griff in eine große Kühlbox. Dann hievte er mit Unterstützung der Trouts einen mehr als einen Meter langen gefrorenen Lachs auf einen der Tische.

»Der ähnelt dem Exemplar, das wir gefangen haben«, sagte Paul und beugte sich vor, um die weißlichen Schuppen genau in Augenschein zu nehmen.

»Wir hätten ihn gern am Leben gelassen, aber es war unmöglich. Er hat das Netz zerrissen und wäre danach über das Boot hergefallen, falls er genug Zeit gehabt hätte.«

»Wie lautet Ihre Schlussfolgerung, nachdem Sie nun eines dieser Geschöpfe genauer untersucht haben?«, fragte Gamay.

Throckmorton atmete tief durch und blies die runden Wangen auf. »Es ist so, wie ich befürchtet habe. In Anbetracht der ungewöhnlichen Größe würde ich sagen, dass es sich eindeutig um einen gentechnisch veränderten Lachs handelt. Mit anderen Worten, ein Mutant aus dem Labor. Es ist die gleiche Spezies, die Sie bei mir in der Universität gesehen haben.«

»Aber Ihr Fisch war kleiner und sah viel normaler aus.«

Throckmorton nickte. »Ich schätze, sie wurden beide mit Wachstumsgenen programmiert, aber mein Experiment verlief unter strikter Kontrolle, während hier offenbar niemand versucht hat, den Größenzuwachs zu begrenzen. Es ist fast so, als wolle jemand einfach mal sehen, was wohl passiert. Aber die Größe und die Gefräßigkeit dieses Burschen haben seinen Untergang besiegelt. Sobald er und seine Artgenossen die natürlichen Bestände vernichtet und ersetzt hatten, sind sie aufeinander losgegangen.«

»Sie waren zu hungrig, um sich zu paaren?«

»Durchaus möglich. Oder sie hatten zu große Schwierigkeiten, sich in der freien Wildbahn zurechtzufinden. Stellen Sie sich einen mächtigen Baum vor, der von einem Sturm entwurzelt wird, während die mickrigen kleinen Krüppelkiefern überleben. Die Natur neigt dazu, alle Mutanten auszusortieren, die sich nicht in das System einfügen.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Gamay.

»Hat Dr. Barker nicht erwähnt, man könne genmanipulierte Fische von vornherein sterilisieren, damit sie sich nicht von selbst vermehren?«

»Ja, das ist absolut denkbar, aber es würde sehr komplizierte genetische Eingriffe erfordern.«

»Wie sehen Ihre weiteren Pläne aus?«, fragte Paul.

»Wir werden noch ein paar Tage lang versuchen, möglichst viele Exemplare zu fangen. Dann nehme ich alles mit nach Montreal und katalogisiere die Gene. Vielleicht passt manches davon zu den Daten in meinem Computer, und eventuell wird es uns möglich sein, den Urheber zu ermitteln.«

»Tatsächlich?«

»Aber sicher. Ein genetisches Programm ist fast so gut wie eine Unterschrift. Ich habe Dr. Barker bereits über meinen Fund in Kenntnis gesetzt. Frederick ist in dieser Hinsicht ein echtes Genie.«

»Sie halten sehr viel von ihm«, erwiderte Paul.

»Wie schon gesagt, er ist brilliant. Ich wünschte nur, dass er nicht mit dieser Firma zusammenarbeiten würde.«

»Apropos Firma, es soll hier irgendwo in der Gegend eine Fischfabrik geben. Könnte die etwas hiermit zu tun haben?«

»Inwiefern?«

»Keine Ahnung. Womöglich durch Umweltverschmutzung. Wie diese zweiköpfigen Frösche, die man manchmal in verseuchten Gewässern findet.«

»Interessante Theorie, aber eher unwahrscheinlich. Es gäbe eventuell ein paar Missbildungen oder tote Fische, doch dieses Ungeheuer ist kein Zufall. Und man hätte auch bei anderen Spezies Veränderungen bemerkt, was anscheinend nicht eingetreten ist. Ich habe einen Vorschlag. Wir fahren raus und ankern über Nacht in der Nähe der Fischfabrik. Morgens ziehen wir dann einige Bahnen mit dem Netz. Wie lange können Sie an Bord bleiben?«

»So lange wie Sie uns ertragen können«, antwortete Paul.

»Wir möchten uns nicht aufdrängen.«

»Keine Sorge.« Er legte den Lachs zurück in die Kühlbox. »Sie werden vielleicht von selbst die Lust daran verlieren, wenn Sie Ihre Unterkunft sehen.«

Die Kabine war kaum größer als die beiden Kojen, die sie beherbergte. Nachdem Throckmorton gegangen war, versuchte Paul, seinen zwei Meter drei langen Körper in die untere Schlafstelle zu quetschen, aber die Beine hingen über den Rand.

»Mir geht nicht aus dem Kopf, was Dr. Throckmorton gesagt hat«, meldete sich Gamay von oben. »Nimm mal an, du wärst Dr. Barker und würdest für Oceanus an diesem Fischprojekt arbeiten. Würdest du wollen, dass jemand genetisches Material untersucht, mit dem man dir auf die Schliche kommen könnte?«

»Nein. Und wir haben am eigenen Leib erfahren, wie Oceanus auf Schnüffler reagiert.«

»Hast du einen Vorschlag?«

»Klar. Wir könnten Throckmorton bitten, an einer anderen Stelle zu ankern. Einer von uns könnte Zahnschmerzen vortäuschen oder es mit irgendeiner Ausrede versuchen.«

»Das willst du doch nicht wirklich tun, oder?«

»Wie du weißt, hab ich auf dem Weg hierher die ganze Zeit gejammert, weil ich nicht mit Kurt und Joe spielen durfte.«

»Erinnere mich nicht daran! Du hast dich angehört, als hätte man dich im Sportunterricht nicht in die Fußballmannschaft gewählt.«

»Dr. Throckmorton ist ein netter Kerl, aber ich war nicht darauf vorbereitet, für ihn den Babysitter spielen zu müssen.«

»Und nun fürchtest du, wir könnten Besuch bekommen.«

Paul nickte. »Hast du eine Münze?« Gamay kramte aus ihrer Tasche einen kanadischen Dollar hervor.

Paul warf das Geldstück in die Luft und fing es mit dem Handrücken auf. »Kopf. Ich hab verloren. Du darfst dir aussuchen, welche Wache du möchtest.«

»Okay, du übernimmst die erste Zwei-Stunden-Schicht, und zwar sobald die anderen sich schlafen gelegt haben.«

»Einverstanden.« Er krabbelte aus der Kojе. »Dieses Foltergestell ist mir sowieso zu unbequem.« Er hob den verletzten Arm. »Vielleicht kann ich den Gips ja als Waffe benutzen.«

»Nicht nötig«, sagte Gamay und brachte aus ihrer Reisetasche ein Holster zum Vorschein, in dem eine Sportpistole vom Kaliber 22 steckte. »Ich hab die hier mitgenommen, um auf See ein wenig zu üben.«

Paul lächelte. Gamays Vater hatte sie schon als Kind

Tontaubenschießen gelehrt, und inzwischen war sie eine Meisterschützin. Er nahm die Waffe und stellte fest, dass er nur damit zielen konnte, wenn er den Gipsverband mit der linken Hand abstützte.

Gamay beobachtete den zitterigen Versuch. »Wir sollten lieber gemeinsam Wache halten.«

Das Schiff ankerte etwa anderthalb Kilometer vor der Küste. Die Oceanus-Fabrik lag auf einem felsigen Hügel, und so konnte man die Umrisse der Dächer und einen Funkmast erkennen. Die Trouts aßen mit Throckmorton, seinen Studenten und einigen Besatzungsmitgliedern in der kleinen Messe zu Abend. Dank der angeregten Gespräche über die Arbeit des Professors und die NUMA-Abenteuer der Trouts flog die Zeit nur so dahin, und um dreiundzwanzig Uhr begaben alle sich zur Ruhe.

Paul und Gamay gingen in ihre Kabine und warteten, bis überall Stille herrschte. Dann schlichen sie sich an Deck und postierten sich auf der landwärts gelegenen Seite. Die Nacht war kühl, aber die Trouts trugen dicke Pullover unter ihren Anoraks und hatten die Decken aus den Kojen mitgenommen. Abgesehen von einer leichten Dünung war das Meer spiegelglatt. Paul hatte sich sitzend an die Aufbauten gelehnt, und Gamay lag neben ihm auf den Planken.

Die ersten zwei Stunden vergingen schnell. Dann übernahm Gamay, und Paul streckte sich am Boden aus. Es kam ihm so vor, als habe er nur wenige Minuten geschlafen, als Gamay ihn an der Schulter rüttelte. Er war sofort wieder hellwach. »Was ist los?«

»Ich brauche deinen Adlerblick. Da ist so ein dunkler Fleck auf dem Wasser. Zuerst dachte ich, es sei bloß Seetang, aber das Ding kommt näher.«

Paul rieb sich die Augen und folgte Gamays

ausgestrecktem Finger. Anfangs sah er nur die blauschwarze See, aber dann erkannte er eine dunkle Masse, die in ihre Richtung zu treiben schien. Und da war noch etwas, nämlich leises Stimmengemurmel. »Das ist das erste Mal, dass ich Algen reden höre. Wie wär's mit einem Schuss vor den Bug?«

Sie robbten zur Reling, und Gamay brachte mit aufgestützten Ellbogen die Waffe in Anschlag. Paul fingerte an einer Taschenlampe herum, war dann aber ebenfalls bereit. Als Gamay ihm ein Zeichen gab, schaltete er das Licht ein. Der helle Strahl fiel auf die dunkelhäutigen Gesichter von vier Männern. Die Fremden waren in Schwarz gekleidet, saßen in zwei Kajaks und waren mit ihren hölzernen Paddeln mitten in der Bewegung erstarrt. Ihre mandelförmigen Augen blinzelten überrascht in das helle Licht.

Peng!

Der erste Schuss riss dem vorderen Ruderer in einem der Boote das Paddel aus der Hand. Die nächste Kugel zerschmetterte ein Paddel im zweiten Kajak. Die beiden hinteren Männer paddelten hektisch rückwärts, und ihre Kollegen unterstützten sie dabei mit bloßen Händen. Es gelang ihnen, die Boote zu wenden und wieder auf das Ufer zuzusteuern, aber so einfach wollte Gamay sie nicht davonkommen lassen. Die Boote waren fast schon aus der Reichweite der Taschenlampe geflohen, als zwei Treffer die letzten beiden Paddel zertrümmerten.

»Gut gezielt«, sagte Paul.

»Gut geleuchtet. Das dürfte sie eine Weile beschäftigen.«

Die Schüsse waren eigentlich nicht laut, mussten in der Stille der Nacht aber wie Kanonensalven gedonnert haben, denn Dr. Throckmorton und einige Leute der Besatzung

kamen an Deck.

»Ah, hallo«, sagte er, als er die Trouts sah. »Wir haben ein Geräusch gehört. Ach, du meine Güte ...« Er hatte Gamays Pistole entdeckt.

»Ich dachte mir, ich übe ein bisschen.«

Man konnte aus der Ferne Stimmen hören. Einer der Matrosen ging zur Reling und lauschte angestrengt. »Das klingt, als ob jemand Hilfe braucht. Wir sollten ein Boot zu Wasser lassen.«

»Das würde ich an Ihrer Stelle lieber nicht tun«, erwiderte Paul auf seine typisch freundliche Art, aber mit unverkennbarer Härte in der Stimme. »Die Leute da draußen kommen sehr gut allein zurecht.«

Throckmorton zögerte. »Schon gut«, sagte er dann. »Ich möchte gern kurz mit den Trouts sprechen.«

Nachdem die anderen unter Deck verschwunden waren, wandte er sich an Paul und Gamay. »Und nun, meine Freunde, erklären Sie mir bitte, was hier vor sich geht.«

»Ich hole uns Kaffee«, sagte Gamay. »Es wird vielleicht eine lange Nacht.« Einige Minuten später kehrte sie mit drei dampfenden Bechern zurück. »Da stand eine Flasche Whiskey. Ich hab uns jeweils einen Schluck genehmigt. Wir können es gut gebrauchen.«

Dann berichteten die Trouts gemeinsam von dem vermuteten Komplott des Oceanus-Konzerns und führten dabei Indizien aus mehreren Quellen an.

»Das sind gravierende Vorwürfe«, sagte Throckmorton.

»Verfügen Sie über stichhaltige Beweise für diesen abscheulichen Plan?«

»Ich würde sagen, das Ding in Ihrer Kühlbox ist der deutlichste Beweis«, antwortete Gamay. »Haben Sie sonst noch Fragen?«

»Ja«, sagte Throckmorton nach kurzem Überlegen. »Ist noch Whiskey da?«

Gamay hatte die Flasche in weiser Voraussicht eingesteckt. Der Professor ließ sich nachschenken und trank einen Schluck.

»Fredericks Beziehungen zur Wirtschaft haben mich schon immer gestört«, sagte er dann, »aber ich bin davon ausgegangen, dass die wissenschaftliche Vernunft letztlich stärker sein würde als die finanziellen Interessen. Offenbar war ich viel zu optimistisch.«

»Lassen Sie mich Ihnen eine Frage über die Prämisse stellen, unter der wir hier arbeiten«, sagte Gamay. »Wäre es möglich, die natürlichen Fischbestände auszulöschen und durch diesen Frankenfisch zu ersetzen?«

»Absolut, und falls jemand dazu in der Lage wäre, dann Dr. Barker. Das erklärt eine Menge. Ich kann immer noch kaum glauben, dass Frederick mit diesen Leuten gemeinsame Sache macht. Aber er hat sich seltsam benommen.« Er blinzelte, als würde er aus einem Traum erwachen. »Diese Schüsse vorhin. Jemand wollte unser Schiff entern!«

»Allerdings«, sagte Gamay.

»Vielleicht sollten wir besser von hier verschwinden und die Behörden verständigen!«

»Wir wissen nicht, wie diese Fischfabrik ins Bild passt«, sagte Gamay halb nachdrücklich, halb beruhigend. »Kurt glaubt, sie könnte wichtig sein, und möchte, dass wir sie im Auge behalten, bis seine Mission abgeschlossen ist.«

»Ist das nicht viel zu riskant für die Leute an Bord?«

»Nicht unbedingt«, antwortete Paul. »Wir müssen nur weiterhin wachsam bleiben. Ich schlage vor, dass der Kapitän das Schiff für einen schnellen Rückzug

vorbereitet. Aber ich bezweifle, dass unsere Freunde es ein weiteres Mal versuchen werden, nachdem wir ihnen die Überraschung verdorben haben.«

»Also gut«, sagte Throckmorton und biss entschlossen die Zähne zusammen. »Kann *ich* denn noch etwas tun?«

»Ja«, erwiderte Paul, nahm Gamay den Whiskey ab und goss dem Professor noch einen Schluck ein, um seine Nerven zu beruhigen. »Sie können abwarten.«

Die drei Gefangenen stolperten orientierungslos durchs Unterholz, und ihre Wächter kannten kein Erbarmen. Therri versuchte, einen genaueren Blick auf die Männer zu erhaschen, doch einer der Posten rammte ihr dermaßen heftig eine Gewehrmündung ins Kreuz, dass die Haut aufriss. Der Schmerz trieb ihr Tränen in die Augen, aber sie biss sich auf die Zunge und ließ sich nichts anmerken.

Es war dunkel im Wald, abgesehen von vereinzelten Leuchtpunkten, die zwischen den Bäumen aufblinkten. Dann lichtete sich der Bewuchs, und sie standen vor einem Gebäude, dessen großes Tor von einem Scheinwerfer angestrahlt wurde. Man stieß sie hinein, nahm ihnen die Drahtfesseln ab, zog das Rolltor von draußen zu und verriegelte es.

Im Innern roch es nach Benzin, und auf dem Boden waren Ölflecken, was darauf hindeutete, dass sie sich in einer überdimensionalen Garage befanden. Derzeit standen hier zwar keine Fahrzeuge geparkt, aber die Halle war dennoch nicht leer. Mehr als drei Dutzend Menschen – Männer, Frauen und einige Kinder – kauerten wie verängstigte Welpen vor der hinteren Wand. Ihre missliche Lage stand ihnen deutlich in die müden Gesichter geschrieben, und sie waren eindeutig erschrocken darüber, plötzlich Fremde auftauchen zu sehen.

Die zwei Gruppen bäugten sich misstrauisch. Nach einem Moment stand einer der Männer auf und näherte sich den Neuankömmlingen. Sein Gesicht war runzlig wie altes Leder, und sein langes graues Haar hatte er zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Trotz der dunklen

Ringe unter den Augen und der dreckigen Kleidung strahlte er große Würde aus. Als er das Wort ergriff, wusste Therri sofort, weshalb er ihr so bekannt vorgekommen war.

»Ich bin Jesse Nighthawk«, sagte er und streckte die Hand zur Begrüßung aus.

»*Nighthawk*«, sagte sie. »Sie müssen Bens Vater sein.«

Ihm blieb vor Verblüffung der Mund offen stehen. »Sie kennen meinen Sohn?«

»Ja, ich arbeite genau wie er in der Washingtoner SOS-Zentrale.«

Der alte Mann blickte an Therri's Schulter vorbei, als würde er nach jemandem Ausschau halten. »Ben war hier. Ich habe ihn aus dem Wald laufen gesehen. Bei ihm war ein anderer Mann, der getötet wurde.«

»Ja, ich weiß. Ben geht es gut. Ich habe erst kürzlich in Washington mit ihm gesprochen. Er hat uns erzählt, dass Sie und die anderen Dorfbewohner in Schwierigkeiten stecken.«

Ryan trat vor. »Wir sind gekommen, um Sie alle zu befreien.«

Jesse Nighthawk sah ihn an, als zweifle er an Ryans Verstand. Dann schüttelte er den Kopf. »Sie scheinen es gut zu meinen, aber es tut mir Leid, dass Sie hergekommen sind. Sie haben sich in große Gefahr begeben.«

»Wir wurden gleich nach unserer Landung gefangen genommen«, erklärte Therri. »Es war, als hätten diese Leute vorher Bescheid gewusst.«

»Sie haben überall Wächter«, sagte Nighthawk. »Der Teufel hat es mir erzählt.«

»Der ›Teufel‹?«

»Sie haben ihn bereits kennen gelernt, fürchte ich. Er ist wie das Ungeheuer aus einem Fiebertraum. Er hat Bens Cousin mit einem Speer umgebracht.« Bei dem Gedanken daran wurden Jesses Augen feucht. »Wir müssen hier Tag und Nacht den Wald roden. Sogar die Frauen und Kinder ...«

»Wer sind diese Leute?«, fragte Ryan.

»Sie nennen sich Kiolya. Ich glaube, es sind Eskimos, aber ich bin mir nicht sicher. Vor einer Weile haben sie gegenüber von unserem Dorf angefangen, Häuser im Wald zu bauen. Es hat uns nicht besonders gefallen, aber der Grund und Boden gehört uns nicht, also konnten wir nichts daran ändern. Eines Tages kamen sie mit Waffen über den See und haben uns hergebracht. Seitdem fällen wir Bäume und transportieren sie ab. Können Sie sich erklären, was das alles soll?«

Bevor Ryan darauf antworten konnte, wurde das Tor geöffnet. Sechs Männer mit Schnellfeuergewehren betraten die Garage. Ihre dunklen Gesichter sahen alle ähnlich aus: breit, mit hohen Wangenknochen und unbarmherzigen mandelförmigen Augen. Die Grausamkeit ihrer reglosen Mienen verblasste neben der des siebten Mannes, der ihnen folgte. Er hatte eine überaus kompakte Statur, mit kurzem dickem Hals, so dass sein Kopf fast direkt auf den breiten Schultern zu sitzen schien. Seine gelblich rote Haut war pockennarbig und sein Mund zu einem Hohnlächeln verzogen. Senkrecht eintätowierte Linien flankierten seine Nase, die einem unförmigen blutunterlaufenen Klumpen glich. Er trug keine Schusswaffe, sondern nur ein Messer, dessen Scheide an seinem Gürtel hing.

Ungläubig starrte Therri den Mann an, der Austin auf dem Hundeschlitten verfolgt hatte. Das verunstaltete Gesicht und der wie mit Steroiden aufgepumpte Körper

waren unverkennbar. Sie wusste genau, wen Jesse meinte, wenn er von dem »Teufel« sprach. Der Mann ließ den Blick über die neuen Gefangenen schweifen. Therri erschauerte, als seine kohlrabenschwarzen Augen auf ihrem Körper verweilten. Jesse Nighthawk wich mit den anderen Dorfbewohnern instinktiv zurück.

Der Mann quittierte die Angst der Gefangenen mit einem viehischen Grinsen und stieß einen gutturalen Befehl aus.

Die Wachen drängten Therri, Ryan und Mercer aus dem Gebäude und führten sie durch den Wald. Therri hatte vollständig die Orientierung verloren und wusste nicht mehr, in welcher Richtung der See lag. Falls ihr auf wundersame Weise die Flucht gelänge, hätte sie keine Ahnung, wohin sie sich wenden sollte.

Unmittelbar darauf nahm ihre Verwirrung noch zu. Sie folgten einem asphaltierten Weg zu einem dichten Tannengehölz, das wie eine dunkle undurchdringliche Wand vor ihnen aufragte. Die dicken Stämme und nadelbewehrten Äste verschwammen zu einem Wechselspiel aus Schwarz- und Grautönen. Als sie sich den Bäumen bis auf wenige Meter genähert hatten, wich ein Teil des Waldes einem Rechteck aus blendend weißem Licht. Therri schirmte ihre Augen ab. Sobald sie sich langsam an die Helligkeit gewöhnte, sah sie Leute darin umherlaufen, als würde sie durch ein Fenster in eine andere Dimension blicken.

Man trieb sie durch die Tür in eine gewaltige, hell erleuchtete Halle von weit mehr als zweihundert Metern Breite, über der sich eine hohe Kuppeldecke wölbte. Therri dachte an die wundersame Verwandlung der Tannen und begriff, dass es sich um eine clevere Tarnvorrichtung handeln musste. Obwohl schon das eigentliche Gebäude ein Wunderwerk der Architektur

darstellte, raubte ein anderes Objekt, das einen Großteil des Platzes einnahm, ihr förmlich den Atem: ein riesiges, silbrig weißes Luftschiff.

Erstaunt musterten die drei Gefangenen das torpedoförmige Fluggerät, das länger als zwei Fußballfelder war. Das Ende verjüngte sich zu einer Spitze, die von vier dreieckigen Stabilisatoren umgeben wurde, wodurch trotz der beeindruckenden Größe ein Anschein von Stromlinienform entstand. An der Unterseite hingen an Streben vier mächtige Motorgondeln. Das Luftschiff ruhte auf einem komplizierten System aus festen und beweglichen Haltevorrichtungen. Dutzende von Männern in Overalls umschwärmten das Gefährt, und man hörte Maschinen- und Werkzeuglärm. Die Wachposten führten die Gefangenen unter der gerundeten Nase des Luftschiffs hindurch, die bedrohlich über ihnen schwebte, als könne sie sie jeden Augenblick zerschmettern. Therri wusste nun, wie sich ein Käfer fühlen musste, wenn er die Schuhsohle sah.

Weit vorn unter dem Bauch des Luftschiffs hing eine lange, schmale und rundum mit großen Fenstern ausgestattete Steuergondel, in die sie nun einsteigen mussten. Die Speichenräder und das Kompassgehäuse im Innern ließen Therri an die Brücke eines Ozeandampfers denken. Ein Mann stand dort und erteilte soeben Befehle an mehrere Untergebene. Im Gegensatz zu den Wachen, die einander zum Verwechseln ähnlich sahen, war er hoch gewachsen und besaß eine unnatürlich helle Hautfarbe. Sein Kopf war kahl geschoren. Nun wandte er sich den Neuankömmlingen zu, beäugte sie durch seine dunkle Sonnenbrille und legte dann den Palmtop-Computer beiseite, den er in der Hand hielt.

»Sieh an, sieh an, was für eine hübsche Überraschung. Das Rettungsteam der SOS.« Er lächelte, aber seine

Stimme blieb kalt wie ein Eishauch.

Ryan reagierte, als hätte er den Spott nicht bemerkt. »Ich bin Marcus Ryan, der Leiter der Sentinels of the Sea. Dies sind Therri Weld, unsere Rechtsberaterin, und Chuck Mercer, unser Einsatzkoordinator.«

»Sparen Sie sich Name, Rang und Dienstnummer. Ich weiß sehr gut, wer Sie sind«, sagte der Mann. »Lassen Sie uns keine Zeit verschwenden. In der Welt des weißen Mannes heiße ich Frederick Barker. Mein eigenes Volk nennt mich Toonook.«

»Sie und die anderen sind Eskimos?«, fragte Ryan.

»Die Unwissenden bezeichnen uns so, aber wir sind Kiolya.«

»Ihr Äußeres entspricht nicht unbedingt dem typischen Erscheinungsbild der Inuit.«

»Ich habe die Gene eines Walfangkapitäns aus Neuengland geerbt. Was anfangs wie ein erniedrigender Makel erschien, hat es mir später gestattet, zugunsten der Kiolya problemlos in der Außenwelt zu agieren.«

»Und was ist das für ein Ungetüm?«, fragte Ryan und blickte nach oben.

»Herrlich, nicht wahr? Die *Nietzsche* wurde im Geheimen von den Deutschen gebaut und sollte zum Nordpol fliegen. Danach wollte man sie im Linienverkehr einsetzen. Sie wurde von vornherein für den Transport von Passagieren ausgestattet, die jede Summe gezahlt hätten, um an Bord eines echten Polar-Luftschiffs zu reisen. Als die *Nietzsche* abstürzte, hielten meine Leute sie für ein Geschenk des Himmels, und in gewisser Weise hatten sie Recht. Ich habe Millionen für die Instandsetzung aufgewandt. Es ist uns gelungen, sowohl die Motoren als auch die maximale Traglast zu verbessern. Die Gassäcke wurden erneuert und können nun wieder Zehntausende

Kubikmeter Wasserstoff aufnehmen.«

»Ich dachte, Wasserstoff sei nach dem Ende der *Hindenburg* aus der Mode gekommen«, sagte Mercer.

»Die deutschen Wasserstoff-Luftschiffe haben unbeschadet viele tausend Meilen zurückgelegt. Ich habe mich wegen des Gewichts meiner Fracht dafür entschieden, denn Helium hat nur die halbe Hubkraft. Mit Hilfe dieses einfachsten aller Atome wird das Volk des Nordlichts sein rechtmäßiges Erbe antreten.«

»Sie sprechen in Rätseln«, sagte Ryan.

»Aber nein. Die Legende besagt, dass die Kiolya im Nordlicht geboren wurden, das bei den Inuitstämmen als Ursprung allen Unheils gilt. Leider werden Sie und Ihre Freunde bald am eigenen Leib erfahren, dass dieser Ruf wohlverdient ist.«

»Sie haben vor, uns umzubringen, nicht wahr?«

»Die Kiolya entledigen sich ihrer Gefangenen, wenn diese nicht mehr nützlich sind.«

»Was ist mit den Dorfbewohnern?«

»Wie ich schon sagte, wir entscheiden das je nach Verwendungszweck.«

»Da unser Schicksal ohnehin besiegelt ist, könnten Sie doch eigentlich unsere Neugier stillen und uns verraten, wozu Sie diese Antiquität der Luftfahrt benötigen.«

Ein frostiges Lächeln umspielte die bleichen Lippen.

»Das ist die Stelle, an der der Held an die Eitelkeit des Bösewichts appelliert und insgeheim auf das Eintreffen der Kavallerie hofft. Vergessen Sie's. Sie und Ihre Freunde werden nur so lange wie nötig am Leben bleiben.«

»Möchten Sie denn gar nicht erfahren, was wir über Ihre Pläne wissen?«

Barker sagte etwas in einer fremden Sprache, woraufhin

der Anführer der Wachen vortrat und ihm eine der C4-Ladungen überreichte, die Mercer so sorgfältig vorbereitet hatte. »Wollten Sie hier Bodenschätze abbauen?«

»Nein, verdammt!«, herrschte Ryan ihn an. »Wir wollten mit Ihrem Laden das Gleiche machen wie Sie mit unserem Schiff.«

»Offen und freiheraus wie immer, Mr. Ryan. Aber ich glaube nicht, dass Sie Gelegenheit haben werden, Ihr kleines Feuerwerk zu zünden«, sagte er verächtlich und warf den Sprengsatz seinem Handlanger zu. »Und was genau wissen Sie über unsere Operation?«

»Alles. Sie veranstalten Experimente mit genmanipuliertem Fisch.«

»Das ist nur ein Teil meines großartigen Plans«, sagte Barker. »Lassen Sie mich Ihnen schildern, was die Zukunft bereithält. Dieses Luftschiff wird heute Nacht aufsteigen und nach Osten fliegen. Seine Frachttanks werden gentechnisch veränderte Fische verschiedener Spezies enthalten. Meine Geschöpfe sollen auf dem Ozean ausgebracht werden wie die Saat eines Bauern auf dem Feld. Binnen weniger Wochen und Monate wird es keine natürlichen Fischbestände mehr geben. Falls dieses Pilotprojekt erfolgreich verläuft – und damit rechne ich fest –, wird es von uns auf allen Weltmeeren wiederholt. Mit der Zeit dürfte ein Großteil des Fisches auf den Weltmärkten aus unseren patentierten Genbanken stammen. Wir werden über ein nahezu vollständiges Monopol verfügen.«

Ryan lachte. »Glauben Sie wirklich, dass dieses verrückte Komplott funktioniert?«

»Es ist nichts Verrücktes daran. Jedes unserer Computermodelle sagt einen nachhaltigen Erfolg voraus. Aufgrund von Überfischung und Umweltverschmutzung

sind die natürlichen Fischpopulationen sowieso längst dem Untergang geweiht. Ich beschleunige lediglich den Prozess und verwandle die Ozeane schon jetzt in riesige Fischzuchten. Und es ist nicht mal illegal, Fische ins Meer zu werfen.«

»Aber *Mord* ist illegal«, stellte Ryan mit zornigem Blick fest. »Sie haben meinen Freund und Kollegen Josh Green umgebracht.«

Auch Therri konnte nicht länger an sich halten. »Josh war nicht der Einzige. Sie haben den Kameramann an Bord der *Sea Sentinel* auf dem Gewissen. In Kopenhagen wurde einer Ihrer Männer von den eigenen Kameraden erschossen. Sie haben Ben Nighthawks Cousin ermordet und versucht, Senator Graham zu beseitigen. Und Sie halten sich Arbeitssklaven.«

»Die kleine Anwältin kann ja sprechen!« Barkers Züge verhärteten sich, und sein kultivierter Tonfall wich einem bedrohlichen Knurren. »Wie schade, dass Sie nicht da waren, um die Sache der Kiolya zu vertreten, als die verhungern mussten, weil weiße Männer die Walrosse abgeschlachtet haben. Oder als man den Stamm zwang, seine althergebrachten Jagdgründe zu verlassen, und ihn über entlegene Städte in ganz Kanada verstreute.«

»Nichts davon gibt Ihnen das Recht, Menschen zu töten oder zum eigenen Vorteil die Meere zu verseuchen«, erwiderte sie mit unverhohlener Wut. »Sie können vielleicht ein paar arme Indianer terrorisieren und uns herumschubsen, aber Sie werden es auch mit der NUMA aufnehmen müssen.«

»Dieser Haufen von Sonderlingen und Spinnern bereitet mir keine schlaflosen Nächte.«

»Was ist mit Kurt Austin?«, fragte Ryan.

»Über den weiß ich gut Bescheid. Er ist gefährlich –

aber die NUMA hat für die Sentinels nicht viel übrig. Nein, Sie und Ihre Freunde hier sind ganz allein. So allein wie noch nie zuvor in Ihrem Leben.« Barkers tätowierter Gefolgsmann sagte etwas in der Sprache der Kiolya. »Umealiq erinnert mich daran, dass Sie meine Schoßtiere besichtigen wollten.«

In Begleitung der Wachposten führte Barker sie durch eine Tür aus dem Hangar. Wenig später betraten sie erneut das Gebäude, in dem die SOS-Leute zuvor die Sprengladungen gelegt hatten. Diesmal allerdings war die Halle hell erleuchtet.

Barker blieb vor einem der Tanks stehen. Der Fisch im Innern war fast drei Meter lang. Barker neigte den Kopf, als wäre er ein Maler, der prüfend die Leinwand betrachtete. »Anfangs habe ich hauptsächlich mit Lachsen gearbeitet«, sagte er. »Es war vergleichsweise einfach, Kolosse wie diesen zu erschaffen. Einmal ist mir sogar eine rund zwanzig Kilo schwere Sardine geglückt, die ein paar Monate gelebt hat.«

Er ging zum nächsten Becken weiter. Beim Anblick der dort gehaltenen Kreatur keuchte Therri unwillkürlich auf.

Es handelte sich um einen Lachs, der zwar nur halb so groß wie das soeben besichtigte Tier war, dafür aber über zwei identische Köpfe verfügte.

»Der hier ist nicht ganz so geworden wie geplant. Aber Sie müssen zugeben, dass er interessant aussieht.«

Der Fisch im dritten Behälter war sogar noch grotesker. An seinem Körper wuchsen runde, ekelhaft anmutende Geschwülste. Ein anderes Bassin enthielt einen Fisch mit wulstig hervorquellenden Augen. All diese Missbildungen wiederholten sich bei anderen Spezies, bei Schellfischen, Dorschen und Heringen.

»Das ist ja widerlich«, sagte Ryan.

»Schönheit liegt im Auge des Betrachters.« Barker blieb vor einem etwa anderthalb Meter langen silbrig weißen Fisch stehen. »Das ist einer meiner frühen Prototypen. Zu dem Zeitpunkt hatte ich noch nicht bemerkt, dass bei meinen Experimenten die Größe und Aggression der Probanden außer Kontrolle geriet. Ich habe ein paar dieser Exemplare freigelassen, um zu sehen, was passiert. Leider fingen sie an, sich gegenseitig aufzufressen, nachdem sie die einheimische Population ausgelöscht hatten.«

»Das sind keine Prototypen, sondern Ungeheuer«, sagte Ryan. »Warum lassen Sie sie am Leben?«

»Sie haben Mitleid mit einem Fisch? Ist das nicht etwas übertrieben, sogar nach den Maßstäben der SOS? Ich werde Ihnen etwas über diesen Burschen erzählen. Er ist sehr praktisch. Wir haben Ihren toten Freund und die Leiche dieses Indianers in das Becken geworfen, und er hat sie innerhalb kürzester Zeit bis auf die Knochen abgenagt. Die anderen Indianer durften dabei zuschauen und haben uns seitdem keinerlei Schwierigkeiten mehr gemacht.«

Ryan verlor die Beherrschung und ging auf Barker los. Er hatte dem Mann schon die Finger um den Hals gelegt, als Barkers oberster Handlanger einem der Wachposten das Gewehr entriss und Ryan den Kolben gegen den Kopf schmetterte. Der Getroffene brach sofort zusammen, und Therri wurde mit Blut bespritzt.

Eine eisige Lähmung befiel sie, und sie erkannte, weshalb in Jesse Nighthawks Blick so viel Angst gelegen hatte. Wie aus weiter Ferne drang Barkers Stimme an ihr Ohr: »Da Mr. Ryan und seine Begleiter sich so große Sorgen um ihre Fischfreunde machen, können wir später vielleicht ein gemeinsames Abendessen arrangieren.«

Dann zerrten die Wachposten sie weg.

Der Eurocopter mit Austin, Zavala, Ben Nighthawk und den beiden Basken an Bord hob von der Plattform der *Navarra* ab und beschrieb einen weiten Bogen um die Jacht. Einige Minuten später gesellte die SeaCobra sich hinzu. Gemeinsam flogen die Helikopter im Schein der Nachmittagssonne nach Westen.

Auf seinem Platz neben dem Piloten hatte Austin freie Sicht auf die tödliche Silhouette der SeaCobra. Der Kampfhubschrauber verfügte über ein Waffenarsenal, mit dem sich eine Kleinstadt in Schutt und Asche legen ließ. Austin machte sich keine falschen Vorstellungen. Dies würde alles andere als ein Spaziergang werden.

Die beiden Maschinen flogen mit einer Geschwindigkeit von zweihundertdreißig Kilometern pro Stunde, überquerten schon bald die felsige Küstenlinie und ließen das Meer hinter sich. In enger Formation rasten sie knapp über den Wipfeln des dichten Tannenwalds dahin, um auf diese Weise eine Anpeilung möglichst zu vermeiden. Austin überprüfte die Trommel seines Bowen-Revolvers, lehnte sich zurück, schloss die Augen und ging in Gedanken noch einmal den Plan durch.

Bisweilen warf Zavala ihm scherzhaft vor, er würde sich alles erst unterwegs überlegen, und das war gar nicht so falsch. Austin wusste, dass jegliche Vorausplanung stets unzureichend blieb. Als jemand, der sein Leben auf und unter Wasser verbracht hatte, bemühte er gern entsprechende Vergleiche. Eine Mission war für ihn wie ein Segeltörn bei schlechtem Wetter; falls etwas schief ging, ging es *richtig* schief. Ein guter Segler sorgte dafür, dass die Leinen sich nicht verhedderten und der

Schöpfeimer in Reichweite blieb.

Kurt war kein Freund unnötiger Winkelzüge. Da es vor allem darum ging, Bens Familie und Freunde in Sicherheit zu bringen, konnte die SeaCobra nicht einfach auf die Gegner hinabstoßen und alles eibebnen. Austin wusste, dass ein so genannter chirurgischer Angriff niemals funktionierte. Sie durften die Waffen des Hubschraubers nur sehr sparsam einsetzen, was dessen beachtliche Schlagkraft erheblich relativierte. Stirnrunzelnd dachte er an die zusätzlichen Komplikationen, die dieser fanatische Idiot Marcus Ryan ihnen beschert hatte. Kurt durfte nicht zulassen, dass der Gedanke an Therri Weld sein Urteilsvermögen beeinträchtigte.

Das Motorengeräusch des Eurocopters veränderte sich, denn die Maschine verringerte die Geschwindigkeit und schwebte nun über dem Wald. Ben, der mit Zavala und den Brüdern Aguirrez hinter Austin saß, bedeutete dem Piloten, er solle landen. Der Mann schüttelte den Kopf und versicherte, es gebe dafür keine geeignete Stelle.

Pablo sah aus dem Fenster. »Vertrauen Sie dem Indianer?«

Austin schaute ebenfalls hinaus. Die Sicht war eingeschränkt, und er konnte nichts als dunkles Grün erkennen. Sie befanden sich nun auf Ben Nighthawks Terrain. »Das hier ist sein Land, nicht meines.«

Pablo nickte und erteilte dem Piloten auf Spanisch eine barsche Anweisung. Der Mann murmelte etwas vor sich hin und verständigte den anderen Helikopter über Funk von ihrer Absicht. Die SeaCobra scherte aus der Formation aus, flog ein kleines Suchraster ab und überprüfte dabei mit ihren Infrarotdetektoren, ob es im näheren Umkreis Wärmequellen gab, die auf andere Personen hingedeutet hätten. Die Suche blieb ergebnislos,

und der Kampfhubschrauber erteilte die Freigabe zur Landung.

Der Eurocopter sank in den Wald. Nur Ben rechnete nicht damit, dass die Rotorblätter jeden Augenblick an den dicken Baumstämmen zerschellen würden. Doch man hörte lediglich ein paar dünne Zweige rascheln und brechen, gefolgt von dem dumpfen Laut, mit dem die Kufen auf dem Boden aufsetzten. Bens scharfe Augen hatten als einzige gesehen, dass der hier vorgeblich so dichte Wald in Wahrheit eine gerodete und von Gestrüpp überwucherte Freifläche war. Die SeaCobra landete ganz in der Nähe.

Austin ließ den angehaltenen Atem entweichen und sprang aus der Maschine, unmittelbar gefolgt von Zavala und den Brüdern Aguirrez. Sie duckten sich mit den Waffen im Anschlag, trotz der vorangegangenen Infrarotsuche. Als die Bewegung des Rotors erstarb, herrschte plötzlich derart tiefe Stille, dass sie fast greifbar wirkte. Ben stieg aus und warf einen Blick auf die schussbereiten Sturmgewehre.

»Hier ist niemand«, sagte er. »Dieser Ort wird nicht mehr genutzt, seit ich ein Kind war. Dort drüben zwischen den Bäumen verläuft ein Fluss.« Er wies auf ein paar baufällige Hütten, die im Dämmerlicht kaum zu erkennen waren. »Das sind die ehemalige Schlafbaracke und die Sägemühle. Der Ort bringt Unglück. Mein Vater sagt, es habe dort viele Unfälle gegeben. Ein Stück flussabwärts wurde ein neues Camp errichtet, von dem aus die Stämme schneller zum Verkauf geflößt werden konnten.«

Austin hatte andere Sorgen. »Es wird bald dunkel sein. Wir sollten uns beeilen.«

Sie holten ihre Rucksäcke und teilten sich in zwei Gruppen auf. Die beiden NUMA-Männer, Nighthawk und

die Brüder Aguirrez würden den Stoßtrupp bilden. Die Selbstsicherheit der kräftigen Basken ließ darauf schließen, dass sie nicht zum ersten Mal an einem Kommandounternehmen teilnahmen.

Die Piloten, die ebenfalls schwer bewaffnet waren, würden als Einsatzreserve zurückbleiben und standen auf Abruf bereit. Ben ging voran in den Wald. Sobald sie unter die Bäume traten, wurde aus dem Halbdunkel absolute Finsternis. Alle außer dem letzten Mann der Marschkolonne schalteten ihre kleinen Halogenlampen ein und beleuchteten den Boden zu ihren Füßen. Nighthawk führte sie geräuschlos und flink wie ein Waldgeist quer durch die Landschaft. Sie kamen auf dem weichen Teppich aus Kiefernnadeln mühelos voran und legten in hohem Tempo mehrere Kilometer zurück, bis Ben schließlich stehen blieb. Keuchend und schweißgebadet verharrten sie in der Dunkelheit.

Ben lauschte angestrengt. »Noch knapp anderthalb Kilometer«, sagte er dann.

Zavala nahm die Schrotflinte von der Schulter. »Wir sollten noch einmal unsere Waffen kontrollieren.«

»Keine Angst wegen der Posten«, sagte Ben. »Die befinden sich alle am Seeufer. Von dieser Seite wird uns niemand erwarten.«

»Warum nicht?«, fragte Zavala.

»Das werden Sie schon sehen. Achten Sie darauf, dass Sie mich nicht versehentlich überholen«, sagte Nighthawk und ging ohne nähere Erklärung weiter. Zehn Minuten später verringerte er merklich die Geschwindigkeit, mahnte die anderen zu besonderer Vorsicht und ließ sie urplötzlich am Rand einer tiefen Kluft innehalten. Austin leuchtete die steilen Wände ab und richtete die Lampe dann nach unten, von wo das Rauschen eines Gewässers

erklang. Der Lichtstrahl reichte nicht mal annähernd bis zu dem Fluss weit unter ihnen.

»Ich glaube, ich weiß jetzt, weshalb es auf dieser Seite keine Wachen gibt«, sagte Zavala. »Wir sind falsch abgebogen und haben das nördliche Ende des Grand Canyon erreicht.«

»Dieser Ort heißt ›Todessprung‹«, sagte Ben. »Die Leute in dieser Gegend sind bei der Namensfindung nicht sonderlich originell.«

»Dafür aber unmissverständlich«, erwiderte Austin.

Zavala schaute nach links und rechts. »Können wir diesen kleinen Graben nicht umgehen?«

»Dazu müssten wir fünfzehn Kilometer durchs Unterholz zurücklegen«, sagte Ben. »Dies ist die schmäleste Stelle. Der See liegt achthundert Meter von hier entfernt.«

»Ich kann mich an einen Indiana-Jones-Film erinnern, in dem eine Schlucht auf einer unsichtbaren Brücke überquert werden konnte«, sagte Zavala.

»Kein Problem, du brauchst mich nur zu fragen«, entgegnete Austin, nahm den Rucksack ab und holte daraus eine Rolle Nylonseil mit einem kompakt zusammengeklappten Wurfanker hervor.

Zavala bekam große Augen. »Du schaffst es immer wieder, mich zu überraschen, *amigo*. Und ich dachte schon, *ich* sei gut vorbereitet, weil ich mein Schweizer Armeemesser mit dem Korkenzieher eingesteckt habe. Ich möchte wetten, du hast in deinem kleinen Täschchen auch eine Flasche guten Wein versteckt.«

Austin zog eine Seilrolle und ein Gurtgeschirr aus dem Rucksack. »Bevor du mich für den Verdienstorden der Pfadfinder vorschlägst, sollte ich dir wohl lieber verraten,

dass Ben mir rechtzeitig von diesem Burggraben erzählt hat.«

Er bat die anderen, ein Stück zurückzuweichen, trat bis dicht an den Rand vor, ließ den Wurfanker über seinem Kopf herumwirbeln und schleuderte ihn hinüber. Der erste Versuch war nicht kräftig genug, und der Anker schlug krachend gegen die Felswand. Zwei weitere landeten zwar auf der anderen Seite, fanden aber keinen Halt. Beim vierten Wurf jedoch verfangen die Haken sich zwischen ein paar Felsen in einem Spalt. Austin machte das andere Seilende an einem Baumstamm fest und testete mit seinem Körpergewicht, ob der Anker halten würde. Dann brachte er die Seilrolle an, schnallte sich die Gurte um, atmete tief durch und trat hinaus ins Leere.

Er erreichte die gegenüberliegende Seite ziemlich rasant, aber ein Gebüsch dämpfte die Landung. Mit einer Rückholleine zog Zavala das Geschirr zu sich herüber, hängte Austins Rucksack daran und schickte ihn zu Kurt. Nachdem sie das gesamte Gepäck auf diese Weise transportiert hatten, folgten nacheinander Joe, Ben und die beiden Basken.

Sie nahmen ihre Rucksäcke auf und stießen weiter durch den Wald vor, bis zwischen den Bäumen zahlreiche Lichtpunkte auftauchten, die an die Feuerstellen eines Zigeunerlagers erinnerten. Man konnte gedämpften Maschinenlärm hören.

Ben hob die Hand. »Jetzt sollten Sie sich Gedanken wegen der Wachposten machen«, flüsterte er.

Zavala und die Basken ließen die Gewehre von den Schultern gleiten, und Austin öffnete die Verschlussklappe seines Gürtelholsters. Er hatte die Satellitenfotos des Geländes studiert und sich die Anlage – auch ohne die Kuppel – so gut wie möglich eingeprägt. Ben war ihm

dabei behilflich gewesen.

Der Luftschiffhangar lag ein kurzes Stück vom See entfernt und war von einem Netz asphaltierter Wege und Straßen umgeben, die mehrere kleinere, im Wald versteckte Gebäude miteinander verbanden. Kurt bat Ben, ihn zu der Stelle zu bringen, an der sich die Kuppel befand. Während die anderen warteten, führte der Indianer ihn zum Rand eines Pfades, der in Knöchelhöhe durch kleine trübe Leuchten erhellt wurde. Da sich in unmittelbarer Nähe niemand aufzuhalten schien, überquerten sie hastig den Weg und verschwanden in einem anderen Waldstück.

Dann blieb Ben stehen, hob wie ein Schlafwandler beide Hände und ging langsam in Richtung der Bäume, die ihnen den Weg versperren. Dort hielt er abermals inne und forderte Austin leise auf, es ihm gleichzutun. Kurt folgte mit ausgestreckten Armen, bis seine Fingerspitzen die dunklen Stämme berührten. Statt rauer Borke ertastete er eine glatte kühle Oberfläche. Er hielt sein Ohr dagegen und hörte ein leises Summen. Ein Schritt zurück und er sah wieder die Bäume. Der adaptiven Tarnung steht eine große Zukunft bevor, dachte er.

Als Ben und er bei den anderen eintrafen, schlug Austin vor, getrennt die Nebengebäude zu überprüfen und sich in fünfzehn Minuten wieder zu sammeln.

»Lasst euch nicht von fremden Eskimos ansprechen«, sagte Zavala und schlich davon.

Pablo zögerte. »Was ist, falls wir entdeckt werden?«

»Sofern es geräuschlos möglich ist, schalten wir jeden aus, der uns sieht«, sagte Austin. »Falls einer von denen erfolgreich Alarm schlägt, fliehen wir auf demselben Weg, auf dem wir hergekommen sind.«

»Und ich?«, fragte Ben.

»Sie haben uns hergeführt und damit Ihren Teil beigesteuert. Ruhen Sie sich aus.«

»Erst wenn meine Familie in Sicherheit ist.«

Austin konnte ihn gut verstehen. »Okay, bleiben Sie dicht hinter mir.« Er zog seine Bowen aus dem Holster und wartete, bis die anderen mit der Dunkelheit verschmolzen waren. Dann gab er Ben ein Zeichen, und sie eilten auf dem Pfad davon. Geschwindigkeit war nun wichtiger als gute Deckung.

Aus Richtung des Sees hörten sie Geräusche, aber der Weg vor ihnen war frei. Kurz darauf erreichten sie ein lang gestrecktes flaches Gebäude. Es wurde nicht bewacht.

»Wollen wir?«, fragte Austin. Sie traten ein. Es handelte sich nur um ein Warenlager. Sie verschafften sich einen schnellen Überblick und kehrten zum Treffpunkt zurück. Zavala kam einige Minuten später.

»Wir haben ein Lagerhaus gefunden«, sagte Austin.

»Hattest du mehr Glück?«

»Ich wünschte, es wäre *nicht* so gewesen«, erwiderte Joe.

»Ab heute esse ich keinen Fisch mehr. Ich glaube, ich habe die Frankenfisch-Hauptader entdeckt.«

Er beschrieb die seltsam entstellten Kreaturen, auf die er in dem Gebäude gestoßen war. Zavala ließ sich nicht leicht aus der Ruhe bringen, aber der Klang seiner Stimme verriet, wie sehr die mutierten Ungeheuer in den Bassins ihm zugesetzt hatten. »Das klingt nach einer Ansammlung von Prototypen«, sagte Austin.

Er verstummte, weil ein leises Rascheln erklang, doch es war nur Pablo. Der Baste berichtete, er habe eine leere Garage gefunden, die offenbar als Unterkunft

zweckentfremdet werde, denn es gebe dort Essensreste, Toiletteneimer und auf dem Boden Wolldecken, die wie Schlafstellen aussähen. Dann zog er etwas aus der Tasche: die Puppe eines Kindes.

Diego ließ sich Zeit. Als er endlich zurückkehrte, erkannten sie den Grund für seine Verspätung. Der Bask ging gebückt und trug quer über den Schultern eine schwere Last. Dann richtete er sich auf, und ein bewusstloser Wachposten krachte zu Boden. »Sie haben zwar gesagt, wir sollten jeden ausschalten, der uns in die Quere kommt, aber ich dachte mir, dieses Schwein könnte uns lebend vielleicht noch von Nutzen sein.«

»Wo haben Sie ihn gefunden?«

»In einer großen Baracke für die Wachen. Etwa ein- oder zweihundert Betten. Er hat Siesta gehalten.«

»Ich wette, er wird nie wieder bei der Arbeit einnicken«, sagte Austin, kniete sich hin und leuchtete dem Mann ins Gesicht. Die hohen Wangenknochen und der breite Mund sahen genauso aus wie bei den Posten, die Kurt bereits kannte, nur dass dieser hier eine große Beule an der Stirn hatte. Austin stand auf, schraubte den Deckel einer Feldflasche ab, trank einen Schluck und schüttete dem Bewusstlosen Wasser ins Gesicht. Das grobe Antlitz regte sich, und die Lider hoben sich zitternd. Dann riss der Mann die Augen auf, denn er blickte genau in die Mündungen mehrerer Waffen.

»Wo sind die Gefangenen?«, fragte Austin und streckte dem Kerl die Puppe entgegen.

Der Mann lächelte höhnisch, und die dunklen Augen schienen wie Kohlen zu glühen. Er knurrte etwas in einer unverständlichen Sprache. Diego leistete ein wenig Überzeugungsarbeit, indem er seinen Stiefel zwischen den Beinen des Wachposten platzierte und die Gewehrmün-

ding gegen dessen Stirn drückte. Das Grinsen verschwand, aber Austin begriff, dass der Fanatismus dieses Mannes durch eine Drohung nicht zu erschüttern war.

Diego kam zu dem gleichen Schluss und änderte seine Taktik: Der Stiefel landete im Gesicht des Mannes und die Gewehrmündung in seinem Schritt. Der Kerl erstarrte und murmelte etwas in seiner Sprache.

»Sprich gefälligst englisch«, sagte Diego und drückte mit der Waffe etwas fester zu.

Der Wachposten keuchte auf. »Im See«, sagte er. »Im See.«

Diego lächelte. »Sogar ein Schwein möchte seine *cojones* behalten.«

Er nahm das Gewehr weg, drehte es um und schlug mit dem Kolben zu. Es gab ein widerliches hohles Geräusch, und der Posten rührte sich nicht mehr.

Austin fuhr zusammen, empfand aber keinerlei Mitleid. Stattdessen malte er sich aus, was für ein furchtbares Schicksal den Gefangenen drohen mochte. »Süße Träume«, murmelte er achselzuckend.

»Gehen Sie voraus«, sagte Pablo.

»Da die anderen uns zahlenmäßig ein wenig überlegen sind, wäre nun womöglich der geeignete Zeitpunkt, Unterstützung herbeizurufen«, schlug Zavala vor.

Pablo nahm das Funkgerät vom Gürtel und befahl dem Piloten der SeaCobra, in anderthalb Kilometern Entfernung eine Warteposition einzunehmen. Austin verstaute die Puppe unter seinem Hemd. Dann stieß er, gefolgt von den anderen, so schnell wie möglich in Richtung See vor, um die Puppe ihrer rechtmäßigen Eigentümerin zurückzugeben.

Als mindestens zwei Dutzend Wachen mit Schlagstöcken in die Garage stürmten, saß Marcus Ryan gerade bei Jesse Nighthawk und fragte ihn über den Wald aus, um mit diesem Wissen einen Fluchtplan schmieden zu können. Es war alles vergeblich, denn die Eskimos prügeln sofort wahllos auf die Gefangenen ein. Die meisten der Indianer hatten sich daran gewöhnt, dass man sie bisweilen züchtigte, um sie gefügig zu halten, und so kauerten sie sich an der Rückwand zusammen. Ryan jedoch konnte sich kaum bewegen und trug mehrere harte Treffer an Kopf und Schultern davon.

Therri hatte bis zu diesem Moment mit einem ungefähr fünfjährigen Mädchen namens Rachael gespielt, dem jüngsten Kind der Gruppe, das wie viele der anderen Dorfbewohner ebenfalls zu Bens Großfamilie gehörte. Nun stellte Therri sich zwischen einen der Angreifer und das kleine Mädchen und wappnete sich für den drohenden Hieb. Der Wachposten hielt angesichts des unerwarteten Widerstands mitten in der Bewegung inne. Dann lachte er und ließ den Knüppel sinken. Sein unbarmherziger Blick richtete sich auf Therri. »Dafür seid ihr beide als Erste dran.«

Er rief einen seiner Kameraden, der Therri bei den Haaren packte. Sie musste sich bäuchlings auf dem Boden ausstrecken, und jemand drückte ihr einen Schlagstock ins Genick. Dann fesselte man ihr die Hände mit Draht schmerzhaft eng auf den Rücken. Als man sie wieder auf die Beine stellte, sah sie, dass Marcus und Chuck durch die Knüppelschläge Platzwunden am Kopf davongetragen hatten.

Sobald alle Gefangenen verschnürt waren, wurden sie nach draußen und quer durch den Wald getrieben. Nach einigen Minuten tauchte zwischen den Bäumen der matt schimmernde See auf. Obwohl es Therri viel länger vorkam, waren seit ihrer Gefangennahme erst wenige Stunden vergangen.

Man steckte sie alle in einen Schuppen und ließ sie allein. Dort standen sie im Dunkeln, die Kinder wimmerten, und die Älteren versuchten, mit ihrer stoischen Haltung die Jüngeren zu trösten. Die Angst vor dem Unbekannten war sogar noch qualvoller als die Prügel. Dann schwang die Tür auf, und Barker trat ein, umgeben von einem kleinen Kontingent seiner rätselhaften Handlanger. Er hatte die Sonnenbrille abgenommen, und Therri sah zum ersten Mal seine merkwürdig blassen Augen, deren Farbe sie an den Bauch einer Klapperschlange denken ließ. Einige seiner Begleiter trugen lodernde Fackeln, und das flackernde Licht schien Barkers Augen zum Glitzern zu bringen. Sein Gesicht war zu einem satanischen Lächeln verzogen.

»Guten Abend, meine Damen und Herren«, sagte er mit der Herzlichkeit eines Fremdenführers. »Schön, dass Sie kommen konnten. In wenigen Minuten werde ich mich hoch über diesen Ort erheben und den ersten Abschnitt einer Reise in die Zukunft antreten. Ich möchte Ihnen allen dafür danken, dass Sie an diesem Projekt mitgewirkt haben. Und was die Angehörigen der SOS betrifft, so hätte ich Sie hier gern früher begrüßt. Bei der Arbeit im Schweiß Ihres Angesichts wäre Ihnen die Brillanz dieses Plans gewiss klar geworden.«

Ryan war wieder ganz der Alte. »Genug von dem Scheiß. Was haben Sie mit uns vor?«

Barker musterte Ryans blutiges Gesicht, als erblicke er es zum ersten Mal. »Aber Mr. Ryan, Sie sehen ja ganz

derangiert aus. Nicht so frisch geföhnt wie sonst.«

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Ganz im Gegenteil, Sie wissen bereits Bescheid. Ich sagte doch, dass Sie und Ihre Freunde so lange am Leben bleiben würden, wie Sie für mich nützlich sind.« Er lächelte erneut. »Ich habe nun keine Verwendung mehr für Sie. Zu Ihrer Unterhaltung lasse ich den Hangar erleuchten. Er wird sich Ihrem sterbenden Gehirn als letzter Anblick einprägen.«

Therri erschauerte bis ins Mark. »Was ist mit den Kindern?«, fragte sie.

»Was soll schon mit ihnen sein?« Barkers eisiger Blick schweifte über die Gefangenen, als wären sie Vieh auf dem Weg zur Schlachtbank. »Glauben Sie ernsthaft, irgendjemand hier, ob jung oder alt, hätte auch nur die geringste Bedeutung für mich? Sie alle sind vollkommen belanglos. Niemand wird sich an sie erinnern, wenn die Welt erfährt, dass ein unbedeutender Eskimostamm einen bedeutenden Teil der Ozeane kontrolliert. Tut mir Leid, dass ich nicht bleiben kann. Wir haben einen sehr präzisen Zeitplan einzuhalten.«

Er machte kehrt und verschwand in die Nacht. Die Gefangenen wurden nach draußen und weiter in Richtung See gescheucht. Kurz darauf hallten ihre Schritte über den langen hölzernen Pier. Es war dunkel, abgesehen von der Beleuchtung eines Boots, das wie ein Lastkahn aussah, aber über einen Katamaranrumpf verfügte. Als sie näher kamen, sah Therri, dass auf Deckhöhe ein Förderband von einem Behälter am Bug zu einer breiten Rutsche am Heck verlief. Sie vermutete, dass es sich bei diesem seltsamen Gefährt um eine mobile Fütterungsvorrichtung handelte. Das Futter wurde in den Behälter gefüllt und von dort per Fließband zu der Rutsche transportiert, über die es in die

Fischkäfige gelangte. Ihr kam ein schrecklicher Gedanke.

»Die wollen uns ertränken!«, schrie sie.

Auch Marcus und Chuck hatten den Kahn gesehen und versuchten nun, ihren Bewachern zu entinnen. Ein paar Knüppelhiebe trieben ihnen den Widerstand aus. Grobe Hände packten Therri und stießen sie auf das Boot. Sie stolperte und stürzte aufs Deck. Es gelang ihr, sich im letzten Moment zur Seite zu drehen und nicht auf dem Gesicht zu landen, doch dafür schoss beim Aufprall ein heftiger Schmerz durch ihren rechten Arm. Auch das Knie tat höllisch weh. Ihr blieb keine Zeit, lange darüber nachzudenken, denn jemand verschloss ihr mit Klebeband den Mund, so dass sie nicht einmal schreien konnte. Dann fesselte man ihre Knöchel, band ihr ein schweres Gewicht an die Arme, zerrte sie zum Heck des Kahns und legte sie quer auf das Förderband.

Neben sich spürte sie einen deutlich kleineren Körper. Sie wandte den Kopf und musste entsetzt feststellen, dass dort Rachael lag, das kleine Mädchen, mit dem sie sich angefreundet hatte. Nach ihr folgten die SOS-Männer und die anderen Gefangenen. Die Vorbereitungen zu diesem Massenmord dauerten an, bis alle Opfer wie Säcke auf dem Band lagen. Dann erwachte der Innenbordmotor des Kahns ratternd zum Leben.

Jemand machte die Leinen los, und das Boot legte ab. Therri konnte nicht erkennen, wohin die Reise ging, aber es gelang ihr, sich zu dem Kind umzudrehen und trotz aller Angst wenigstens zu versuchen, es mit Blicken zu trösten. In der Ferne sah sie den Lichtschimmer der Kuppel über den Bäumen, genau wie Barker es versprochen hatte. Sie schwor sich, ihn eigenhändig umzubringen, falls sich jemals eine entsprechende Gelegenheit bieten würde.

Der Motor lief noch nicht lange, da erstarb das Geräusch auch schon wieder, und man hörte den Anker ins Wasser klatschen. Therri zerrte vergebens an ihren Fesseln. Dann machte sie sich auf das Schlimmste gefasst.

Eine Minute später war es so weit. Das Band lief an und beförderte sie näher an den Rand der Rutsche – und an das kalte dunkle Wasser, das dahinter lag.

Austin führte seinen zusammengewürfelten Stoßtrupp durch den Wald und am Rand des dunklen Platzes entlang. Dabei orientierte er sich grob an dem schwach erleuchteten Pfad, der zwischen den Bäumen zu erkennen war. Er bewegte sich langsam und überaus vorsichtig, um nicht versehentlich auf einen Zweig zu treten.

Das gemächliche Tempo zehrte an den Nerven, aber obwohl sie seit der Begegnung mit dem Wachposten niemanden mehr gesehen hatten, verspürte Austin das unheimliche Gefühl, von Feinden umringt zu sein. Wie zur Bestätigung leuchtete plötzlich der Luftschiffhangar gleich einer gigantischen Glühbirne auf, und auf dem Platz erhob sich ein leises Tosen.

Austin und die anderen erstarrten. Dann setzte die verspätete Reaktion ein, und sie warfen sich bäuchlings zu Boden, um mit erhobenen Waffen den bevorstehenden Angriff abzuwehren. Doch der erwartete Kugelhagel blieb aus. Stattdessen wurde das Tosen immer lauter, bis es sie wie ein schnell dahinströmender Fluss aus Lärm umspülte. Es stammte aus den Kehlen vieler hundert Kiolya, deren breite, nach oben gewandte Gesichter in bläuliches Licht getaucht wurden, während sie mit starrem Blick Barker fixierten, der vor der Kuppel auf einem erhöhten Podium stand.

Dann hallte auf dem Platz das Dröhnen zahlreicher Trommeln wider, und die Menge stimmte einen Sprechgesang an:

»Toonook ... Toonook ... Toonook ...«

Barker genoss die Schmeichelei, badete förmlich darin,

trank davon wie von einem Elixier, bis er schließlich beide Arme hob. Der Singsang und die Trommeln verstummten augenblicklich, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Dann setzte Barker zu einer Rede an, deren fremde Sprache einst in den fernen Weiten jenseits des Nordlichts entstanden war. Seine Stimme klang anfangs bedächtig, gewann aber immer mehr an Stärke.

Zavala robbte zu Austin. »Was ist denn da los?«

»Unser Freund hält seiner Mannschaft anscheinend eine kleine Motivationsansprache.«

»Würg! Mit diesen Cheerleadern gewinnt er aber keinen Schönheitswettbewerb«, sagte Zavala.

Austin war von dem barbarischen Spektakel fasziniert. Die Kuppel ähnelte tatsächlich einem riesigen Iglu, genau wie Ben gesagt hatte. Indem Barker seine Bande von Halsabschneidern zu mörderischer Raserei anstachelte, tat er Kurt und den anderen eigentlich einen Gefallen. Die gesamte Privatarmee starrte wie gebannt den Anführer an und würde ein paar Eindringlinge, die durch den Wald schlichen, kaum bemerken. Austin rappelte sich auf und bedeutete den anderen, ihm zu folgen. Geduckt liefen sie zwischen den Bäumen weiter, bis sie am Seeufer endlich ins Freie gelangten.

Rund um den Pier schien nichts los zu sein. Austin nahm an, dass Barkers Männer alle zum großen Iglu befohlen worden waren, um ihrem Herrn und Meister zu lauschen. Dennoch wollte er kein Risiko eingehen. Der Schuppen in der Nähe des Ufers war groß genug, um viele Dutzend Gegner zu beherbergen. Kurt schob sich vorsichtig an der Wand entlang und spähte um die Ecke. Die beiden Türflügel auf der Wasserseite standen weit offen, als habe jemand es sehr eilig gehabt.

Zavala und die Basken hielten Wache. Austin betrat das

Gebäude und schaltete die Taschenlampe ein. Abgesehen von ein paar Seilen, Ankern, Bojen und anderem Bootszubehör war der Schuppen leer. Kurt wollte schon wieder hinausgehen, als Ben, der ihm nach drinnen gefolgt war, die Hand hob. »Halt.«

Der Indianer deutete auf den Betonboden. Austin sah lediglich jede Menge Schmutz, den die Schuhe der Benutzer ins Innere getragen hatten. Ben ließ sich auf ein Knie nieder und zog mit ausgestrecktem Finger den kleinen Fußabdruck eines Kindes nach. Kurts Züge verhärteten sich. Er lief nach draußen und sah, dass Joe und die Brüder Aguirrez zu einigen Lichtern auf dem Wasser schauten. Ihm war so, als würde er einen Motor hören, aber der Wind trug Barkers Stimme heran und übertönte das Geräusch. Austin holte ein Nachtsichtgerät aus dem Rucksack und blickte hindurch. »Da ist irgendein Boot. Breit gebaut, mit flacher Bordwand.«

Er ließ Ben einen Blick auf den Kahn werfen.

»Das ist der Katamaran, den ich beim ersten Mal hier gesehen habe.«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass Sie ihn erwähnt haben.«

»Tut mir Leid. In der Nacht ist so viel passiert. Als Josh Green und ich mit dem Kanu ankamen, sahen wir das Boot am Pier vertäut liegen. Damals schien es nicht weiter wichtig zu sein.«

»Es könnte sich als *sehr* wichtig erweisen. Beschreiben Sie es.«

Ben zuckte die Achseln. »Ich würde sagen, es war mehr als fünfzehn Meter lang. Eine Art Lastkahn, aber mit Katamaranrumpf. In der Mitte verlief ein breites Fließband von einer großen Tonne am Bug zum Heck, das nach unten abgeschrägt war. Ich dachte, damit würden eventuell

die Käfige zu Wasser gelassen.«

»Die Käfige«, murmelte Austin.

»Ja. Sie erinnern sich doch bestimmt noch daran, was ich von den Fischkäfigen erzählt habe.«

Austin dachte nicht an Käfige, sondern an das alte Mafiaklischee von den Betonschuhen und einer Reise zum Grund des East River. Ihm fiel wieder ein, was Gleason über die hässlichen Angewohnheiten der Kiolya erzählt hatte. Kurt stieß einen Fluch aus. Barker war auf den Gedanken verfallen, seine Abreise durch ein umfangreiches Menschenopfer zu krönen.

Austin lief zum Ende des Piers, blieb stehen und hob abermals das Nachtsichtgerät an die Augen. Dank Bens Beschreibung verstand er nun besser, was dort draußen vor sich ging. Der flache Kahn fuhr langsam und hatte fast die Mitte des Sees erreicht. Im Schein der schwachen Deckbeleuchtung sah Kurt, dass sich an Bord Leute bewegten. Er konnte nicht erkennen, was sie vorhatten, aber ihn beschlich eine Ahnung.

Pablo war ihm gefolgt. »Was gibt's?«, fragte er und blickte zu den Lichtern, die sich im Wasser spiegelten.

»Probleme«, erwiderte Austin. »Rufen Sie die SeaCobra her.«

Pablo nahm das Funkgerät vom Gürtel und erteilte auf Spanisch einen Befehl.

»Die Jungs sind unterwegs«, sagte er. »Was sollen sie machen, wenn sie hier sind?«

»Zunächst mal könnten sie dieses große Iglu auftauen.«

Pablo lächelte und gab die Anweisung durch.

Austin rief Zavala herbei und sprach kurz mit ihm. Während Joe auf einen der Stege lief, versammelte Kurt die anderen um sich. »Ich möchte, dass Sie sich zu Bens

Dorf auf der anderen Seite des Sees durchschlagen und dort auf uns warten. Falls es nach Beginn des Feuerwerks zu heiß wird, ziehen Sie sich in den Wald zurück.«

»Sind das dort draußen auf dem Kahn etwa meine Leute?«, fragte Ben besorgt.

»Ja, vermutlich. Joe und ich werden uns das mal näher anschauen.«

»Ich will mitkommen.«

»Das weiß ich. Aber wir sind auf Ihre Ortskenntnis angewiesen, um lebend von hier verschwinden zu können.«

Angesichts von Bens trotziger Miene fügte er hinzu: »Die Gefahr für Ihre Familie wächst mit jeder Sekunde, die wir hier noch länger diskutieren.«

Aus der Richtung, in die Zavala verschwunden war, ertönte das Knattern eines Motors. Barkers Männer hatten seit Bens letztem Besuch hinzugelernt und keinen der Zündschlüssel mehr stecken lassen, aber Joe konnte einen Bootsmotor im Schlaf auseinander nehmen. Kurz darauf hörte man das charakteristische Fauchen eines Jetski-Antriebs. Zavala kehrte zu den anderen zurück. »Ich wusste doch, dass mein Schweizer Armeemesser mir noch sehr gelegen kommen würde«, sagte er.

Beunruhigt warf Austin einen weiteren Blick aufs Wasser und stieg dann vom Pier auf den Jetski um. Zavala nahm mit schussbereiter Waffe hinter ihm Platz. Austin stieß sich ab, gab Gas und jagte nur wenige Sekunden später mit achtzig Kilometern pro Stunde den fernen Lichtern hinterher.

Normalerweise hielt Kurt nicht viel von Spielzeugen wie diesem Jetski. Sie waren laute Umweltverschmutzer und erfüllten keinen anderen Zweck, als Badegäste, Meerestiere und Segler zu erschrecken. Andererseits

musste er zugeben, dass dieses Gefährt sich ähnlich flink wie ein Motorrad handhaben ließ. Innerhalb weniger Minuten konnte er die Umriss des Katamarans auch ohne das Nachtsichtgerät erkennen. Der Kahn schien angehalten zu haben. Die Leute an Bord hörten das sich schnell nähernde Fahrzeug und sahen die weiße Gischtspur in seinem Kielwasser. Jemand schaltete einen Scheinwerfer ein.

Austin war für einen Moment geblendet und duckte sich hinter den Lenker, doch er wusste, dass die Reaktion zu spät kam. Er hatte gehofft, sich dem Boot unerkannt nähern zu können. Jeder auch noch so kurze Blick auf seine kaukasischen Gesichtszüge und das helle Haar würde ihn als Fremden und damit automatisch als Feind enttarnen. Er fuhr eine scharfe Kurve und ließ eine Wand aus Schaum aufspritzen. Nach wenigen Sekunden hatte der Lichtstrahl ihn wieder erfasst. Austin wich zur anderen Seite aus und wusste weder, wie lange dieser Slalom gut gehen noch ob er überhaupt etwas nützen würde.

»Kannst du das Licht ausknipsen?«, schrie er.

»Halt diese Kiste ruhig, und ich versuch's«, entgegnete Zavala.

Austin verlangsamte die Geschwindigkeit und ging auf Parallelkurs zu dem Katamaran. Ihm war klar, dass die Gegner dadurch ebenfalls ein freies Schussfeld erhielten, aber das musste er riskieren. Zavala legte die Schrotflinte an und drückte ab. Der Knall war ohrenbetäubend. Das Licht blieb an und richtete sich erneut auf sie. Austin war noch halb taub und spürte Joes zweiten Schuss eher, als dass er ihn hörte. Der Scheinwerfer ging aus.

Die Männer an Bord zückten ihre Taschenlampen. Dünne Lichtstrahlen tasteten sich durch die Dunkelheit, und Schüsse peitschten auf. Kurt blieb außer Reichweite

der Lampen und fuhr langsam, um keine verräterische Gischtspur zu verursachen. Sie hörten die Kugeln in der Nähe ins Wasser einschlagen. Der Kahn hatte den Anker gehievt und wieder Fahrt aufgenommen.

Austin war überzeugt, dass dieser Zwischenfall die Mörder nicht aufhalten, sondern nur zu größerer Eile anspornen würde. Ferner stand zu befürchten, dass Zavala und er bei jeder normalen Annäherung mehr Löcher als ein Sieb davontragen könnten. Wertvolle Sekunden verstrichen, und er zermartete sich das Hirn. Dann fiel ihm ein, was Ben über den Katamaran gesagt hatte, und ihm kam ein Gedanke. Er schilderte Joe den Plan.

»Langsam mache ich mir Sorgen«, sagte Zavala.

»Ich kann's dir nicht verdenken. Es ist ziemlich riskant.«

»Du hast mich falsch verstanden. Der Plan *gefällt* mir. *Deshalb* mache ich mir Sorgen.«

»Wenn wir zurück sind, beschaffe ich dir einen Termin bei einem der NUMA-Psychiater. In der Zwischenzeit könntest du versuchen, unsere Gegner ein wenig zu zermürben.«

Zavala nickte und zielte auf die Silhouette eines Mannes, der so leichtsinnig war, vor einer der Decklampen zu stehen. Die Schrotflinte donnerte. Der Mann warf die Arme hoch und verschwand außer Sicht wie die Ente in einer Schießbude.

Austin gab sofort Gas, und als Sekunden später eine Salve von Bord des Katamarans abgefeuert wurde, befand er sich längst nicht mehr am ursprünglichen Ort. Die Schrotflinte knallte erneut, und der nächste Gegner kippte um. Die Männer auf dem Kahn begriffen endlich, dass sie leichte Ziele darstellten, und löschten die Deckbeleuchtung. Mit genau dieser Reaktion hatte Austin gerechnet.

Der Katamaran wurde schneller. Austin fuhr einen Moment lang auf einer parallelen Bahn und beschrieb dann einen großen Bogen, bis er sich ungefähr zweihundert Meter achtern befand. Dann beschleunigte er und behielt dabei sorgfältig das doppelte Kielwasser im Blick. Er visierte eine Stelle leicht abseits der Mitte an und schaltete im letzten Moment den Motor aus.

Der Jetski prallte mit einem lauten und dumpfen Schlag gegen den Kahn und rutschte dann mit einem schrecklichen Kratzgeräusch das abgeschrägte Heck hinauf. Dort hinten stand eines der Besatzungsmitglieder mit schussbereiter Maschinenpistole. Der gerundete Bug des Jetski erwischte die Beine des Mannes. Man hörte die Knochen brechen, und der Kerl flog über das halbe Deck. Noch bevor ihr Gefährt zum Stillstand kam, hatte Zavala sich schon abgerollt. Auch Austin stieg ab und riss die Bowen aus dem Holster.

Der Jetski lag auf der Seite und bot ihnen ein wenig Schutz. Austin sah jemanden durch die Finsternis huschen und gab einen schnellen Schuss ab. Die Kugel ging fehl, aber der Mündungsblitz erhellte eine entsetzliche Szenerie. Quer über dem Fließband lagen Körper – ob tot oder lebend, konnte Kurt nicht erkennen – und wurden langsam in Richtung Heck transportiert, wo sie über eine Rutsche im See landen würden.

Er rief Zavala zu, er solle ihm Deckung geben. Es ertönten drei Schrotschüsse in schneller Folge. Nach den Schreien vom anderen Ende des Boots zu urteilen, fanden mehrere Kugeln ihr Ziel. Austin steckte den Revolver ein, sprang zu der ersten sich windenden Gestalt und zerrte sie vom Band. Sofort rückte ein weiterer, kleinerer Körper nach. Austin zog ihn beiseite und sah, dass es ein Kind war.

Die nächsten Leiber kamen ihm entgegen. Er fragte sich,

wie lange er sie noch in Sicherheit ziehen konnte, war aber entschlossen, sein Bestes zu versuchen. Den Dritten packte er an den Beinen. Nach dem Gewicht zu urteilen, handelte es sich um einen Mann, und Kurt ächzte vor Anstrengung, als er ihn wegzog. Er hatte seine Hände soeben um die Knöchel des nächsten Kandidaten gelegt, als das Fließband stoppte. Austin stand auf. Schweiß lief ihm über das Gesicht, und er rang nach Atem. Seine Brustwunde schmerzte. Er hob den Kopf und sah jemanden mit einer Taschenlampe in seine Richtung kommen. Kurt zog die Bowen.

»Nicht schießen, *amigo*«, erklang die vertraute Stimme seines Partners.

Austin senkte die Waffe. »Ich dachte, du wolltest mir Deckung geben.«

»Das *habe* ich auch. Aber dann war plötzlich niemand mehr da. Die restlichen Kerle sind über Bord gesprungen. Also habe ich das Fließband abgeschaltet.«

Die erste Person, die von ihnen vor dem nahezu sicheren Tod bewahrt worden war, gab erstickte Geräusche von sich. Kurt nahm die Taschenlampe und blickte auf einmal genau in die unverkennbaren enzianblauen Augen von Therri Weld. Behutsam löste er das Klebeband von ihrem Mund und befreite sie dann von den Hand- und Fußfesseln. Sie bedankte sich hastig und kümmerte sich sofort um das kleine Mädchen, das beinahe mit ihr zusammen gestorben wäre. Austin zog die Puppe unter dem Hemd hervor, und das Kind schloss sie fest in die Arme.

Gemeinsam befreiten sie die anderen. Ryan schenkte Austin ein strahlendes Lächeln und fing an, ihn in höchsten Tönen zu loben. Kurt hatte genug von dem selbstgefälligen Aktivisten. Er war wütend, weil Ryan die

Rettungsaktion erschwert und Therri's Leben in Gefahr gebracht hatte. Ein falscher Blick von Ryan, und Austin hätte ihn ins Wasser geworfen.

»Halten Sie einfach nur die Klappe«, sagte er.

Ryan sah, dass Austin es ernst meinte, und verstummte auf der Stelle.

Sie waren mit den letzten Gefangenen beschäftigt, als Kurt einen Bootsmotor hörte. Er zog die Bowen und duckte sich mit Zavala hinter die Bordwand. Sie verfolgten, wie der Motor ausgeschaltet wurde und das Boot gegen den Rumpf stieß. Austin stand auf und schaltete die Taschenlampe ein. Das Licht fiel auf die besorgte Miene von Ben Nighthawk.

»Kommen Sie«, rief Kurt. »Es geht allen gut.«

Man sah Ben die Erleichterung an. Er und die Brüder Aguirrez kletterten an Bord. Pablo ging vornübergebeugt, schien sich nicht gut bewegen zu können und musste von den anderen gestützt werden. Sein Ärmel war oberhalb des Ellbogens mit Blut befleckt.

»Was ist passiert?«, fragte Austin.

Diego lächelte. »Während Sie hier draußen waren, wollten ein paar Wachen uns das Boot nicht überlassen, ohne vorher Miete zu kassieren. Wir haben gern und reichlich gegeben. Pablo wurde verletzt, aber diese Schweine sind alle tot.« Er blickte sich um und entdeckte mindestens drei Leichen. »Wie ich sehe, ist auch Ihnen nicht langweilig geworden.«

»Es war aufregender als gedacht.« Austin schaute zum Pier, wo sich zahlreiche Lichter bewegten. »Offenbar haben Sie in ein Wespennest gestochen.«

»Und zwar in ein sehr großes«, erwiderte Pablo und hob den Kopf, als Rotorenlärm ertönte. »Aber *wir* haben auch

Stacheln.«

Austin sah einen Schemen vor dem blauschwarzen Nachthimmel. Die SeaCobra kam gerade rechtzeitig und flog wie ein Pfeil in Richtung Ufer. Als sie sich Barkers Anlage näherte, wurde sie langsamer und eröffnete nicht etwa das Feuer, sondern flog einen Kreis. Die Piloten suchten nach dem Ziel und fanden es nicht. Man hatte die Tarnung des Iglus wieder eingeschaltet, und das riesige Gebäude war mit dem Wald verschmolzen.

Dieser Moment der Unschlüssigkeit hatte fatale Folgen. Suchscheinwerfer erfassten den Helikopter wie einen deutschen Bomber am Himmel über London. Der Pilot reagierte mit dem hastigen Abschuss einer Rakete. Sie schlug auf dem Platz ein und tötete eine Hand voll von Barkers Männern, aber es war zu spät, denn im selben Moment raste ein Lichtstrahl nach oben. Auf so kurze Distanz konnte die Wärme suchende Boden-Luft-Rakete ihr Ziel gar nicht verfehlen. Sie schoss genau in die Abgasöffnung des Helikopters. Es gab einen hellen gelbroten Blitz, und die brennenden Trümmer stürzten ins Wasser.

Das alles geschah dermaßen schnell, dass die Leute an Bord des Katamarans ihren Augen nicht trauten. Es war, als wäre die rettende Kavallerie eingetroffen, nur um sogleich in einen tödlichen Hinterhalt der Indianer zu geraten. Sogar Austin, der wusste, wie rasant das Kriegsglück umschlagen konnte, war regelrecht schockiert, fing sich aber gleich wieder. Sie durften keine Zeit verschwenden. Barkers mörderische Schergen konnten sie binnen weniger Minuten erreichen. Kurt rief Ben zu sich und wies ihn an, das Boot an Land zu steuern und sich mit den anderen im Wald zu verstecken.

Ryan gesellte sich hinzu. »Wissen Sie, das alles tut mir sehr Leid. Ich stehe schon wieder in Ihrer Schuld.«

»Diese Runde geht aufs Haus, aber falls Sie noch einmal in Schwierigkeiten geraten, müssen Sie allein zurechtkommen.«

»Vielleicht kann ich mich revanchieren, indem ich Ihnen zur Hand gehe.«

»Vielleicht können Sie sich revanchieren, indem Sie Ihren Hintern von hier wegschaffen. Sorgen Sie dafür, dass Therri und die anderen sicher ans Ufer gelangen.«

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte Therri, die hinter Ryan stand.

»Ich möchte ein paar Worte mit Dr. Barker oder Toonook wechseln.«

Sie starrte ihn ungläubig an. »Bist du noch ganz bei Trost? Hast nicht du mir vorgeworfen, ich hätte mich unnötig in Gefahr gebracht? Er und seine Leute werden dich töten.«

»So leicht kommst du nicht um unsere Verabredung herum.«

»*Verabredung!* Wie kannst du bei all diesem Wahnsinn an so etwas denken? Du bist verrückt!«

»Durchaus nicht. Ich bin lediglich entschlossen, ein romantisches Abendessen für zwei zu erleben, ohne unterbrochen zu werden.«

Ihre Miene entspannte sich, und sie lächelte sogar ein wenig. »Das würde ich auch gern, also pass bitte auf dich auf.«

Er gab ihr einen flüchtigen Kuss. Dann schoben er und Zavala den Jetski zurück ins Wasser. Das Gefährt hatte ein paar Beulen und Schrammen davongetragen, aber der Motor war in bester Verfassung, und Joe brachte ihn problemlos in Gang. Als Kurt nun abermals den Hort der Gewalt ansteuerte, wurde ihm klar, dass er noch gar nicht

wusste, was er tun sollte, wenn er schließlich mit Dr. Barker zusammentraf. Aber bis dahin würde ihm bestimmt noch etwas einfallen.

Austin und Zavala gingen ein paar hundert Meter abseits des Piers an Land und kehrten zu dem Platz zurück, auf dem Barker sich an seine Verbrecherbande gewandt hatte. Der Platz war leer. Beim Angriff des Helikopters hatten viele der Verteidiger sich in den Wald geflüchtet. Kurt und Joe sahen einen Krater und mehrere Tote.

Dank der elektronischen Tarnvorrichtung war der Hangar unsichtbar, aber jemand hatte die Tür offen gelassen, und so fiel aus einem schmalen Rechteck Licht in den Wald. Austin und Zavala traten ungehindert ein und sahen zum ersten Mal den atemberaubenden silbernen Torpedo, der den Großteil des Hangars ausfüllte. In der glänzenden Aluminiumhaut spiegelten sich leistungsstarke Scheinwerfer, aber der Rand der Halle blieb in Dunkelheit getaucht. Die beiden Eindringlinge schlichen sich in den Schatten und gingen hinter einem Rollgerüst in Deckung, von wo aus sie alles gut überblicken konnten.

Die geschäftigen Arbeitstrupps trafen offenbar letzte Startvorbereitungen und sahen vor dem Hintergrund des gewaltigen Luftschiffs wie Ameisen aus. Einige von ihnen zerrten an den dicken Halteseilen, als ginge es um einen Wettbewerb im Tauziehen. Hoch oben öffnete sich langsam das Kuppeldach, und man konnte durch den Spalt die ersten Sterne erkennen. Austins Blick schweifte über den langen Rumpf und registrierte kühl jedes Detail, von der stumpfen Nase bis zum spitz zulaufenden Heck, auf dessen dreieckiger oberer Flosse das Wort *Nietzsche* stand. Das Luftschiff war ein herrliches Beispiel für herausragendes Design, aber ästhetische Gesichtspunkte schienen Kurt derzeit zweitrangig.

Die Steuergondel hing dicht über dem Boden, war aber von Wachposten umgeben. Kurt musterte das Schiff ein weiteres Mal und fand schließlich, wonach er suchte. Er wies auf die nächstgelegene Motorgondel und setzte Joe schnell über seine Absicht in Kenntnis. Zavala nickte und bestätigte mit emporgerecktem Daumen, dass er alles verstanden hatte. Dann teilte er Diego über Funk mit, dass sie an Bord des Luftschiffs gehen würden. Das Dach hatte sich unterdessen weit genug geöffnet. Nur noch wenige Sekunden, und die Startmannschaft würde die Halteseile loslassen.

Der Rumpf ruhte auf Halterungen, die altmodischen Bohrtürmen ähnelten. Einige befanden sich ziemlich nah am Schiff. Dicht gefolgt von Zavala huschte Austin von Turm zu Turm, bis er schließlich die zwei Gerüste erreichte, die die hintere rechte Motorgondel stützten. Er sah sich um. Das Bodenpersonal war immer noch damit beschäftigt, die Halteseile nicht zu früh zu lösen. Da niemand ihn und Joe bemerkt hatte, stieg er den Turm hinauf.

Die eiförmige Gondel war ungefähr so groß wie ein Geländewagen und mit Metallstreben am Rumpf befestigt. Der sich drehende Propeller war doppelt mannshoch. Austin packte eine der Streben und zog sich auf die Gondel. Unter den Schuhen spürte er die Vibration des Motors. Die Drehzahl des Propellers erhöhte sich, und es entstand eine Rückströmung. Kurt musste sich festhalten, um nicht fortgeweht zu werden. Er streckte den Arm aus und wollte Zavala, der noch immer am Gehäuse hing, nach oben helfen, als die Bodenmannschaft die Leinen freigab und das Luftschiff zu steigen begann. Mit baumelnden Beinen versuchte Joe, auf dem runden Blech irgendwie Halt zu finden. Austin behielt eine Hand an der Strebe, bückte sich und zog Zavala unter Einsatz seiner

beachtlichen Schultermuskulatur nach oben.

Bis dahin hatte die *Nietzsche* schon einige Höhenmeter zurückgelegt. Hier auf der Motorgondel waren die beiden Männer vor Blicken von unten geschützt, aber der Ausstoß des Propellers nahm zu, und es wurde immer schwieriger, sich auf der glatten gerundeten Oberfläche zu halten. Austin schaute hoch und sah am Ende der Streben eine rechteckige Öffnung. Er schrie es Zavala zu, aber der Wind riss ihm die Worte von den Lippen, also streckte er einfach den Arm aus. Joe sagte etwas, und obwohl Austin es nicht hören konnte, war er überzeugt, die Antwort zu kennen: »Nach dir.«

Austin kletterte los. Die Streben verfügten über Trittsprossen, damit ein Mechaniker auch während des Fluges Reparaturen am Motor vornehmen konnte. Bei laufendem Propeller und steigendem Luftschiff stellten die wenigen Meter bis zum Rumpf eine ultimative Herausforderung dar. Austin benötigte eine Weile, aber letztlich gelangte er durch die Öffnung in den Bauch des Torpedos.

Sobald er dem Luftstrom entronnen war, blickte er nach unten. Zavala befand sich dicht hinter ihm. Das Schiff hatte den Hangar verlassen, und die Kuppel schloss sich. Die Bodenmannschaft war zu winzigen Punkten geschrumpft. Als auch Joe in den Rumpf stieg, klappte das Dach endgültig zu. Den blinden Passagieren Austin und Zavala blieb keine andere Wahl, als hinauf in die Finsternis zu klettern.

Die *Nietzsche* war ein Wunderwerk der Technik. Ihre Länge entsprach der von zwei Boeing-747-Jumbojets, aber sie stammte aus einer Zeit, als es weder Computer noch Hightech-Werkstoffe gegeben hatte. Ihr Entwurf basierte auf der *Graf Zeppelin*, jenem knapp zweihundertvierzig Meter langen Luftschiff, das der Luftfahrtpionier Hugo Eckener im Jahr 1928 gebaut hatte, doch darüber hinaus fanden sich bei ihr Innovationen, die erst später bei der *Hindenburg* wieder auftauchten. Die *Graf Zeppelin* hatte lediglich hinter der Brücke über Passagierunterkünfte verfügt, doch bei der *Nietzsche* lagen die Quartiere im eigentlichen Rumpf.

Austins und Zavalas riskanter Aufstieg von der Motorgondel endete in einem kleinen Raum. An der Wand hingen Schlosserwerkzeuge, Ersatzteile und lange schwarze Ledermäntel, wie sie die Flieger einer längst vergangenen Ära getragen hatten. Die Kammer war nicht geheizt, und wer hier arbeitete, fand sicherlich Verwendung für ein zusätzliches Kleidungsstück. Austin suchte sich ein passendes Exemplar heraus.

»Du siehst aus wie der Rote Baron«, sagte Zavala.

Austin zog sich eine Lederkappe über den Kopf. »Ich sehe mich eher als Meister der Tarnung.« Joes skeptische Miene ließ ihn eine Erklärung anfügen: »Vielleicht ist dir aufgefallen, dass unser Erscheinungsbild nicht ganz dem der Eskimo-Gentlemen entspricht, die wir bei unserem kleinen Abenteuer kennen gelernt haben. Falls diese lächerliche Verkleidung uns auch nur eine Sekunde Vorsprung verschafft, könnte das unser Leben retten.«

»Was für Opfer ich doch für die NUMA bringe«, sagte

Zavala und suchte sich einen Mantel in seiner Größe.

Hinter der einzigen Tür des Raums erstreckte sich ein langer Korridor. Auf dem Boden lag ein dicker Teppich, und die Wände waren mit fantasievollen Abbildungen verziert, auf denen Männer mit Zylindern in einer Vielzahl von seltsam geformten Heißluftballons und Fluggeräten durch die Lüfte schwebten. Von der Decke hingen alte Kristallleuchter. Am Ende des Flurs befand sich ein Passagierbereich mit komfortabel eingerichteten Zweibettkabinen, jede mit einer anderen Blumentapete.

Es folgte ein eleganter Speisesaal mit ungefähr einem Dutzend kleiner rechteckiger Tische, alle weiß gedeckt, mit ordentlich gefalteten Servietten und jeweils zwei gepolsterten Mahagonistühlen, als würden jeden Augenblick Gäste erwartet. Die hohen, mit Vorhängen versehenen Fenster ermöglichten einen unvergleichlichen Ausblick.

Neben dem Speisesaal lag ein Salon, komplett mit Bar, Podium und einer Tanzfläche aus gebohnertem Holz. An der Wand hinter der Bar hingen die Fotos mehrerer Luftschiffe. Man hatte beide Räume im Stil des Art déco eingerichtet, und so herrschten geometrische Muster vor.

Abgesehen von dem leisen Brummen der Motoren war kein Geräusch zu vernehmen. Zavala sah sich erstaunt um.

»Ich komme mir vor wie auf einem alten Ozeandampfer.«

»Lass uns hoffen, dass es nicht die *Titanic ist*«, sagte Austin.

Er ging voran in einen Raum mit ledernen Sofas und Sesseln. Seine Deutschkenntnisse hielten sich in Grenzen, aber er vermutete, dass das Schild an der Wand dieses Zimmer als Rauchsalon auswies.

Auf den nächsten Korridor folgte ein ausgedehnter

Arbeitsbereich. Sie sahen einen großen zweckmäßigen Tisch mit Halogenlampen, Computern und mehreren Stühlen, die eher funktionell als bequem wirkten. Ein Teil des Raums lag im Dunkeln. Austin fand einen Wandschalter und betätigte ihn. Daraufhin wurde das ganze Zimmer hell erleuchtet, und die beiden Männer erkannten erschrocken, dass sie nicht allein waren. Vor der gegenüberliegenden Wand standen zwei Gestalten.

Zavala stieß einen spanischen Fluch aus und hob die Schrotflinte.

»Halt!«, sagte Austin.

Joe schaute genauer hin, ließ die Waffe sinken und lächelte. Es handelte sich um die mumifizierten Leichen zweier Männer auf metallenen Gestellen. Sie standen aufrecht, und ihre Arme hingen an den Seiten herab. Ihre Haut war dunkel wie Leder und spannte sich eng über die Schädel. Die Augenhöhlen waren leer, aber die Gesichter dennoch ungewöhnlich gut erhalten. Austin und Zavala gingen näher heran.

»Ich glaube, das sind nicht die Blues Brothers«, sagte Joe.

»Ich glaube, es sind nicht mal Brüder. Achte auf die Kleidung. Sie stammt aus vollkommen verschiedenen Zeitaltern.«

Einer der Männer trug ein dickes Hemd und eine Überhose aus grobem Gewebe. Sein dunkles Haar hing ihm bis auf die Schultern. Der größere Mann hatte kurzes blondes Haar und war mit einem Ledermantel aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg bekleidet, ganz ähnlich denen, die Austin und Zavala trugen. Über den Mumien hing ein großes gezacktes Stück Aluminium, auf dem das Wort *Nietzsche* stand.

In einer gläsernen Museumsvitrine lagen ein Fotoapparat

der Marke Leica samt mehrerer Objektive, eine Filmkamera der Marke Zeiss, Karten der nördlichen Hemisphäre und ein ledergebundenes Buch. Austin öffnete die Vitrine und blätterte die Seiten des Buches durch. Es war mit handschriftlichen Einträgen in deutscher Sprache gefüllt und endete im Jahr 1935. Kurt steckte es ein. Er betrachtete soeben diverse Eskimoharpunen und -messer, als Joe ihn zu sich rief.

»Kurt, das musst du dir ansehen.«

Zavala war zu einer langen Ebenholztruhe geschlendert, die auf einem hüfthohen Podest stand. Auf der Truhe lag ein mit Edelsteinen und Goldbändern besetztes Horn, das aussah, als habe man es aus einem Elefantenstoßzahn gefertigt. Austin nahm es vorsichtig herunter und reichte es an Zavala weiter, der die detaillierten Elfenbeinschnitzereien bewunderte. Es wurden ausschließlich Schlachtszenen dargestellt.

Kurt klappte den Deckel auf. Im Innern der Truhe lag auf purpurnem Samt ein Schwert in einer Lederscheide. Er nahm es und musterte das vergoldete Heft und den Handschutz. In den breiten dreieckigen Knauf war ein riesiger Rubin eingelassen und in den kunstvollen Handschutz ein Blumenmuster geätzt. Es kam Austin irgendwie unangemessen vor, eine dermaßen tödliche Waffe so wunderschön zu verzieren.

Er wog das beidseitig geschliffene Schwert in der Hand und spürte sofort, dass es perfekt ausbalanciert war. Dann zog er es behutsam aus der Scheide. Ein elektrisierendes Kribbeln schien durch seinen Arm zu laufen. Konnte dies *Durendal* sein, die legendäre Waffe, die Roland gegen die Sarazenen geschwungen hatte? Die Klinge wies mehrere Scharten auf. Kurt sah plötzlich Roland vor sich, der das Schwert gegen einen Stein schlug, damit es nicht in die Hände der Feinde fallen würde.

Zavala stieß einen leisen Pfiff aus. »Das Ding muss ein Vermögen wert sein.«

Austin dachte an all die Zeit und Ressourcen, die Balthazar Aguirrez für die Suche nach diesem Gegenstand aufgewandt hatte. »Es ist sehr viel mehr wert als das«, sagte er.

Er zog den Mantel aus, schnallte sich die Schwertscheide um die Taille und machte versuchsweise einige Schritte. Die Scheide schlug gegen sein Bein, und der dicke Ledergürtel erschwerte den Griff zum Revolverholster. Kurt versuchte eine andere Variante und hängte sich den Gürtel quer über die Schulter, so dass das Schwert nun ein gutes Stück höher hing. Dann zog er den Mantel wieder an.

»Willst du fechten gehen?«, fragte Zavala.

»Eventuell. Du musst zugeben, dass dein Armeemesser dagegen eher kläglich aussieht.«

»Aber es hat einen Korkenzieher«, erinnerte ihn Joe.

»Was ist mit der überdimensionalen Tröte?«

»Die legen wir an ihren Platz zurück. Ich möchte nicht noch extra darauf hinweisen, dass ich diesen Zahnstocher geklaut habe.«

Sie platzierten das Horn wieder auf der Kiste und gingen zur anderen Seite des Raums, wo auf dem Tisch eine Weltkarte ausgebreitet lag. Austin beugte sich vor und sah, dass Küstenregionen auf allen Kontinenten mit Rotstift markiert waren, jeweils versehen mit einem Datum und einer Auflistung verschiedener Fischarten. Das Seeufer, an dem sie das Luftschiff bestiegen hatten, war durch einen großen Stern gekennzeichnet. Mit ausgestrecktem Finger folgte Kurt von dort aus einer Bleistiftlinie nach Osten auf den Nordatlantik. Die Linie trug das heutige Datum.

Er richtete sich wieder auf. »Wir müssen dieses Schiff aufhalten, bevor es das offene Meer erreicht. Das hier ist kein Testflug.«

»Von mir aus gern. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass dieses Ding fast dreihundert Meter lang und voller schwer bewaffneter Halsabschneider ist, die etwas dagegen haben könnten.«

»Wir müssen nicht das ganze Schiff übernehmen, sondern nur die Steuergondel.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt? Es ist so gut wie erledigt.«

»Meinst du, du kannst diese alte Zigarre fliegen?«

»Das dürfte nicht schwierig sein«, erwiderte Zavala. »Du gibst Gas und zielst mit der Nase in die gewünschte Flugrichtung.«

Trotz der lässigen Wortwahl zweifelte Austin keine Sekunde am Wahrheitsgehalt von Joes Behauptung. Sein Partner hatte unzählige Stunden am Steuerknüppel praktisch aller je gebauten Fluggeräte hinter sich. Kurt versuchte sich zu vergegenwärtigen, an welcher Stelle des Rumpfes sie sich befanden. Etwa in der Mitte, lautete das Ergebnis. Falls sie sich nach vorn und nach unten orientierten, würden sie auf die Steuergondel stoßen.

Sie verließen den Raum mit den seltsamen Museumsgegenständen und folgten einem Gewirr aus Gängen, die ganz anders aussahen als die bisherigen Korridore. Alles wirkte neuer und zweckbetonter. Sie fanden eine Treppe nach unten. Austin glaubte schon, sie hätten die Steuergondel entdeckt, revidierte seine Ansicht aber, als ihm ein salziger Fischgeruch in die Nase stieg. Mit einem Schaudern dachte er an seinen ersten Atemzug in der Zuchthalle auf den Färöer-Inseln.

Zögernd verharrte er auf der obersten Stufe, zog seine

Bowen und ging dann langsam nach unten in die Dunkelheit. Er hörte Motoren und blubbernde Umwälzpumpen, was ihn in seiner Theorie nur noch bestärkte. Auf ungefähr halber Treppe ging unvermittelt das Licht an, und er sah, dass sie es hier nicht nur mit genmanipuliertem Fisch zu tun bekamen.

Am Fuß der Stufen stand Dr. Barker, blickte zu ihm empor und lächelte ihn hinter der dunklen Sonnenbrille freundlich an.

»Hallo, Mr. Austin«, sagte Barker. »Wir haben Sie schon erwartet. Möchten Sie sich nicht zu uns gesellen?«

Es war eine eher rhetorische Frage, denn neben ihm standen mit versteinerten Gesichtern mehrere Wachposten und hatten ihre Sturmgewehre auf die Treppe gerichtet. Falls auch nur einer von ihnen den Finger krümmte, würden Austin und Zavala in Fetzen gerissen. Die Miene von Barkers narbengesichtigem Handlanger tat ein Übriges. Seine dunklen Lippen waren zu einem breiten Grinsen verzogen und belegten unübersehbar, dass er mit Kurt noch eine offene Rechnung zu begleichen hatte.

»Ich wäre verrückt, eine so herzliche Einladung abzulehnen«, erwiderte Austin und stieg die restlichen Stufen hinab.

»Jetzt lassen Sie beide die Waffen fallen und schieben sie zu uns herüber«, sagte Barker.

Austin und Zavala gehorchten. Die Posten hoben die Waffen auf. Ein Mann kam und filzte Joe. Narbengesicht ging zu Austin und tastete grob die Vorderseite des Ledermantels ab.

»Ich werde es genießen, dich sterben zu sehen«, knurrte er.

Durendal schien glühend heiß gegen Austins Rippen zu drücken. »Ich kenne einen Zahnarzt, der wahre Wunder

bei deinen verfaulten Beißern bewirken könnte«, sagte er.

Narbengesicht hörte mit der Durchsuchung auf und packte Austin am Revers, aber Barker hielt ihn mit einem barschen Befehl zurück.

»So behandelt man doch nicht unsere Gäste«, sagte Barker und wandte sich an Joe. »Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie Mr. Zavala sind?«

Joe lächelte matt, aber seine sanften braunen Augen konnten nicht über den verächtlichen Tonfall seiner Stimme hinwegtäuschen. »Und Sie sind vermutlich Dr. Barker, der verrückte Wissenschaftler. Kurt hat mir schon viel von Ihnen erzählt.«

»Sicherlich nur Gutes«, entgegnete Barker und schaute belustigt zu Austin. »Befinden Sie sich auf dem Weg zu einem Kostümball?«

»Ja, Sie haben's erraten. Falls Sie nichts dagegen haben, brechen wir auch sofort wieder auf«, sagte Austin.

»Nicht so schnell. Sie sind doch gerade erst angekommen.«

»Wenn Sie darauf bestehen. Dürfen wir die Hände herunternehmen?«

»Nur zu, aber liefern Sie meinen Männern bitte keinen Vorwand, Sie auf der Stelle zu erschießen.«

»Danke für die Warnung.« Austin blickte sich um. »Woher haben Sie gewusst, dass wir an Bord sind? Durch versteckte Überwachungskameras?«

»Das wäre viel zu modern für dieses ehrwürdige alte Schiff. Wir haben zur Sicherheit überall Sensoren installiert. Ein Licht auf der Brücke meldete eine Temperaturveränderung im Wartungsraum der hinteren rechten Motorgondel. Als wir nachgeschaut haben, stand dort die Luke offen. Erst dachten wir, es sei bloß ein

Zufall, aber dann haben wir bemerkt, dass die Mäntel fehlten.«

»Wie leichtsinnig von uns.«

»Diese Art von Sorglosigkeit kann Sie das Leben kosten. Sie sind auf einem sehr riskanten Weg an Bord gelangt. Hätten Sie höflich darum gebeten, wären wir gern zu einer Führung bereit gewesen.«

»Vielleicht nächstes Mal.«

»Es wird kein nächstes Mal geben.« Barker trat vor, nahm die Sonnenbrille ab und enthüllte die blassen Augen, die Kurt bereits auf dem Museumsempfang gesehen hatte. Die Iris waren fast genauso weiß wie der Rest der Augen und erinnerten Austin an den Blick einer Giftschlange. »Sie und die NUMA haben mir ziemliche Scherereien gemacht«, sagte Barker.

»Es geht gerade erst los«, erwiderte Austin.

»Recht mutige Worte für jemanden in Ihrer Lage. Aber ich bin nicht überrascht. Umealiq war enttäuscht, dass Sie ihm in Washington den ganzen Spaß verdorben haben.«

»Umealiq?«, fragte Zavala, der den Namen bisher noch nicht kannte.

»So heißt Narbengesicht in Wirklichkeit«, erklärte Austin. »Angeblich bedeutet es ›Steinlanze‹.«

Zavala lächelte.

»Finden Sie daran etwas komisch?«, fragte Barker.

»Ja, allerdings«, antwortete Joe. »Ich dachte, es sei das Kiolya-Wort für ›Robbenschleiß‹.«

Narbengesicht griff nach dem Messer an seinem Gürtel und trat einen Schritt vor. Barker hielt ihn mit ausgestrecktem Arm zurück und sah die NUMA-Männer nachdenklich an.

»Was wissen Sie über die Kiolya?«

»Ich weiß, dass die Inuit sie für den Abschaum der Arktis halten«, sagte Austin.

Barker bleiches Gesicht lief dunkelrot an. »Die Inuit haben kein Recht, das zu beurteilen. Dank ihnen hält der Rest der Welt die Völker des Nordens für eine Horde Tran kauender Witzfiguren, die in Pelzen herumlaufen und in Eishäusern wohnen.«

Es freute Austin, dass Barker sich so einfach provozieren ließ. »Ich habe gehört, die Frauen der Kiolya stinken wie ranziges Walfett«, sagte er.

Zavala spürte die Bresche und legte sofort nach. »Genau genommen stinken sie sogar noch schlimmer«, sagte er.

»Deshalb bleiben diese Schwuchteln hier lieber unter sich.«

»Beleidigen Sie uns ruhig«, erwiderte Barker. »Ihr kümmerlicher Versuch ist nichts als ein letztes Aufbäumen. Meine Männer bilden eine Bruderschaft, so wie die Kriegermönche früherer Zeiten.«

Austin überlegte fieberhaft. Barker hatte Recht. Er und Joe konnten noch so sehr sticheln, sie waren bloß zwei unbewaffnete Männer gegen einen Haufen Wachposten mit Gewehren. Er musste für etwas mehr Ausgewogenheit sorgen, auch wenn es Überwindung kostete. »Was ist mit der Führung, die Sie uns versprochen haben?«, fragte er gähmend.

»Das hätte ich beinahe vergessen. Wie unhöflich von mir.«

Barker ging voran auf einen erhöhten Steg, der mitten durch die Kammer verlief. Man hörte auf beiden Seiten Wasser blubbern, aber die Quelle des Geräuschs blieb im Dunkeln verborgen. Barker setzte die Sonnenbrille auf und erteilte einem seiner Männer einen Befehl. Kurz darauf wurde der Raum in blaues Licht getaucht. Es entsprang

den Fischbecken, die ein Stück unterhalb des Stegs in den Boden eingelassen waren. Man hatte sie mit transparenten Kunststoffabdeckungen ausgestattet, so dass man die großen Fische im Innern deutlich erkennen konnte.

»Sie sehen verblüfft aus, Mr. Austin.«

»Ja, ich habe mich tatsächlich geirrt. Ich dachte, Ihre Fische würden an der Küste und im Salzwasser gehalten.«

»Dies sind keine gewöhnlichen Tiere«, sagte Barker mit hörbarem Stolz. »Sie wurden dafür geschaffen, in Salz- und Süßwasser zu überleben. Es handelt sich um Verbesserungen jener Prototypen, die ich mit Dr. Throckmorton entwickelt habe. Sie sind etwas größer und aggressiver als normale Fische. Perfekte Zuchtmaschinen. Das Luftschiff wird dicht über der Meeresoberfläche fliegen und sie über spezielle Rutschen in die Freiheit entlassen.« Er breitete die Arme aus, genau wie zuvor bei seiner Ansprache an die Kiolya. »Seht meine Schöpfungen. Schon bald werden diese wundervollen Kreaturen im Ozean schwimmen.«

»Und dort unglaubliche Verwüstungen anrichten«, sagte Austin. »Es sind Ungeheuer.«

»Ungeheuer? Nein, da bin ich anderer Meinung. Ich habe einfach nur meine Fähigkeiten als Genetiker darauf verwandt, ein besseres Handelsprodukt herzustellen. Daran ist nichts Illegales.«

»Mord *ist* illegal.«

»Ersparen Sie uns Ihre jämmerliche Empörung. Es hat bereits vor Ihrem Auftauchen zahlreiche Todesfälle gegeben, und es dürften auch nach Ihnen noch viele weitere Hindernisse zu beseitigen sein.« Er ging weiter zu den Tanks am anderen Ende des Laderaums. »Das hier sind meine besonderen Lieblinge. Ich wollte ausprobieren, wie groß und hungrig ich einen ganz gewöhnlichen Fisch

machen könnte. Für Zuchtzwecke sind sie zu aggressiv. Wir müssen sie sogar durch Schleusentore voneinander trennen, damit sie sich nicht gegenseitig angreifen.«

Auf Anweisung von Barker ging einer der Posten zu einer Kühltruhe und entnahm ihr einen gefrorenen Dorsch von rund einem halben Meter Länge. Dann schob er den Plastikdeckel eines der Becken beiseite und warf den Kadaver hinein. Innerhalb weniger Sekunden schäumte das Wasser blutig auf, und der Dorsch war verschwunden.

»Sie sind zum Abendessen verabredet«, sagte Barker.

»Nein danke, wir haben schon gespeist«, erwiderte Austin.

Barker musterte die Gesichter der beiden Männer, entdeckte dort aber keinerlei Anzeichen von Furcht, sondern nur offene Verachtung. Er runzelte die Stirn. »Ich gebe Ihnen und Ihrem Partner ein wenig Zeit, um über Ihr Schicksal nachzudenken und sich auszumalen, wie es sich wohl anfühlt, von rasiermesserscharfen Zähnen in Stücke gerissen und im Ozean verteilt zu werden. Unsere Männer werden Sie holen, nachdem wir bei unserem Stützpunkt an der Küste neuen Treibstoff aufgenommen haben. Adieu, Gentlemen.«

Barkers Leute packten Austin und Zavala, trieben sie einen Flur entlang zu einem Lagerraum, stießen sie hinein und verriegelten hinter ihnen die Tür.

Austin rüttelte kurz am Knauf und setzte sich dann auf einen Kartonstapel.

»Du scheinst keine große Angst davor zu haben, an die Fische verfüttert zu werden«, stellte Zavala fest.

»Ich habe nicht die Absicht, zur Belustigung dieses weißäugigen Spinners und seiner debilen Lakaien beizutragen. Deine Bemerkung über die Frauen der Kiolya hat mir übrigens gefallen.«

»Es hat mich echte Überwindung gekostet. Wie du weißt, liebe ich die Frauen, und zwar alle. Die weiblichen Kiolya haben es bestimmt nicht leicht, wenn ihre Männer ständig durch die Gegend rennen und andere Leute töten oder als Opfer darbringen. Also, Mr. Houdini, wie kommen wir hier wieder raus?«

»Ich schätze, wir müssen rohe Gewalt anwenden.«

»Aha. Mal angenommen, wir schaffen es tatsächlich weiter als bis zu dieser Tür – welche Chance haben wir beide schon gegen ein ganzes Bataillon bewaffneter Gegner?«

»Genau genommen sind wir zu dritt.«

Zavala schaute sich um. »Klar, wir zwei und dieser unsichtbare Freund.«

Austin streifte den Mantel ab und zog das Schwert. Hier im trüben Licht des Lagerraums schien die Klinge regelrecht zu glühen. »Das hier ist unser Freund – *Durendal*.«

Der Katamaran schoss wie ein Landungsboot ans Ufer, und die beiden Fiberglasrumpfe rutschten mit lautem Knirschen über den Kies. Sobald der Kahn zum Stillstand kam, gingen die Leute auch schon von Bord. Ben Nighthawk sprang als Erster hinab, gefolgt von den Basken und dem SOS-Team. Dann halfen sie den Dorfbewohnern an Land und machten sich sofort auf den Weg. Nur Ben und Diego blieben zurück.

Jesse Nighthawk drehte sich um und sah seinen Sohn am Wasser stehen. Er ermahnte die anderen Dörfler zur Eile und ging zu Ben.

»Worauf wartest du noch?«, fragte der alte Mann.

»Geht ohne mich los«, entgegnete Ben. »Ich habe mit Diego gesprochen. Wir müssen noch etwas erledigen.«

»Was genau meinst du damit?«

Ben blickte über den See. »Rache.«

»Du darfst nicht umkehren!«, rief Jesse. »Es ist zu gefährlich.«

»Die abgeschossenen Piloten waren unsere Freunde«, sagte Diego. »Ihr Tod darf nicht ungesühnt bleiben.«

»Diese Leute haben meinen Cousin ermordet«, sagte Ben. »Meine Freunde und Angehörigen wurden von ihnen geschlagen und gequält. Sie haben unseren wunderschönen Wald geschändet.«

Jesse konnte das Gesicht seines Sohnes im Dunkeln kaum erkennen, aber die Entschlossenheit war Ben deutlich anzuhören. »Also gut«, sagte er bekümmert. »Ich bringe die anderen in Sicherheit.«

Marcus Ryan, Chuck Mercer und Therri Weld kamen unter den Bäumen hervor. »Was ist los?«, fragte der SOS-Chef, dem die gedrückte Stimmung nicht entging.

»Ben und dieser Mann gehen noch einmal dorthin«, sagte Jesse. »Ich habe versucht, sie zurückzuhalten. Sie wollen unbedingt ihr Leben wegwerfen.«

Ben legte seinem Vater eine Hand auf die Schulter. »Das ist das Letzte, was ich will, Paps. Ich kann nicht für Diego sprechen, aber wenigstens dieses große falsche Iglu sollte vom Erdboden verschwinden.«

»Ein bisschen viel für nur zwei Männer«, sagte Ryan.

»Ihr könntet Hilfe gebrauchen.«

»Danke, Marcus, ich weiß, du meinst es gut, aber die anderen brauchen dich mehr als wir.«

»Ihr seid nicht die Einzigen, die noch eine Rechnung offen haben«, sagte Ryan mit stählerner Härte. »Barker hat Joshua ermordet und mein Schiff versenkt. Jetzt versucht er, die Ozeane zu verseuchen. Ich bin ihm eine Menge schuldig. Dieses Ding da auf der anderen Seeseite ist keine Grashütte. Ihr könnt es nicht einfach mit euren Fäusten zertrümmern.«

»Das wissen wir. Uns wird schon etwas einfallen.«

»Ihr habt keine Zeit für lange Experimente. Ich weiß, wie wir das Teil in die Stratosphäre schicken können.« Ryan wandte sich an Mercer. »Erinnerst du dich daran, worüber wir gesprochen haben?«

»Aber ja. Wir haben uns geschworen, Barker bei Gelegenheit einen kräftigen Arschtritt zu verpassen.«

»Nun, Ben, wie sieht's aus?«, fragte Ryan. »Sind wir dabei?«

»Das ist nicht allein meine Entscheidung.« Er sah Diego an.

»Die da drüben sind viele und wir nur wenige«, sagte der Baske. »Pablo ist außer Gefecht gesetzt. Wir können von Glück reden, wenn wir am Leben bleiben.«

Ben zögerte. »Okay, Mark. Ihr kommt mit.«

Ryans Mund verzog sich zu einem triumphierenden Grinsen. »Wir brauchen Sprengstoff. Unser C4 wurde uns bei der Gefangennahme abgeknöpft.«

»Mein Bruder und ich haben ein paar Handgranaten«, sagte Diego und klopfte auf seinen Rucksack. »Drei pro Mann. Reicht das?«

Ryan sah Mercer an.

»Falls man sie an den richtigen Stellen platziert, könnte es klappen«, sagte dieser.

»Was soll *ich* machen?«, fragte Therri, die das Gespräch aufmerksam verfolgt hatte.

»Bens Leute sind ziemlich mitgenommen«, sagte Ryan.

»Sie können deine Unterstützung gebrauchen, vor allem die Kinder.«

»Ich werde mein Bestes tun«, erwiderte Therri und gab Ryan, Mercer und Ben jeweils einen Kuss auf die Wange.

»Passt auf euch auf.«

Während Therri in den Wald zurückkehrte, schoben Ben und die anderen Männer den Katamaran ins Wasser und gingen an Bord. Der doppelte Rumpf und die starken Motoren verliehen dem Kahn eine beachtliche Geschwindigkeit, so dass sie schon bald das andere Ufer erreichten. Als das Boot sich dem Pier näherte, knieten Ben und Diego mit schussbereiten Waffen am Bug. Hastig banden sie ihr Gefährt fest und liefen dann alle landeinwärts.

Mercer ging in den Bootsschuppen und holte zwei Seilrollen, etwas Schnur und eine Rolle Klebeband. Dann

umrundeten sie unter Ryans Führung den Platz und gelangten unbemerkt zum Hangar.

Ryan fand, wonach er suchte: einen hohen zylindrischen Treibstofftank, der mitten im Wald auf einer kleinen Lichtung stand. Ein Warnsymbol besagte, dass der Tank eine hoch brennbare Substanz enthielt. Von dort führte ein etwa fünfzehn Zentimeter dickes Stahlrohr zum Gebäude und neben einer verschlossenen Tür weiter durch die Wand. Wie der gesamte Hangar bestand auch diese Tür aus Kunststoff und hielt Diegos kräftigen Schultern nicht lange stand.

Die vier Männer gelangten in einen kurzen Gang, der mehrere Meter parallel zu dem Rohr verlief. Dann folgte eine weitere Tür, diesmal jedoch unverschlossen. Ryan öffnete sie einen Spalt und erkundete das Innere des Hangars. In der Mitte, wo das Luftschiff vertäut gewesen war, liefen mehrere Techniker umher. Andere wickelten Seile auf oder schoben Haltevorrichtungen und Gerüste durch die Gegend. Ein paar Wachposten gingen soeben zum Haupttor hinaus.

Ryan bedeutete Diego und Ben, dass er und Mercer nun in den Hangar vordringen würden. Sie krochen hinter hohen Schlauchrollen an der Wand entlang bis zu der Stelle, an der das Rohr in das Gebäude eintrat. Auf diese Schläuche hatte Barker gedeutet, als er erklärte, warum er zur Füllung der Gassäcke lieber Wasserstoff als Helium nahm. Geöffnet wurde der Zufluss über ein großes, von Hand bedientes Ventil. Ryan drehte nun das Rad am Ende des Rohrs, bis sie hören konnten, wie das Gas zischend aus dem Stutzen strömte.

Der entweichende Wasserstoff stieg zum Dach empor, wo man ihn hoffentlich nicht bemerken würde, bis es zu spät war. Ryan und Mercer schlichen zurück zur Tür und durch den Gang nach draußen. Ben und Diego waren

unterdessen ebenfalls fleißig gewesen und hatten gemäß Mercers Anweisung die Handgranaten an den Tank geklebt, die Abzugsringe mit Schnüren versehen und diese wiederum an einem der Seile befestigt. Ryan und Mercer inspizierten die Arbeit und waren zufrieden. Dann wandten sich die Männer in Richtung See, wobei sie eine möglichst gerade Linie einhielten und das abgerollte Seil an Büschen und Bäumen vorbeiführten, damit es sich nicht verfangen konnte.

Nachdem die erste Sechzig-Meter-Rolle abgespult war, knoteten sie das zweite Seil daran fest. Ungefähr zwölf Meter vor dem Ufer war auch diese Rolle erschöpft. Mercer lief zum Bootsschuppen und holte mehrere kurze Seilstücke, mit deren Hilfe sie die Reißleine bis zum Wasser verlängerten. Als alles bereit war, kehrte Diego zum Platz zurück und ging hinter einem dicken Baum in Deckung.

Da sie ihre Arbeit im Hangar erledigt hatten, kamen immer mehr Kiolya auf den Platz hinaus oder gingen zu den Unterkünften. Der Baske legte kaltblütig auf einen Wachposten an und gab einen kurzen Feuerstoß ab. Der Mann fiel zu Boden. Aus Richtung der Schlafbaracken liefen weitere Wachen herbei und schossen wahllos ins Unterholz, sobald sie irgendwo Mündungsfeuer aufblitzen sahen, doch Diego wechselte stets sogleich den Standort, und die gegnerischen Kugeln gingen fehl. Nachdem er noch zwei Kiolya getötet hatte, rannten die Männer auf das Tor des riesigen Iglus zu.

Mit genau dieser Reaktion hatte Diego gerechnet und von vornherein auf jene Männer gezielt, die in den Wald ausweichen wollten. Die Wachen sollten dazu verleitet werden, im Hangar Schutz zu suchen. Der Baske wusste, dass sie früher oder später andere Ausgänge benutzen, im Wald ausschwärmen und ein Flankenmanöver versuchen

würden, doch als der letzte Gegner in der Halle verschwand und den Platz menschenleer zurückließ, lief Diego bereits wieder zum Ufer.

Die SOS-Männer hatten die Schüsse gehört und geduldig auf den Basken gewartet. Nun streckte Ryan dem jungen Indianer die Reißleine entgegen.

»Möchtest du das übernehmen?«

»Danke«, sagte Ben und nahm das Seil. »Nichts lieber als das.«

Ryan wandte sich an die anderen. »Sobald Ben an der Leine zieht, springt ihr ins Wasser und bleibt so lange wie möglich unten. Okay, Ben. Lass es knallen!«

Ben ruckte an dem Seil, ließ sofort los und sprang mit den anderen in den See. Sie holten tief Luft und tauchten ab. Nichts geschah. Ryan steckte den Kopf heraus und fluchte. Dann stapfte er zurück ans Ufer, nahm das Seilende und zog erneut daran. Es federte zurück, als hinge es an einem Ast fest.

»Ich sehe nach. Es muss sich irgendwo verfangen haben«, rief er den anderen zu und folgte dem Seil landeinwärts.

Ryan hatte nur teilweise Recht. Nicht *etwas*, sondern *jemand* war die Ursache des Problems. Ein einzelner Wachposten hatte Diegos Flucht zum Ufer bemerkt und war ihm vorsichtig gefolgt. Er hielt das Seil in der Hand, als er Ryan aus Richtung See kommen sah. Der SOS-Chef ging mit gesenktem Kopf voran und achtete nur auf die Reißleine. Dass ein Kiolya auf ihn anlegte, entging ihm völlig. Die Kugel traf ihn mit der Wucht eines Hammerschlags in die Schulter. Er fiel auf die Knie.

Zu einem zweiten Schuss kam der Wachposten nicht mehr. Diego, der dicht hinter Ryan gefolgt war, gab einen Feuerstoß ab und durchlöcherte die Brust des Gegners.

Der Mann wurde durch den Einschlag nach hinten gestoßen, hielt das Seil im Tode aber weiterhin umklammert. Mit verschwommenem Blick beobachtete Ryan, dass der Posten umkippte und mit dem Gewicht seines Körpers an dem Seil zog. Trotz des Schmerzes und der Verwirrung schrillte in Ryans Hirn eine Alarmglocke. Er wollte aufstehen, aber seine Beine waren wie aus Gummi. Dann fühlte er, dass starke Hände ihm aufhalfen und ihn zurück zum See führten. Sie hatten das Ufer fast erreicht, als der See plötzlich aufleuchtete, so als hätte man ihn mit phosphoreszierender Farbe besprüht.

Der Ruck des stürzenden Wachpostens hatte sich bis ans Ende des Seils fortgepflanzt. Die Abzugsringe wurden gezogen, die Hebel sprangen vor, und die Zünder wurden in Gang gesetzt. Sechs Sekunden später explodierten alle Granaten gleichzeitig, unmittelbar gefolgt von dem Wasserstoff im Tank. Das brennende Gas schoss durch das kurze Rohr und aus dem Stutzen im Innern der Halle, als handle es sich um einen überdimensionalen Flammenwerfer. Sofort fing auch die unsichtbare Wasserstoffwolke unter dem Hangardach Feuer.

Die Kiolya hatten keine Chance. Die mit Wasserstoff angereicherte Luft explodierte förmlich und hüllte die Menschen in ein tödliches Flammenmeer. Die Kuppel hielt der Hitze nur wenige Sekunden stand, bevor die dicken Kunststoffwaben glühend zu schmelzen begannen. Diese kurze Verzögerung verschaffte Ryan und Diego den nötigen Vorsprung. Sie erreichten den See und hechteten ins Wasser, als hinter ihnen der Hangar zerbarst und mit langen Flammenzungen den umliegenden Wald sowie manche der Nebengebäude in Brand setzte. Eine ringförmige Hitzewelle breitete sich aus.

Der durch die Schusswunde beeinträchtigte Ryan hatte es nicht mehr geschafft, ausreichend Luft zu holen. Er sah,

wie das Wasser aufleuchtete, hörte ein gedämpftes Donnern und blieb so lange wie möglich unter der Oberfläche. Als er schließlich nach Luft schnappte, stieg ihm beißender Qualm in die Augen. Ehrfürchtig starrte er die pilzförmige Wolke an, die sich hoch über einem Feld orangefarben glühender Trümmer aufwölbte, auf dem eben noch der Hangar gestanden hatte. Verglichen mit diesem Inferno sah die Explosion der *Hindenburg* wie eine Kerzenflamme aus.

Auch Ben, Mercer und Diego kamen keuchend aus dem Wasser zum Vorschein und bestaunten den Anblick. Sie alle hatten durch Barker und seine Kiolya einen Freund oder Angehörigen verloren, aber keiner von ihnen empfand angesichts der Zerstörung nun Schadenfreude oder Zufriedenheit. Sie wussten, dass der Gerechtigkeit erst teilweise Genüge getan worden war. Der wahnsinnige Genetiker hatte hiermit vielleicht einen Rückschlag erlitten, aber er befand sich weiterhin in Freiheit. Im flackernden Licht der brennenden Bäume schwammen sie zu dem Katamaran und nahmen Ryan dabei ins Schlepptau. Wenige Minuten später fuhr das Boot quer über den See und ließ den schwelenden Scheiterhaufen hinter sich zurück.

Austin saß auf einem Karton Fisch-Antibiotika, hielt die Schwertklinge zwischen den Knien und hatte den Kopf gegen das Heft gelehnt. Einem zufälligen Beobachter wäre dies womöglich wie eine sehr trübsinnige Haltung vorgekommen, aber Zavala wusste es besser. Austin würde handeln, sobald der geeignete Zeitpunkt kam.

Um sich zu lockern und besser konzentrieren zu können, absolvierte Joe eine Reihe von Übungen, die teils Yoga, teils Zen und teils altmodisches Schattenboxen waren. Er gab seinem imaginären Gegner mit einem linken Aufwärtshaken und einer schnellen rechten Geraden den Rest und klopfte sich die Hände ab. »Das waren jetzt nacheinander Rocky Marciano, Sugar Ray Robinson und Muhammad Ali.«

Austin sah ihn an. »Heb dir ein paar Schläge für Barker und seine Kumpels auf. Wir gehen in den Sinkflug über.«

Kurt hatte darauf spekuliert, dass Barker sie tatsächlich an seine so genannten Lieblinge verfüttern und die Reste in den Atlantik spülen wollte. Zwar würde ein solcher Mörder zu jeder Form von Gewalt und Arglist greifen, um seine Ziele zu erreichen, aber in all seinem Wahn glaubte er, Herr über Leben und Tod zu sein. Wenn Barker sagte, er würde sie über dem offenen Meer töten, dann war das auch so gemeint.

Austin hatte auf den Tankstopp gewartet und gehofft, die Besatzung des Luftschiffs würde durch das Landemanöver abgelenkt sein. Da die Wachen ihnen die Armbanduhren weggenommen hatten, war es unmöglich, die Abläufe exakt vorauszuberechnen, also hatte Kurt die Schwertspitze in den Boden gesteckt und sein Ohr gegen

das Heft gehalten. Die Motorvibrationen pflanzten sich wie über die Nadel eines Plattenspielers fort. Während der letzten paar Minuten hatte sich die Tonhöhe geändert. Die Maschinen liefen langsamer. Austin stand auf und ging zu der stabilen Holztür. Sie hatten zuvor bereits versucht, die Tür mit den Schultern aufzustemmen, aber lediglich einige blaue Flecken davongetragen.

Nun klopfte Austin leise dagegen. Er wollte sichergehen, dass auf der anderen Seite kein Wachposten stand. Als niemand reagierte, packte er den Schwertgriff mit beiden Händen, hob die Klinge hoch über den Kopf und schlug mit aller Wucht zu.

Das Holz splitterte, aber die Klinge drang nicht durch das Türblatt. Mit der Spitze stemmte Austin ein faustgroßes Loch auf und erweiterte es hastig, bis er den ganzen Arm hindurchstecken konnte. Der Riegel war mit einem Vorhängeschloss gesichert. Nach einigen weiteren Minuten wechselseitigen Holzhackens schnitten Kurt und Joe den Riegel aus der Tür und stießen sie auf. Als sie keine Wachen sahen, arbeiteten sie sich behutsam bis zu dem Raum mit den Fischtanks vor. Austin beugte sich über den Rand des Stags.

»Tut mir Leid, euch enttäuschen zu müssen, Jungs«, sagte er zu den milchig weißen Schemen, die in den Bassins herumschwammen, »aber wir sind schon anderweitig verabredet.«

»Die stehen wahrscheinlich sowieso nicht auf mexikanisches Essen«, sagte Zavala. »Achte auf den Pegel.«

Die Wasseroberfläche verlief schräg und ließ erkennen, dass das Luftschiff derzeit nach vorn geneigt war. Sie befanden sich tatsächlich im Sinkflug. Austin wollte in die Steuergondel vorstoßen, rechnete aber mit einer starken

Bewachung. Sie mussten sich etwas einfallen lassen. Auch diesmal fand sich ein Ansatzpunkt in Barkers psychotischer Persönlichkeit. Im Zuge seiner Prahlereien hatte der Wissenschaftler mehr verraten als beabsichtigt.

»Hey, Joe«, sagte Austin nachdenklich. »Weißt du noch, was unser Gastgeber über diese Schleusentore gesagt hat?«

»Damit werden die aggressivsten Fische voneinander getrennt, weil sie sich andernfalls in Stücke reißen würden.«

»Er hat außerdem gesagt, dass überall Sensoren installiert sind. Ich möchte wetten, dass ein Alarm losgeht, sobald man diese Schleusen öffnet. Würdest du nicht auch gern ein wenig Verwirrung stiften?«

Austin zog eine der Trennwände hoch. Die Fische zu beiden Seiten waren bis dicht an die Oberfläche gekommen, weil sie angesichts der beiden Menschen auf eine Fütterung hofften. Nun erstarrten sie für einen Moment. Dann huschten sie voran. Etwas blitzte silbrig weiß auf, und scharfe Zähne bissen zu. Austin und Zavala mussten daran denken, welches Schicksal Barker ihnen zgedacht hatte, und verfolgten das lautlose Gemetzel mit Grausen. Binnen weniger Sekunden waren die Tanks mit Blut und Fischteilen gefüllt. Die Kreaturen hatten sich gegenseitig zerfetzt.

Seit dem Moment, als Austin die Schleuse geöffnet hatte, blinkte an der Wand ein rotes Licht. Kurt wartete neben der Tür, und Joe kauerte auf dem Steg. Als nur ein einziger Wachposten hereinkam, hätte Zavala beinahe einen Freudenschrei ausgestoßen. Der Mann blieb abrupt stehen und hob das Gewehr. Von hinten kam Austin und sagte: »Hallo.« Als der Posten sich umdrehte, schlug Kurt ihm den Ellbogen ins Gesicht. Der Mann sackte in sich

zusammen. Austin hob das Gewehr auf und warf es Zavala zu. Dann ging er zu einem Schalter und stellte den Alarm ab.

Joe hielt das Gewehr im Anschlag, und Kurt umklammerte das Schwert, als wolle er eine Burg erstürmen. Gemeinsam verließen sie den Laderaum und folgten einem kurzen Gang zu einer Treppe, die hinab in die Steuergondel führte. Von hier oben konnten sie durch die offene Tür sehen. Auf der Brücke waren mehrere Männer beschäftigt, aber Barker gehörte nicht dazu. Austin bedeutete Zavala, sie sollten sich wieder zurückziehen. Die Steuergondel konnte warten. Es hatte wenig Sinn, sich mit den Klauen und Zähnen des Oceanus-Ungeheuers abzugeben, wenn man ihm eventuell den Kopf abschlagen konnte.

Kurt war sich relativ sicher, wo Barker steckte. Sie eilten zurück durch den Laderaum und dann bis zu dem kombinierten Arbeits- und Ausstellungszimmer, in dem sie *Durendal* gefunden hatten. Austin behielt Recht. Der Wissenschaftler und sein narbengesichtiger Handlanger standen über den Kartentisch gebeugt.

Umealiqs animalischer Instinkt ließ ihn die Eindringlinge spüren. Er blickte auf, entdeckte die beiden NUMA-Männer und verzog das Gesicht zu einer Fratze ungezügelter Wut. Barker hörte das Knurren seines Helfers und hob den Kopf. Er war zunächst überrascht, lächelte dann aber. Austin konnte Barkers Augen hinter der Sonnenbrille nicht erkennen, vermutete jedoch, dass sie auf das Schwert gerichtet waren. Wortlos ging Barker zu der Truhe, nahm das Horn herunter und schaute hinein.

»Aber, aber, Mr. Austin. Wie es scheint, sind Sie nicht nur ein blinder Passagier, sondern außerdem ein Dieb.«

Er klappte den Deckel zu und legte das Horn zurück.

Vorher jedoch sah er kurz zu Narbengesicht, der mit einem kaum merklichen Nicken reagierte. Bevor Austin wusste, wie ihm geschah, warf Barker mit dem Horn nach Zavalas Kopf. Joe duckte sich und entging dem Geschoss um wenige Zentimeter. Umealiq nutzte die Ablenkung, um hinter das schwere Sofa zu hechten. Dort kam er wie ein hässlicher Kastenteufel kurz zum Vorschein, gab mit einer Pistole einen ungezielten Schuss ab und verschwand durch eine Tür nach draußen.

»Halt ihn auf, bevor er die anderen alarmiert!«, rief Kurt, doch Zavala war ohnehin bereits unterwegs.

Austin und Barker blieben allein zurück. Der Wissenschaftler lächelte immer noch. »Offenbar machen wir die Sache nur unter uns aus, Mr. Austin.«

Kurt erwiderte das Lächeln. »Dann sind Sie so gut wie erledigt.«

»Große Worte. Aber bedenken Sie Ihre Lage. Umealiq wird Ihren Partner töten und schon bald mit einer Horde Bewaffneter zurückkehren.«

»Bedenken Sie *Ihre* Lage, Barker.« Er hob das Schwert und trat vor. »Ich werde Ihnen jetzt das kalte Herz aus der Brust schneiden und es Ihren mutierten Ungeheuern zum Fraß vorwerfen.«

Barker wirbelte wie ein Balletttänzer herum, riss eine Harpune von der Wand und schleuderte sie erstaunlich zielsicher auf Austin. Kurt duckte sich, und die Harpune durchbohrte die Brust einer der Mumien. Das Gestell mit dem Toten im Ledermantel kippte um und riss das Stück Luftschiffhaut mit sich, auf dem *Nietzsche* stand. Barker nahm die nächste Harpune sowie ein Elfenbeinmesser und griff Austin an.

Kurt schlug mit einem schnellen Schwertstreich die Harpunenspitze ab, öffnete dadurch aber seine Deckung.

Als er zurückweichen wollte, um dem Messer zu entgehen, trat er auf das Horn, das hinter ihm am Boden lag. Er rutschte aus und fiel. Barker schrie triumphierend auf und sprang vor. Austin war auf dem Schwert gelandet und konnte sich nicht damit verteidigen. Das Messer zuckte auf ihn zu. Kurt blockte Barkers Unterarm mit der Handkante ab und wollte ihn packen, aber seine Hand schwitzte. Er ließ das Schwert los und schob die Messerspitze mit der zweiten Hand von seiner Kehle weg.

Im direkten Kräftemessen war Barker unterlegen, und so holte er aus, um erneut zuzustoßen. Austin rollte sich weg und ließ das Schwert liegen. Sie kamen gleichzeitig wieder auf die Beine.

Als Austin nach dem Schwert greifen wollte, zischte die Messerklinge ein paar Zentimeter an seiner Brust vorbei. Barker stieß das Schwert mit dem Fuß weg und griff wieder an. Austin wich zurück, bis er hinter sich die Tischkante spürte. Weiter ging es nicht. Sein Gegner war nun so dicht vor ihm, dass Kurt in den Gläsern der Sonnenbrille das Spiegelbild des eigenen Gesichts sehen konnte.

Barker lächelte und hob das Messer.

Zavala war durch die Türöffnung gesprungen und sofort stehen geblieben. Er hatte erwartet, auf einem Flur zu landen, fand sich stattdessen aber in einer kleinen Kammer von den Ausmaßen einer geräumigen Telefonzelle wieder. An einer Seite führten Sprossen nach oben, und eine kleine Wandleuchte spendete Helligkeit. Darunter hing eine Halterung mit mehreren Taschenlampen, von denen eine fehlte. Joe schnappte sich ebenfalls ein Exemplar und richtete es nach oben. Ihm war so, als würde er im Lichtstrahl eine kurze Bewegung sehen, doch dann

herrschte wieder Dunkelheit. Er hängte sich das Gewehr über die Schulter, steckte die Lampe in den Hosenbund und kletterte los. Der Schacht führte zu einem Steg, der aus in Dreiecksform angeordneten Längsträgern bestand. Sie waren vermutlich Teil des starren Gerüsts, das dem Luftschiff Halt verlieh und zugleich den Zugang ins Innere ermöglichte.

Der Steg kreuzte eine Abzweigung. Zavala hielt den Atem an und hörte ein leises Geräusch, das von einer Schuhsohle stammen konnte, die gegen Metall stieß. Er betrat den neuen Steg und stellte fest, dass dieser der Wölbung der Außenhaut folgte. Auf der anderen Seite drückte sich der weiße Stoff der prallen Gassäcke gegen das Gitter. Nach Joes Schätzung befand er sich in einem Ring, der gemeinsam mit den Längsträgern für die Stabilität des Luftschiffs sorgte.

Seine Theorie bestätigte sich, denn der Steg beschrieb eine Kurve nach oben, so dass Zavala nun direkt über den gewaltigen Gassäcken kletterte. Als er unter dem First des Torpedos einen weiteren dreiwinkligen Steg erreichte, der längs durch das gesamte Luftschiff verlief, war Joe ziemlich außer Atem. Diesmal fiel ihm die Wahl leichter. Er hob die Taschenlampe, sah eine Bewegung und hörte in der Ferne schwere Schritte widerhallen.

Zavala rannte los. Er musste Narbengesicht aufhalten, bevor dieser die Steuergondel erreichte und Alarm auslöste. Joe stieß auf die Kreuzung mit dem nächsten Stützring, sah und hörte aber nichts, was auf Narbengesicht hingedeutet hätte. Vor seinem inneren Auge nahm die Struktur des riesigen Flugkörpers konkrete Gestalt an.

Wenn man sich den Querschnitt des Luftschiffs als Zifferblatt einer Uhr vorstellte, befand er sich derzeit auf zwölf Uhr. Der Steg, auf dem er zunächst gelandet war,

lag auf acht Uhr. Um die Ringe starr zu halten, musste es einen dritten horizontalen Steg auf vier Uhr geben. Vielleicht konnte er Narbengesicht dort den Weg abschneiden.

Er stieg, halb kletternd, halb fallend, den Ring hinunter und hätte beinahe laut gejubelt, als er tatsächlich einen dritten Steg vorfand. Zavala rannte los und hielt an jedem Ring inne, um zu lauschen. Narbengesicht würde wahrscheinlich so weit wie möglich nach vorn vorstoßen, bevor er zur Steuergondel hinabkletterte.

An der dritten Kreuzung hörte Joe jemanden die Metallleiter hinabsteigen. Geduldig wartete er ab, bis er den schweren Atem hören konnte, und schaltete dann erst die Taschenlampe ein. Dort vor ihm hing Narbengesicht wie eine große eklige Spinne an den Sprossen, erfasste sofort den Ernst der Lage und wollte wieder nach oben klettern.

»Keine Bewegung!«, rief Zavala und hob das Gewehr an die Schulter.

Umealiq hielt inne und blickte mit boshafem Grinsen auf Joe hinab. »Idiot!«, rief er. »Na los, schieß doch. Damit unterschreibst du dein eigenes Todesurteil. Falls du mich verfehlst und einen der Wasserstoffsäcke triffst, geht hier alles in Flammen auf, und du und dein Partner werdet sterben.«

Zavalas Mundwinkel zuckten. Als Ingenieur kannte er sich mit den Eigenschaften der diversen Elemente sehr gut aus. Er wusste, dass Wasserstoff hochexplosiv war, aber solange er keine Leuchtschurmunition benutzte, blieb eine Entzündung eher unwahrscheinlich. »Da irrst du dich«, sagte er. »Ich würde einfach nur ein Loch in den Gassack stanzen.«

Das boshafte Lächeln verschwand, und Narbengesicht

richtete seine Pistole auf Joe. Das Sturmgewehr bellte auf. Der Schuss traf Umealiq mitten in die breite Brust und riss ihn von der Leiter. Zavala wich zurück, um nicht von dem fallenden Körper getroffen zu werden. Umealiq starb mit ungläubig verzerrter Miene.

»Du hast dich in noch einem Punkt geirrt«, sagte Zavala.

»Ich verfehle mein Ziel nicht.«

Während Joe noch Narbengesicht jagte, musste Austin weiter um sein Leben kämpfen. Es gelang ihm erneut, mit der linken Handkante das herabstoßende Messer kurz vor der Kehle abzublocken. Mit der Rechten wollte er Barker am Hals packen, aber der zuckte zurück, und Kurts Finger rissen ihm nur die Sonnenbrille vom Gesicht. Unvermittelt starrte er wieder in diese blassgrauen Schlangenaugen. Austin erschrak unwillkürlich, und Barker konnte sein Handgelenk losreißen, um zum nächsten Hieb auszuholen.

Verzweifelt tastete Kurt auf dem Tisch nach einem Briefbeschwerer oder irgendeiner anderen provisorischen Waffe. Er stieß gegen etwas Heißes. Seine Hand hatte eine der Halogenlampen berührt, die die Karte beleuchteten. Er nahm sie und schlug sofort nach Barkers Gesicht, um ihn zu versengen. Barker konnte zwar den Hieb parieren, aber nicht das grelle Licht. Es war, als hätte Austin ihm Säure in die empfindlichen Augen geschüttet. Barker schrie auf, schirmte sein Gesicht mit der Hand ab, torkelte zurück und kreischte etwas in der Sprache der Kiolya. Verblüfft sah Austin zu, welchen Schaden eine einzige Glühbirne anrichten konnte.

Barker stolperte zur Tür hinaus. Austin hob das Schwert auf und folgte ihm. Vor lauter Eile war Kurt zu unvorsichtig, denn Barker lauerte ihm im Laderaum auf. Er stürzte sich sofort am Eingang auf Austin und traf ihn

mit einem Messerhieb an der Brust, diesmal auf der rechten, bislang unversehrten Seite. Austin ließ das Schwert fallen und kippte vom Steg auf die Plastikabdeckung der Fischtanks. Etwas Warmes und Feuchtes durchtränkte sein Hemd.

Barker stieß ein gehässiges Lachen aus. Er stand auf dem Steg, schaute suchend umher und wurde vom Licht aus den Bassins in einen blauen Schimmer getaucht. Erleichtert stellte Kurt fest, dass Barker immer noch geblendet war. Dann versuchte er, auf den Deckeln vorwärts zu kriechen. Die Fische unter dem Kunststoff regten sich, denn sie sahen die Bewegung und rochen das Blut. Barker wandte den Kopf.

»Ganz recht, Mr. Austin, ich kann noch immer nichts sehen. Aber mein scharfes Gehör verleiht mir eine andere Orientierungsmöglichkeit. Der König der Blinden ist ein Mann mit guten Ohren.«

Barker versuchte, Austin zu irgendeiner hörbaren Reaktion zu verleiten. Kurt verlor Blut und wusste nicht, wie lange er noch bei Bewusstsein bleiben würde. Zavala war vielleicht tot. Er musste sich allein behelfen. Es gab nur eine Möglichkeit. Austin schob die nächstgelegene Abdeckung beiseite und stöhnte auf, um das Geräusch zu übertönen.

Barkers Kopf ruckte herum wie eine Radarantenne, die ein Ziel erfasst hatte. Er lächelte, und seine bleichen Augen schauten genau auf Kurt.

»Sind Sie verletzt, Mr. Austin?«

Er kam auf dem Steg ein paar Schritte auf ihn zu. Austin stöhnte abermals und erweiterte den Spalt um einige Zentimeter. Barker verließ den Steg und ging langsam auf den Abdeckungen der Tanks weiter. Kurt warf einen Blick auf die Öffnung. Nur ungefähr dreißig Zentimeter. Er

stöhnte erneut und vergrößerte sie um ein weiteres Stück.

Barker blieb stehen, als ahne er etwas.

»Gehen Sie zum Teufel, Barker«, sagte Austin. »Ich öffne die Schleusentore.«

Barker erschrak und sprang vor, ohne zu registrieren, dass Austin den Deckel weitere dreißig Zentimeter zurückzog – und dann fiel er auch schon in den Tank. Er tauchte kurz unter und kam gleich wieder zurück an die Oberfläche. Sein Gesicht verwandelte sich in eine Maske des Entsetzens, als ihm klar wurde, wo er sich befand. Er klammerte sich an die Kante des Beckens und wollte sich hinausziehen. Der mutierte Fisch in dem Tank war im ersten Moment zurückgewichen, strich nun aber um Barkers Beine. Zusätzlich angestachelt wurde er durch das Blut aus Austins Wunde, das ins Wasser getropft war.

Kurt stand auf und öffnete ungerührt die benachbarten Schleusentore. Barker war schon halb wieder draußen, als die Fische der Nachbarbecken ihn erreichten. Sein Gesicht wurde sogar noch blasser, und er glitt zurück in den Tank. Das Wasser wurde aufgepeitscht, weiße Leiber wirbelten zuckend umher ... und Barkers Körper verschwand in blutigem Schaum.

Austin schaltete den Alarm aus und schleppte sich zu Barkers Räumlichkeiten, wo er in einem Medizinschrank einen Verbandkasten fand. Es gelang ihm, die Blutung zu stillen. Dann holte er das Schwert und wollte soeben Zavala folgen, als sein Partner durch die Tür trat.

»Wo ist Barker?«, fragte Joe.

»Wir hatten eine Meinungsverschiedenheit, und es hat ihn vor Kummer schier zerrissen.« Austin lächelte matt.

»Ich erzähl's dir später. Was ist mit Narbengesicht?«

»Der ist einem tödlichen Gasangriff erlegen.« Er schaute

sich um. »Wir sollten vielleicht von Bord gehen.«

»Es fing gerade an, mir Spaß zu machen, aber ich habe Verständnis für deine Meinung.«

Sie eilten nach vorn zur Steuergondel. In der Kabine hielten sich lediglich drei Männer auf. Einer stand vor einem Speichenrad am vorderen Ende der Gondel, ein anderer neben einem ähnlichen Rad auf der Backbordseite. Der Dritte erteilte ihnen Anweisungen. Als er Austin und Zavala eintreten sah, griff er nach seiner Pistole, aber Kurt hatte keine Lust auf irgendwelche Spielchen.

Er hielt dem Kommandanten die rasiermesserscharfe Schwertklinge an den Adamsapfel. »Wo sind die anderen?«

Der Hass in den dunklen Augen des Mannes wich großer Furcht. »Die bemannen die Halteleinen für die Landung.«

Während Zavala ihm Deckung gab, ließ Austin das Schwert sinken und trat an eines der Fenster. An etwa einem Dutzend Stellen des großen Luftschiffs hingen Seile herab. Die Scheinwerfer der *Nietzsche* beleuchteten die nach oben gewandten Gesichter der Männer, die am Boden warteten, um die Seile zu packen und das Schiff zu vertäuen. Kurt drehte sich um und befahl dem Kommandanten, zusammen mit seinen Männern die Brücke zu verlassen. Dann verriegelte er hinter ihnen die Tür.

»Was meinst du?«, fragte er Zavala. »Kannst du dieses alte Schmuckstück fliegen?«

Joe nickte. »Es steuert sich wie ein großes Schiff. Das Rad da vorn ist das Ruder, und mit dem Rad auf der anderen Seite kontrolliert man die Flughöhe. Lass mich das übernehmen. Es dürfte einiges an Feingefühl erfordern.«

Austin stellte sich ans Ruder. Das Luftschiff war leicht

nach vorn geneigt, so dass er alles am Boden gut erkennen konnte. Die Leute dort unten hatten die ersten Halteleinen gepackt.

Er atmete tief durch und drehte sich zu Zavala um. »Lass uns fliegen.«

Joe betätigte die Höhensteuerung, aber das Luftschiff stieg nicht. Austin stellte die Motoren auf halbe Kraft voraus. Das Schiff gewann an Fahrt, doch die Leinen hielten es am Boden.

»Wir brauchen mehr Auftrieb«, sagte Zavala.

»Sollen wir etwas Ballast abwerfen?«

»Das könnte funktionieren.«

Austin musterte die Schalttafel, bis er fand, wonach er suchte. »Einen Moment«, sagte er und drückte einen Knopf.

Mit lautem Rauschen leerten sich die Tanks. Hunderte von zappelnden Fischen und viele tausend Liter Wasser ergossen sich aus den Schächten unter dem Luftschiff und regneten auf die Männer herab. Die Bodenmannschaft lief auseinander und ließ die Halteleinen los. Einige Unverzagte klammerten sich weiterhin fest und wurden plötzlich in die Höhe gehoben, als das nun deutlich leichtere Luftschiff Auftrieb bekam. Auch sie ließen los.

Die *Nietzsche* nahm schnell wieder Fahrt auf. Austin stellte fest, dass die Steuerung tatsächlich der eines großen Schiffes ähnelte und ebenfalls nur mit Verzögerung reagierte. Er hielt auf das offene Meer zu. Im goldenen Schimmer der Morgendämmerung erkannte er einige Meilen vor der Küste die Silhouette eines Boots. Dann lenkte ihn ein lautes Hämmern an der Kabinentür ab.

»Ich glaube, wir sind hier nicht mehr erwünscht, Joe«, rief er über die Schulter.

»Ich wusste gar nicht, dass wir je erwünscht *waren*, aber ich will nicht mit dir streiten.«

Austin steuerte auf das Boot zu. Als sie näher kamen, schaltete er die Motoren auf langsame Fahrt voraus. Zavala stellte das Höhenruder auf größtmöglichen Auftrieb ein. Dann kletterten sie aus den Fenstern und packten jeder ein Halteseil. Austin hatte dabei aufgrund seiner frischen Verletzung einige Schwierigkeiten, aber es gelang ihm, das Seil um seine Beine zu wickeln und mit kontrollierter Geschwindigkeit nach unten zu rutschen. Als das Luftschiff zu steigen begann, ließen sie sich ins Wasser fallen.

Einige Minuten zuvor hatte Paul auf seinem Posten den unverkennbaren Klang großer Motoren vernommen. Im Luftraum über der Oceanus-Fabrik ging irgendetwas vor sich. Eben noch hatten starke Suchscheinwerfer den Himmel abgeleuchtet. Dann sah Trout einen riesigen Schatten, und die Lichter spiegelten sich in der metallischen Haut eines Luftschiffs. Es flog aufs Meer hinaus und sank allmählich tiefer, je mehr es sich dem Boot näherte.

Paul weckte Gamay und bat sie, den Rest der Besatzung zu alarmieren. Er fürchtete, Oceanus könne Verstärkung aus der Luft herbeigerufen haben. Kurz darauf kam der Kapitän verschlafen an Deck.

»Was ist los?«, fragte er.

Paul deutete auf das Luftschiff, das in den goldenen Strahlen der Morgensonne regelrecht zu erglügen schien.

»Wir sollten lieber die Beine in die Hand nehmen. Ich weiß nicht, ob das Freund oder Feind ist.«

Der Kapitän war schlagartig hellwach und rannte auf die Brücke.

Professor Throckmorton kam ebenfalls aus seiner Kabine gelaufen. »Du lieber Gott«, sagte er. »Ich habe noch nie etwas so Großes gesehen.«

Der Motor des Trawlers erwachte zum Leben, und sie setzten sich in Bewegung. Nervös verfolgten sie, wie das Luftschiff immer näher kam. Es bewegte sich unstedt nach rechts und links, seine Nase hob und senkte sich, aber es steuerte unbeirrt auf sie zu. Nun flog es so tief, dass die herabhängenden Seile das Wasser berührten.

Gamay hatte vor allem die Steuergondel im Blick behalten. Sie sah jemanden dort am Fenster, und dann kletterten zwei Männer hinaus und seilten sich ab. Gamay machte Paul darauf aufmerksam. Er grinste breit. Der Kapitän war auf das Deck zurückgekehrt. Paul bat ihn, das Boot anzuhalten.

»Aber dann erwischen sie uns.«

»Ganz recht, Kapitän, ganz recht.«

Der Mann murmelte etwas vor sich hin und lief wieder auf die Brücke. Paul und Gamay holten einige Besatzungsmitglieder und machten das Schlauchboot des Trawlers bereit. Der Motor wurde in den Leerlauf geschaltet, und die Fahrgeschwindigkeit verlangsamte sich. Die gewaltige Silhouette des Luftschiffs schien den ganzen Himmel auszufüllen. Als es querab vorbeiflog, ließen die beiden Gestalten die Seile los und landeten mit lautem Platschen im Wasser. Das Schlauchboot fuhr sofort zu ihnen, und Paul und Gamay zogen Zavala und Austin an Bord.

»Schön, dass ihr vorbeischaud«, sagte Paul.

»Schön, dass ihr uns mitnehmt«, erwiderte Austin.

Obwohl Kurt vor Freude lächelte, ließ er das Luftschiff vorerst nicht aus den Augen. Zu seiner Erleichterung ging es in den Steigflug über und entfernte sich. Barkers

Männer mussten die Tür zur Steuergondel aufgebrochen haben. Mit ihren automatischen Waffen hätten sie das Boot und alle Insassen leicht unter Feuer nehmen können, aber ohne Toonook, ihren großen Führer, waren die Kiolya kopflos.

Wenig später streckten sich Austin und den anderen mehrere Hände entgegen und halfen ihnen an Bord des Forschungsschiffes. Kurt und Joe wurden unter Deck gebracht und mit trockener Kleidung ausgestattet. Gamay legte Austin fachgerecht einen Verband an. Seine neue Verletzung würde eventuell mit ein paar Stichen genäht werden müssen, sah aber schlimmer aus, als sie war. Immerhin würde er dann passende Narben auf beiden Seiten des Brustkorbs haben, tröstete sich Kurt. Er und Zavala saßen mit den Trouts in der Messe, tranken starken Kaffee und genossen die Wärme des Ofens, als der Koch, ein Neufundländer, sie fragte, ob sie jetzt gern frühstücken würden.

Austin wurde klar, dass sie seit dem Imbiss vom Vortag nichts mehr gegessen hatten. Nach Zavalas Blick zu urteilen, war dieser ebenso hungrig.

»Ja, zaubern Sie uns was Schönes«, sagte Austin.
»Hauptsache, die Portion ist groß genug.«

»Ich könnte mit Fischpfannkuchen und Eiern dienen«, sagte der Koch.

»*Fisch*pfannkuchen?«, fragte Zavala.

»Ja, klar. Das ist bei uns in Neufundland eine echte Spezialität.«

Kurt und Joe sahen sich an. »Nein danke«, sagten sie.

Bear hielt sein Versprechen.

Therri hatte dem Buschpiloten über Funk mitgeteilt, dass sie fast fünfzig Leute evakuieren mussten, und ihn um Hilfe gebeten. Bear hatte keine Fragen gestellt, sondern sofort alle Kollegen in hundert Meilen Umkreis verständigt. Nun kamen aus allen Richtungen Wasserflugzeuge herbeigeeilt, um die Passagiere vom Seeufer abzuholen. Die Kranken und Alten waren zuerst an der Reihe, dann die Jüngeren. Therri stand am Wasser, winkte zum Abschied ihrer neuen Freundin Rachael hinterher und fühlte sich zugleich erleichtert und traurig.

Ryans blutige Tapferkeitsmedaille verschaffte ihm einen Platz in einer der ersten Maschinen. Um die Blutung zu stillen, war die Wunde provisorisch verbunden worden, doch nun brachte man ihn und die anderen in ein kleines, aber gut ausgestattetes Provinzkrankenhaus. Die Brüder Aguirrez sorgten selbst für ihren Rücktransport. Sie riefen den Eurocopter, um sich zurück auf die Jacht fliegen zu lassen und dort den Verlust der SeaCobra und ihrer Piloten zu melden.

Bevor auch sie evakuiert wurden, fuhren Ben und einige seiner jüngeren Stammesgefährten noch einmal über den See, um in Erfahrung zu bringen, was von Barkers Komplex noch übrig war. Bei ihrer Rückkehr berichteten sie, es sei kein Stein auf dem anderen geblieben. Als Therri sich nach dem Schicksal der Monsterfische erkundigte, lächelte Ben nur und sagte: »Die wurden gegrillt.«

Therri, Ben und Mercer gehörten zur letzten Gruppe. Diesmal wirkten die Stoffwürfel in Bears Cockpit überaus

beruhigend. Als das Flugzeug abhob, blickte Therri auf den großen schwarzen Fleck hinab, in dessen Mitte einst Barkers unglaublicher Hangar gestanden hatte.

»Da gab es offenbar einen kleinen Waldbrand«, rief Bear, um das Dröhnen des Motors zu übertönen. »Wissen Sie etwas darüber?«

»Jemand hat leichtsinnig mit Streichhölzern gespielt«, sagte Mercer und musste grinsen, als er Bears skeptischen Blick bemerkte. »Wenn wir gelandet sind, erzähle ich Ihnen die ganze Geschichte bei einem Glas Bier.«

Es wurden dann sogar ziemlich viele Gläser Bier.

Austin und Zavala freuten sich derweil, wieder bei den Trouts zu sein, und fuhren auf Throckmortons Forschungsschiff gemächlich zurück in den Hafen. Der Professor war noch immer schockiert über Barkers wahnsinnigen Plan und versprach, vor Senator Grahams Kongressausschuss auszusagen, sobald er das kanadische Parlament über die Gefahren gentechnisch veränderter Fische unterrichtet hatte.

In Washington traf Austin sich mit Sandecker und lieferte seinen Bericht ab. Der Admiral folgte der Erzählung von Barkers Niedergang mit großer Aufmerksamkeit, aber am meisten faszinierte ihn *Durendal*. Behutsam hielt er das Schwert in Händen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Seeleuten war Sandecker nicht abergläubisch, und so zog Austin unwillkürlich eine Augenbraue hoch, als der Admiral die schimmernde Klinge betrachtete und murmelte: »Diese Waffe ist verzaubert, Kurt. Sie wirkt beinahe lebendig.«

»Das Gefühl hatte ich auch«, sagte Austin. »Als ich das Schwert zum ersten Mal in die Hand genommen habe, schien ein elektrischer Strom vom Griff in meinen Arm zu

fließen.«

Sandecker blinzelte, als würde er aus einem Traum erwachen, und steckte das Schwert zurück in die Scheide.

»Das ist natürlich nur dummer Aberglaube.«

»Natürlich. Was sollen wir Ihrer Meinung nach damit anfangen?«

»Da habe ich nicht den geringsten Zweifel. Wir geben es dem letzten rechtmäßigen Eigentümer zurück.«

»Roland ist tot, und falls es sich bei der Mumie, die ich gesehen habe, um Diego handelt, wird auch er in nächster Zeit keine Ansprüche auf *Durendal* geltend machen.«

»Ich denke darüber nach. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mir das Schwert in der Zwischenzeit ausleihe?«

»Ganz und gar nicht, obwohl ich es gut gebrauchen könnte, um mich durch die Berge von Papierkram zu hacken.«

Sandecker zündete sich eine Zigarre an und warf das Streichholz in den Kamin. Dann ließ er sein typisches Krokodilsgrinsen aufblitzen. »Ich habe für den Umgang mit den Formularen unserer Bürokraten stets Feuer bevorzugt.«

Ein paar Tage später klingelte das Telefon auf Austins Schreibtisch. Sandecker war am Apparat. »Kurt, falls Sie kurz Zeit haben, kommen Sie doch bitte hoch in mein Büro. Und bringen Sie Joe mit. Hier sind ein paar Leute, die Sie gern sehen würden.«

Austin machte Zavala in der Entwicklungsabteilung für Tiefseetauchboote ausfindig und teilte ihm Sandeckers Bitte mit. Sie trafen gleichzeitig vor dem Büro des Admirals ein. Die Sekretärin lächelte und winkte sie durch. Sandecker begrüßte sie direkt an der Tür und führte sie ins Nervenzentrum der NUMA.

»Kurt. Joe. Schön, dass Sie kommen konnten«, sagte er überschwänglich und nahm die beiden Männer beim Arm.

Austin musste unwillkürlich lächeln. Wenn Sandecker rief, hatte man kaum eine andere Wahl. Wer sich verspätete oder gar überhaupt nicht kam, sah sich dem uneingeschränkten Zorn des Admirals ausgesetzt.

Hinter Sandecker standen Balthazar Aguirrez und seine beiden Söhne. Als der Baske Austin erblickte, brach er in freudiges Gelächter aus und schüttelte erst ihm und dann Zavala mit stählernem Griff die Hand.

»Ich habe Mr. Aguirrez und seine Söhne um einen Besuch gebeten, damit wir uns bei ihnen für die Hilfe in Kanada bedanken können«, sagte Sandecker. »Ich erzähle gerade vom Ablauf Ihrer Mission.«

»Ohne Ihre Unterstützung hätten wir es nicht geschafft«, erklärte Austin. »Der Verlust Ihres Helikopters und der Piloten tut mir Leid. Und Pablos Verletzung.«

Aguirrez winkte ab. »Danke, mein Freund. Der Hubschrauber war bloß eine Maschine und lässt sich leicht ersetzen. Und die Wunde meines Sohnes heilt sehr gut, wie Sie selbst sehen. Der Tod der Piloten ist schlimm, aber wie alle Männer auf meinem Boot waren auch sie hoch bezahlte Söldner und sich der Gefahren ihres Berufs durchaus bewusst.«

»Trotzdem – es bleibt ein tragischer Verlust.«

»Da sind wir uns einig. Es freut mich, dass Ihre Mission ein Erfolg gewesen ist, aber haben Sie auch etwas über das Schwert und das Horn herausgefunden?«

»Wie es scheint, hatten Ihre Reliquien eine lange und mühselige Reise hinter sich«, sagte Sandecker. »Mit Hilfe des Logbuchs, das Kurt in Barkers makaberem Museum entdeckt hat, konnten wir die Bruchstücke der Geschichte zusammensetzen. Ihr Vorfahr Diego ist von den Färöer-

Inseln aus über den Atlantik gesegelt, hat aber nie das Festland erreicht. Er und seine Mannschaft sind gestorben, höchstwahrscheinlich an einer Krankheit. Die Karavelle trieb ins Polareis und wurde erst viele hundert Jahre später entdeckt, und zwar von der *Nietzsche*, einem Luftschiff auf geheimer Fahrt zum Nordpol. Die Leiche Ihres Vorfahren konnte geborgen werden, aber ein technisches Problem zwang das Luftschiff zur Notlandung auf dem Eis. Dort fanden es die Kiolya und nahmen nicht nur Diegos sterbliche Überreste, sondern auch die des Kapitäns Heinrich Braun mit.«

»Diese Geschichte hat Kurt mir schon erzählt«, sagte Aguirrez ungeduldig. »Aber was ist aus den Reliquien geworden?«

»Gentlemen, ich bin unhöflich«, sagte Sandecker. »Bitte nehmen Sie Platz. Ich schätze, es ist Zeit für einen Brandy.«

Der Admiral deutete auf die bequemen Ledersessel, die vor seinem wuchtigen Schreibtisch standen, und ging zu einer hinter der Wandtäfelung versteckten Bar. Von dort kam er mit einer Karaffe zurück und schenkte jedem der Männer einen Brandy ein. Dann steckte er seine Nase in das bauchige Glas, schloss die Augen und genoss den Duft. Schließlich öffnete er den Humidor, holte eine Hand voll der für ihn persönlich angefertigten Zigarren heraus, reichte sie herum und klopfte sich auf die Brusttasche seines marineblauen Blazers.

»Ich habe anscheinend meinen Zigarrenschneider verlegt. Hat einer von Ihnen zufällig ein Messer dabei? Ach, nicht nötig.« Er griff unter seinen Schreibtisch, holte ein Schwert samt Scheide hervor und legte es auf den Tisch.

»Hiermit geht's auch.«

Balthazars dunkle Augen weiteten sich ungläubig. Er stand auf, griff nach der Scheide und wog sie vorsichtig in beiden Händen, als wäre sie aus Glas gefertigt. Dann zog er mit zitternden Fingern das Schwert und reckte es hoch empor, als wolle er die Armee Karls des Großen in die Schlacht führen.

Seine Lippen formten ein einziges geflüstertes Wort.

»*Durendal*.«

»Das Horn trifft in ein paar Tagen ein, zusammen mit den sterblichen Überresten Ihres Vorfahren«, sagte Sandecker.

»Ich dachte mir, Sie würden vielleicht in der Lage sein, diese unbezahlbaren Reliquien dem rechtmäßigen Eigentümer zurückzubringen.«

Balthazar schob das Schwert zurück in die Scheide und gab es seinen Söhnen.

»Der rechtmäßige Eigentümer ist das baskische Volk. Ich werde das Schwert und das Horn des Roland benutzen, um endlich die baskische Unabhängigkeit herbeizuführen.« Er lächelte. »Aber auf friedlichem Weg.«

Sandeckers klare blaue Augen funkelten vor Vergnügen über den Erfolg seiner theatralischen Geste. Er hob das Glas. »Darauf trinken wir.«

Später an jenem Tag rief Ryan bei Austin an und sagte, er sei zurück in Washington und wolle am »üblichen Ort« mit Kurt sprechen. Austin traf einige Minuten zu früh auf Roosevelt Island ein und wartete vor der Statue. Als er Ryan kommen sah, fiel ihm auf, wie blass und ausgemergelt er nach der Schussverletzung immer noch wirkte. Aber da war noch etwas. Sein arrogant vorgerecktes Kinn und sein jugenhaftes Besserwissergrinsen,

die Ryans gutes Aussehen geschmälert und Austin geärgert hatten, waren weg. Ryan sah ernster und erwachsener aus.

Er lächelte und gab Austin die Hand. »Danke, dass Sie Zeit für mich haben, Kurt.«

»Wie geht es Ihnen?«

»Als hätte man mich als Zielscheibe missbraucht.«

»Ich wünschte, ich könnte behaupten, man gewöhne sich daran«, sagte Austin und musste an die Narben denken, die er selbst im Laufe der Jahre davongetragen hatte. »Zu wissen, dass Sie Barkers Pläne durchkreuzt haben, dürfte den Schmerz ein wenig lindern. Herzlichen Glückwunsch.«

»Ohne die Hilfe von Ben, Chuck und Diego Aguirrez hätte ich es nicht geschafft.«

»Seien Sie nicht zu bescheiden.«

»Sie sind derjenige, der viel zu bescheiden ist. Ich habe von Ihren Abenteuern an Bord des Luftschiffs gehört.«

»Ich hoffe, das hier endet nicht damit, dass wir gegenseitige Fanklubs gründen«, sagte Austin. »Ich möchte doch nicht eine so wunderbare Beziehung gefährden.«

Ryan lachte. »Ich habe Sie hergebeten, um mich bei Ihnen zu entschuldigen. Ich weiß, dass ich mich mehr als nur ein bisschen anmaßend und selbstgerecht verhalten habe.«

»Das kann doch jedem mal passieren.«

»Da ist noch etwas. Ich habe versucht, Therri zu benutzen, um Ihre Unterstützung zu erlangen.«

»Ich weiß. Ich weiß aber auch, dass Therri viel zu selbständig ist, um sich benutzen zu lassen.«

»Wie dem auch sei, ich wollte mich vor meiner Abreise

unbedingt entschuldigen.«

»Das klingt, als würden Sie nun in den Sonnenuntergang reiten.«

»So wie Shane? Nein, dazu ist es noch zu früh. Ich werde in ein paar Tagen nach Bali fliegen, um dort den illegalen Handel mit Meeresschildkröten anzuprangern. Danach muss ich mich um die Rettung der Seelöwen von Südafrika kümmern und erkunden, was wir gegen die unerlaubte Jagd im Galapagos-Naturschutzgebiet unternehmen können. Dazwischen werde ich Spenden für das Nachfolgeschiff der *Sea Sentinel* sammeln.«

»Eine beachtliche Liste. Viel Glück.«

»Das kann ich gut gebrauchen.« Ryan sah auf die Uhr.

»Verzeihen Sie die Eile, aber ich muss noch unsere Truppen organisieren.«

Sie gingen zum Parkplatz und gaben sich noch einmal die Hand.

»Wenn ich recht verstanden habe, treffen Sie sich diese Woche mit Therri.«

»Wir essen gemeinsam zu Abend, sobald wir die Büroarbeit erledigt haben.«

»Ich verspreche, Sie nicht wie neulich in Kopenhagen zu stören.«

»Keine Angst«, sagte Austin, blickte gen Himmel und lächelte geheimnisvoll. »Dort, wohin ich Therri diesmal zum Essen ausführe, wird *niemand* uns stören.«

»Noch etwas Champagner, Mademoiselle?«, fragte der Kellner.

»Vielen Dank«, sagte Therri lächelnd. »Sehr gern.«

Der Mann füllte das edle Kristallglas nach und drehte die Flasche Moët mit professioneller Geste. Dann schlug er die Absätze zusammen und kehrte an seinen Platz zurück, um beim leisesten Anzeichen sogleich wieder zur Verfügung stehen zu können. Er war makellos gekleidet, hatte das schwarze Haar mit glänzender Pomade nach hinten gekämmt und trug einen bleistiftdünnen Oberlippenbart. Seine Haltung war perfekt: eine Mischung aus gelangweiltem Desinteresse und ungeteilter Aufmerksamkeit.

»Er ist *großartig*«, flüsterte Therri. »Wo hast du ihn aufgetrieben?«

»Im Orient-Express«, sagte Austin. Als er Therri zweifelnde Miene sah, fügte er hinzu: »Ich gestehe, ich habe ihn mir vom Veranstaltungsservice der NUMA ausgeliehen. Er hat als Restaurantchef des La Tour d'Argent in Paris gearbeitet, bis er von Sandecker zur NUMA abgeworben wurde.«

»Mit der Organisation unseres Abendessens hat er sich selbst übertroffen«, sagte Therri. Sie saßen an einem Tisch für zwei Personen, gedeckt mit einem weißen gestärkten Leinentuch. Das Geschirr und das Tafelsilber waren im Stil des Art déco gehalten. Um Abendgarderobe wurde gebeten.

Therri trug ein atemberaubendes, trägerloses schwarzes Abendkleid und Austin seinen neuen Smoking, nachdem

der alte dem Washingtoner Hundeschlittenrennen zum Opfer gefallen war. Sie nickte in Richtung eines Streichquartetts, das im Hintergrund Mozart spielte. »Ich vermute, die Musiker kommen vom National Symphony Orchestra.«

Austin lächelte verlegen. »Das sind Freunde aus der Ingenieurabteilung der NUMA, die am Wochenende zusammen üben. Ziemlich gut, nicht wahr?«

»Ja. Und das Essen war ebenfalls hervorragend. Ich weiß nicht, wer der Koch ist, aber ...« Sie hielt inne, weil ihr Austins Blick nicht entging. »Sag nichts. Er arbeitet auch bei der NUMA.«

»Nein. Er heißt St. Julien Perlmutter und ist ein Freund von mir. Er hat darauf bestanden, heute Abend für uns zu kochen. Ich stelle ihn dir später vor.«

Therri trank einen Schluck Champagner und wurde plötzlich melancholisch. »Bitte verzeih, aber ich muss immer wieder an Dr. Barker und seine furchtbaren Geschöpfe denken. Das alles kommt mir wie ein Alptraum vor.«

»Ich wünschte, es wäre bloß ein Traum gewesen. Barker und seine Handlanger waren sehr real. Genau wie seine Frankenfische.«

»Was für ein seltsamer, schrecklicher Mann er gewesen ist. Ich schätze, wir werden nie erfahren, wie ein so brillanter Verstand dermaßen böse werden konnte.«

»Umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass sein Vorfahr ein sehr anständiger Mensch gewesen ist, sofern man den Berichten glauben darf. Der ursprüngliche Frederick Barker sah die Hungersnot der Eskimos und wollte die anderen Kapitäne davon überzeugen, keine Walrosse mehr zu töten.«

»Seine Erbanlagen müssen sich bei der Weitergabe von

Generation zu Generation irgendwie verändert haben«, sagte sie.

»Dazu noch ein wenig Größenwahn und schon erhält man einen verrückten Wissenschaftler, der sich für die Verkörperung eines bösen Geistes hält.«

»Irgendwie komisch, nicht wahr?«, sagte sie nach kurzem Nachdenken. »Barker war ein Produkt fehlgeleiteter Gene. Genau diesen Prozess hat er in seinem Labor dazu genutzt, um aus normalerweise friedlichen Fischen wahre Ungeheuer zu erschaffen. Immer wenn ich an diese armen verunstalteten Kreaturen denke, läuft mir ein Schauer über den Rücken.« Sie blickte besorgt auf. »Diese wahnsinnigen Experimente wurden doch hoffentlich eingestellt, oder?«

Austin nickte. »Barker war ein echtes Genie. Er hat nichts aufgeschrieben, sondern alle Details im Kopf behalten. Dieses Wissen ist mit ihm gestorben.«

»Mag sein, doch nichts hindert einen ähnlich brillanten Geist daran, Barkers Arbeit wieder aufzunehmen.«

»Stimmt, aber die Schlupflöcher im Gesetz existieren bald nicht mehr. Gentechnisch veränderter Fisch wird in den USA verboten sein. Die Europäer sind ebenfalls entschlossen, Frankenfisch dauerhaft von ihren Speisekarten zu streichen. Ohne Markt gibt es kein Geld, also besteht auch kein Ansporn.«

»Was ist mit den restlichen Kiolya?«

»Die sind verhaftet, tot oder auf der Flucht. Ohne Barker, der sie in einen regelrechten Bluttausch versetzen konnte, werden sie meines Erachtens keine Bedrohung mehr darstellen. Barkers Firmen stehen zum Verkauf. Die Wölfe reißen seinen riesigen Konzern in Fetzen. Und jetzt möchte ich dir eine Frage stellen. Wie geht es mit dir und den SOS weiter?«

»Wir trennen uns. Ich bin zu dem Entschluss gelangt, dass Kommandounternehmen nicht meinem Stil entsprechen. Senator Grahams Stab hat mir eine Stelle als Rechtsberaterin in Umweltfragen angeboten.«

»Es freut mich, dass du in der Nähe sein wirst.«

Der Kellner brachte ein schwarzes Telefon an den Tisch.

»Mr. Zavala wünscht mit Ihnen zu sprechen«, sagte er.

»Tut mir Leid, dass ich euch beim Essen stören muss«, ertönte Joes Stimme aus dem Hörer. »Ich dachte nur, du solltest wissen, dass wir bald in den Landeanflug übergehen.«

»Danke, sehr aufmerksam. Wie viel Zeit haben wir noch?«

»Genug für einen sehr langen Tanz.«

Austin lächelte und legte auf. »Das war Joe aus der Steuergondel. Wir landen bald.«

Therri blickte aus dem großen Panoramafenster auf den Lichterteppich weit unter ihnen. »Das ist wunderschön. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Aber verrät mir doch bitte, wie du es geschafft hast, dieses Luftschiff für ein solches Essen nutzen zu dürfen.«

»Ich musste meine Beziehungen spielen lassen. Die Deutschen sind ganz wild darauf, das erste Luftschiff zurückzubekommen, das am Nordpol gelandet ist. Als ich hörte, dass die *Nietzsche* von Kanada nach Washington geflogen werden soll, habe ich die Dienste eines erfahrenen Piloten angeboten und im Gegenzug den Speisesaal für ein paar Stunden mit Beschlag belegt. Es schien die einzige Möglichkeit zu sein, ungestört mit dir zu Abend zu essen.«

Er sah auf die Uhr. »Der Pilot sagt, wir haben Zeit für einen Tanz.«

»Sehr gern.«

Sie standen vom Tisch auf. Kurt bot Therri den Arm an und schlenderte mit ihr in den Salon. Dort im gedämpften Licht schaltete Austin einen Plattenspieler ein, und die sanften Töne der Glenn Miller Band erklangen. »Ich dachte mir, die Musik sollte zur damaligen Zeit passen.«

Therri blickte abermals hinab auf die Lichter der Großstadt. Dann drehte sie sich um. »Vielen Dank für diesen außergewöhnlichen Abend.«

»Er ist noch nicht vorbei. Nach der Landung können wir bei mir zu Hause einen kleinen Schlummertrunk zu uns nehmen. Und wer weiß, was uns noch so einfällt?«

»Oh, ich weiß *genau*, was uns einfällt«, sagte sie mit verträumtem Lächeln.

Er nahm sie in die Arme, atmete den Duft ihres Parfüms ein, und dann tanzten sie hoch über der Erde mitten zwischen den Sternen.